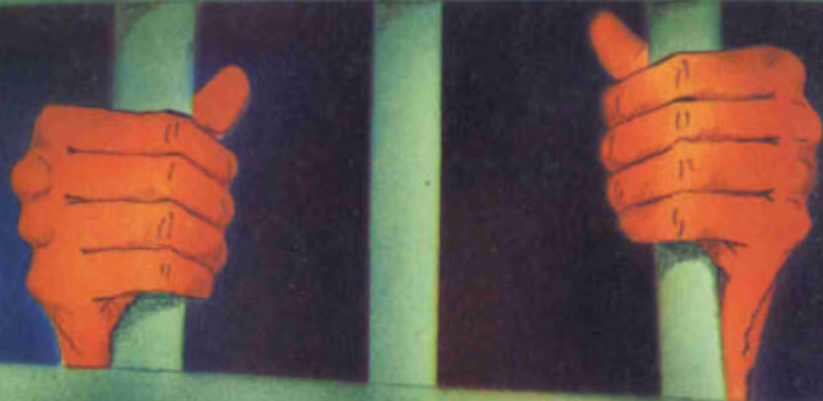


ROBERT SHECKLEY

Die Menschenfalle



G

Science Fiction

Menschen und Maschinen,
Roboter und Raumschiffe –
in Geschichten voll
faszinierender Spannung

Goldmanns WELTRAUM Taschenbücher

Ungekürzte Ausgabe • Made in Germany • I
© 1968 by Robert Sheckley.
© 1969 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Goldmann Verlag, München.
Titel des amerikanischen Originals: The People Trap.
Ins Deutsche übertragen von Norbert Wölfl.
Herausgegeben unter wissenschaftlicher Beratung von Dr. Herbert W. Franke.
Alle Rechte, auch die der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.
Jeder Nachdruck bedarf der Genehmigung des Verlages.
Umschlagentwurf von Eyke Volkmer.
Gesetzt aus der Linotype-Garamond-Antiqua.
Druck: Presse-Druck- und Verlags-GmbH. Augsburg.
WTB 0110 • sp/hf

Inhalt

Die Menschenfalle

(The People Trap)

Zutritt verboten

(Restricted Area)

Denk nicht so laut

(The Odor of Thought)

Was man wirklich braucht

(The Necessary Thing)

Redferns Labyrinth

(Redfern's Labyrinth)

Der Beweis

(Proof of the Pudding)

Die letzte Waffe

(The last Weapon)

Große Fische

(Fishing Season)

Traumwelt

(Dreamworld)

Diplomatische Immunität

(Diplomatic Immunity)

Geist V

(Ghost V)

Das Allerhöchste

(The Victim from Space)

Die Menschenfalle

1

Es war der Tag des Landrennens – ein Tag voll quälender Hoffnung und jammervoller Tragödie, ein Tag, der typisch war für das unglückliche einundzwanzigste Jahrhundert.

Steve Baxter hatte versucht, den Startpunkt ebenso rechtzeitig zu erreichen wie die anderen Teilnehmer, aber er hatte die dafür erforderliche Zeit unterschätzt. Nun hatte er den Ärger. Sein Teilnehmerausweis, die Plakette auf dem Jackettkragen, hatte ihm ohne Zwischenfall den Weg durch den äußeren Zuschauerkreis, die sogenannte ›Exomasse‹, gebahnt. Aber weder eine Plakette noch seine Ellbogen waren ein sicheres Mittel, auch durch den dichten inneren Kern von Menschenleibern, die ›Endomasse‹, hindurchzugelangen.

Baxter schätzte die Dichte dieser inneren Menschenmasse auf 8,7 – also war fast der Punkt der Pandemie erreicht. Jeden Augenblick konnte es zu einem Ausbruch kommen, obgleich die Behörden die Endomasse gerade mit einem Beruhigungsmittel übersprüht hatten. Wenn man genügend Zeit zur Verfügung hatte, konnte man die Endomasse umgehen; aber Baxter blieben bis zum Start des Rennens nur noch sechs Minuten.

Trotz des Risikos, das er damit einging, drängte er sich mitten durch die Menge hindurch. Sein Gesicht zeigte ein starres Lächeln, das beim Umgang mit einer hochverdichteten Menschenmenge unumgänglich war. Er konnte den Startpunkt schon vor sich sehen – ein erhöhtes Podium im Glebe Park von Jersey City. Die anderen Läufer waren bereits versammelt. Noch zwanzig Meter, dachte Steve. Hoffentlich bricht das wilde Tier in diesen Menschen nicht los!

Er drang tief in die Endomasse ein, aber dann mußte er sich immer noch einen Weg durch den innersten Kern bahnen. Dieser Kern setzte sich aus muskulösen Männern mit herabhängender Kinnlade und unstemmigen Blick zusammen – eine Zusammenballung von Hysterophilen, wie es in der Fachsprache der Pande-

miologen hieß. Diese Männer standen dichtgedrängt wie Sardinien in einer Büchse; sie reagierten wie ein geschlossener Organismus und waren zu keiner anderen Reaktion fähig als zu blindem Widerstand und sinnloser Wut gegen alles und jeden, der ihre Reihen zu durchbrechen suchte.

Steve zögerte einen Augenblick. Der Mob dieser Kerntruppe war gefährlicher als die berühmten Wasserbüffel der Antike; Gesichter mit geblähten Nüstern starrten ihm böse entgegen, Füße bewegten sich unheildrohend im Staub.

Ohne zu überlegen stürzte sich Baxter mitten hinein. Er spürte die Schläge, die auf seinen Rücken und seine Schultern niederprasselten, und er hörte das aufgebrachte Knurren der Endomasse. Gesichtslose Leiber zwängten ihn ein, bis er fast keine Luft mehr bekam. Erbarmungslos drängten sie näher und näher heran.

Dann kam ihm die Vorsehung zu Hilfe. Die Behörden schalteten den Muzak ein. Diese uralte, geheimnisvolle Musik, die seit einem Jahrhundert auch die wildesten Berserker beruhigte, verfehlte auch diesmal ihre Wirkung nicht. Die Endomasse wurde vorübergehend gezähmt und bewegungsunfähig gemacht. Es gelang Baxter, sich zur Startlinie hindurchzukämpfen.

»Gentlemen!« las der Schiedsrichter vor. »Sie sind hier versammelt, um an einem Rennen teilzunehmen, bei dem es um Land aus dem Besitz der öffentlichen Hand geht. Sie, die fünfzig Glücklichen, wurden durch eine staatliche Lotterie aus der Gesamtheit von fünfzig Millionen Bewerbern im Bezirk Süd-Westehester ermittelt; Das Rennen beginnt an dieser Startlinie und endet an der Ziellinie vor dem Grundbuchamt am Times Square in New York. Die Strecke beträgt im Mittel etwa 5,7 Landmeilen. Die Teilnehmer sind berechtigt, jede beliebige Route zu wählen – auf dem Boden, darunter oder darüber. Es wird nur eine einzige Bedingung gestellt: daß Sie das Rennen persönlich beenden. Ersatzmänner sind unzulässig. Die zehn Ersten des Rennens...«

Totenstille senkte sich auf die Menge herab.

»... erhalten je einen Morgen unbelasteten Grundbesitz mitsamt einem Haus und landwirtschaftlichem Gerät. Jedem Sieger wird darüber hinaus vom Staat die kostenlose Übersiedlung zu seinem neuen Eigentum gewährt, und zwar für ihn und für seine nächsten Angehörigen. Und dieser obengenannte Morgen Land soll sein freier und unveräußerbarer Besitz und sein Eigentum sein für alle Zeiten, solange die Sonne scheint und die Wasser fließen, für ihn und seine Erben bis ins dritte Glied.«

Bei diesen Worten ging ein Aufseufzen durch die Menge. Nicht einer von ihnen hatte jemals einen ganzen schuldenfreien Morgen Land gesehen, geschweige denn davon geträumt, jemals einen zu besitzen. Ein ganzer Morgen Land, nur für sich allein und die eigene Familie, ein Grundbesitz, den man mit keinem teilen mußte – das überstieg ganz einfach die kühnsten Wunschträume.

Der Schiedsrichter fuhr fort: »Es wird ferner darauf hingewiesen, daß die Regierung keinerlei Haftung für eventuelle Todesfälle übernimmt, die sich im Verlauf dieses Rennens ereignen sollten. Ich weise pflichtgemäß darauf hin, daß die durchschnittliche Todesquote bei Landrennen etwa bei 68,9 Prozent liegt. Wer seine Bewerbung jetzt noch rückgängig machen möchte, darf das ungehindert tun.«

Der Schiedsrichter wartete. Für einen Augenblick überlegte Steve Baxter, ob er nicht den ganzen selbstmörderischen Plan fallen lassen sollte. Sicher würden er und Adele und die Kinder und Tante Flo und Onkel George auch weiterhin irgendwie in ihrer gemütlichen Einzimmerwohnung im Larchmont-Fred-Allen-Gedächtnis-Mittelstands-Siedlungs-Projekt zurechtkommen. Schließlich war er kein ausgesprochener Mann der Tat, kein muskelstrotzender Draufgänger, kein Streithahn mit Haaren auf den Fäusten. Er war Fachberater für System-Deformierungen, und zwar ein guter. Außerdem war er ein verträglicher, leptosomer Typ mit ungeübten Muskeln und einer ausgesprochenen Neigung zur Kurzatmigkeit. Warum in aller Welt sollte er sich mitten in die Gefahren New Yorks stürzen, mitten hinein in die dunkle Wildnis der berüchtigtsten aller Dschungelstädte?

»Geben Sie's lieber auf, Steve«, sagte neben ihm eine Stimme, gleichsam ein gespenstisches Echo seiner geheimsten Gedanken.

Baxter sah sich um und erkannte Edward Freihoff St. John, seinen wohlhabenden und unangenehmen Nachbarn in Larchmont. St. John war groß und elegant, ein durchtrainierter ehemaliger Wasserballspieler. Er hatte ein undurchdringliches Gesicht, sah auf seine düstere Art recht gut aus und richtete seine Augen mit den schweren Lidern nur allzu häufig auf die liebliche, blonde Adele.

»Sie werden's nie schaffen, mein Lieber«, sagte St. John.

»Schon möglich«, antwortete Baxter ruhig. »Aber Sie werden es sicher schaffen, nehme ich an?«

St. John blinzelte ihm zu und legte vielsagend den Zeigefinger an die Nase. Seit Wochen machte er schon prahlerische Andeutungen über die speziellen Informationen, die er einem bestechlichen Kontrolleur des Landrennens abgekauft hatte. Diese Informationen bedeuteten angeblich eine unschätzbare Verbesserung seiner Chancen bei der Durchquerung des Stadtteils Manhattan, des dichtesten und gefährlichsten Ballungsraums der ganzen Welt.

»Lassen Sie die Finger davon, mein lieber Steve«, sagte St. John mit seiner seltsam knarrenden Stimme. »Verzichten Sie, und ich Sorge dafür, daß Sie's nicht bereuen. Na, mein Lieber – was halten Sie davon?«

Baxter schüttelte den Kopf. Er war nicht einmal in seinen eigenen Augen ein besonders mutiger Mann, aber er wollte lieber sterben als von St. John einen Gefallen annehmen. Außerdem konnte es so einfach nicht weitergehen. Nach der Ergänzungsverfügung zum erweiterten Familien-Wohnungsgesetz, die vorigen Monat erlassen worden war, sah sich Steve jetzt gesetzlich verpflichtet, auch noch drei unverheiratete Vettern und eine verwitwete Tante bei sich aufzunehmen, deren Einzimmer-Kellerwohnung im Industrieviertel Lake Placid dem neuen Albany-Montreal-Tunnel zum Opfer gefallen war.

Trotz Antischock-Injektionen waren zehn Personen in einem Raum zu viel! Er mußte ganz einfach ein Stück Land gewinnen!

»Ich mache mit«, sagte Baxter gelassen.

»Na schön, Sie Trottel«, sagte St. John. Ein Stirnrunzeln entstellte sein hartes, sarkastisches Gesicht. »Aber sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt.«

Der Oberschiedsrichter rief: »Gentlemen – auf die Plätze!«

Die Teilnehmer verstummten. Sie nahmen mit engen Augen und zusammengepreßten Lippen an der Startlinie Aufstellung.

»Fertig!«

Die Muskeln von hundert Beinen spannten sich, fünfzig zum Letzten entschlossene Männer lehnten sich sprungbereit vor.

»Los!«

Das Rennen hatte begonnen!

Überschallfanfaren lähmten vorübergehend den Mob ringsum. Die Teilnehmer des Landrennens durchquerten die erstarrten Zuschauerreihen und rannten um die in langen Reihen geparkten Autos herum. Dann verteilten sie sich fächerförmig, hielten aber die allgemeine Richtung nach Osten ein. Dort lagen der Hudson River und die verrufene Stadt auf dem jenseitigen Ufer, halb verborgen unter ihrem ewigen Schleier von Dunst, Ruß und unverbranntem Kohlenwasserstoff.

Nur Steve Baxter hatte nicht die Richtung nach Osten eingeschlagen.

Als einziger der Teilnehmer wandte er sich nach Norden, auf die George Washington Bridge und die Bear Mountain City zu. Seine Lippen waren schmal, und er bewegte sich wie in einem bösen Traum.

Im fernen Larchmont beobachtete Adele Baxter das Rennen auf dem Fernsehschirm. Unwillkürlich hielt sie die Luft an. Ihr achtjähriger Sohn Tommy rief: »Mammi, er läuft nach Norden

auf die Brücke zu! Aber die ist doch diesen Monat gesperrt! Dort kommt er nie durch!«

»Keine Sorge, mein Liebling«, sagte Adele. »Dein Vater weiß schon, was er tut.«

Aber sie fühlte sich längst nicht so sicher, wie sie tat. Als die Gestalt ihres Mannes in der Menge verschwunden war, lehnte sie sich zurück. Nun konnte sie nur noch warten – und beten. Wußte Steve wirklich, was er tat? Oder hatte ihn die nervliche Anspannung durchdrehen lassen?

2

Die verhängnisvolle Saat war bereits im zwanzigsten Jahrhundert ausgestreut worden, doch erst hundert Jahre später hatte die Menschheit die schrecklichen Früchte zu ernten. Nach ungezählten Jahrtausenden langsamen Bevölkerungszuwachses war es plötzlich zu einer Explosion gekommen. Die Weltbevölkerung verdoppelte sich wieder und wieder. Da man die Krankheiten unter Kontrolle gebracht und die Ernährung sichergestellt hatte, sank die Sterblichkeit im gleichen Maße, wie die Geburtenziffern zunahmen. Die Menschheit schwoll rapide an wie ein unkontrollierbar wucherndes Krebsgeschwür.

Auch die vier apokalyptischen Reiter, jene Polizei der Antike, vermochten die Ordnung nicht länger aufrechtzuerhalten. Pestilenz und Hunger waren abgeschafft, und Krieg war ein Luxus, den sich diese Ära des Wohlstands nicht mehr leisten konnte. Nur der Tod blieb noch – aber auch er verlor seinen Schrecken und war nur noch ein Schatten seiner selbst.

Die Wissenschaft bemühte sich in großartiger Verantwortungslosigkeit um ein immer längeres Leben für immer mehr Menschen.

Und der Mensch befand sich auf dem Vormarsch. Er vermehrte sich, er überfüllte die Erde, er verpestete die Luft und verseuchte das Wasser, er aß Algenaufstrich zwischen Scheiben von Fischmehlbrot und wartete in dumpfer Ergebenheit auf eine

Katastrophe, die seine Reihen lichten sollte. Doch er wartete vergebens.

Die quantitative Zunahme brachte im menschlichen Leben auch qualitative Veränderungen mit sich. In einem harmloseren Zeitalter waren die großen Weiten Schauplatz von Abenteuer und Gefahren gewesen: die Hochgebirge, die leblosen Wüsten, die dampfenden Dschungel. Doch im einundzwanzigsten Jahrhundert hatte die beschleunigte Suche nach Lebensraum die meisten dieser Gegenden bereits geschluckt. Abenteuer und Gefahren waren nunmehr in den monströsen, nicht mehr zu regierenden Städten zu finden.

In den Städten fand man das moderne Gegenstück zu wilden Völkerstämmen, grausigen Ungeheuern und gefürchteten Krankheiten. Eine Expedition nach New York oder Chicago erforderte mehr Können und Mut als jene heiteren viktorianischen Ausflüge auf den Mount Everest oder zu den Quellen des Nils.

In dieser bis zum Platzen überbevölkerten Welt war Land die kostbarste Ware. In dem Tempo, wie es verfügbar gemacht wurde, teilte es die Regierung durch regionale Lotterien zu, die dann in den Landrennen gipfelten. Vorbild dieser Wettbewerbe waren jene Wettläufe um Landbesitz, die nach 1890 bei der Aufschließung des Territoriums Oklahoma und des Cherokee-Streifens veranstaltet wurden.

Diese Landrennen wurden als gerecht und interessant empfunden – sportlich und anspornend. Millionen sahen zu, und die beruhigende Wirkung der mächtigen Erregung auf die Massen wurde wohlgefällig vermerkt. Allein das wäre eine ausreichende Rechtfertigung für das Rennen gewesen.

Hinzu kam noch die hohe Todesquote unter den Teilnehmern, die ebenfalls als Pluspunkt zu werten war. In absoluten Zahlen ausgedrückt, spielten die paar Toten zwar keine Rolle, aber die erstickende Welt war dankbar für die kleinste Erleichterung.

Das Rennen dauerte schon drei Stunden. Steve Baxter schaltete sein kleines Transistorradio ein und hörte sich die

allerletzten Berichte an. Er erfuhr, daß die erste Gruppe von Teilnehmern den Holland Tunnel erreicht hatte und von bewaffneten Polizeieinheiten abgewiesen worden war. Andere, die schlauer waren, hatten die lange südliche Route zu den Auffahrten der Verrazano Bridge gewählt. Nur Freihoff St. John war es nach Vorzeigen seines Ausweises als Stellvertretender Bürgermeister gelungen, die Barrikaden am Lincoln Tunnel zu passieren.

Nun war es Zeit für Steve Baxters riskantes Spiel. Mit grimmiger Miene und ruhiger Entschlossenheit betrat er den berüchtigten Freihafen von Hoboken.

3

Die Dämmerung sank über die Piers von Hoboken. In weitem Halbkreis lagen vor ihm die schlanken, schnellen Schiffe der Schmugglerflotte von Hoboken, ein jedes geschmückt mit dem blanken Abzeichen der Küstenwacht. Einige hatten ihre Ladungen bereits auf Deck verstaut – Kisten voll Zigaretten aus North Carolina, Schnaps aus Kentucky, Orangen aus Florida, Hanfbällen aus Kalifornien, Waffen aus Texas. Jede Kiste trug den amtlichen Stempel ›Konterbande – Steuer bezahlt‹. In dieser harten Zeit war die Regierung gezwungen, selbst gesetzwidrige Unternehmen zu besteuern und ihnen dadurch einen halblegalen Anstrich zu verleihen.

Baxter wartete genau den richtigen Augenblick ab, dann sprang er an Bord eines Marihuanaschmugglers und duckte sich zwischen die aromatisch duftenden Ballen. Das Schiff mußte jeden Augenblick die Leinen los werfen; wenn es ihm gelang, sich für die Dauer der kurzen Überfahrt zu verbergen...

»He! Was zum Teufel haben wir denn da?«

Ein betrunkenen Maschinenmaat kam unerwartet von der Back herauf und erwischte Baxter. Auf seinen Warnruf hin schwärmte die ganze Crew übers Deck: ein rauher, wüster Haufen, wegen seiner gelegentlich ausbrechenden Mordlust berühmt. Es war

dieselbe Sorte gottloser Haudegen, wie sie vor einigen Jahren Weehawken geplündert, Fort Lee angezündet und die ganze Küste bis an die Tore von Englewood heran gebrandschatzt hatte. Steve Baxter wußte, daß er von diesen Männern keinen Pardon zu erwarten hatte.

Dennoch sagte er mit fester Haltung: »Gentlemen, ich muß dringend über den Hudson hinüber, wenn Sie gestatten.«

Der Skipper, ein gewaltiger Mestize mit narbigem Gesicht und schwellenden Muskeln, beugte sich zurück und stieß ein bellendes Lachen aus.

»Ne Überfahrt suchste – mit uns?« rief er in breitestem Hoboken-Slang. »Sin wir de Fähre vonner Christopher Street oder was?«

»Ganz und gar nicht, Sir, ich hatte nur gehofft...«

»Auf'n Friedhof mit deine Hoffnungen!«

Die ganze Mannschaft lachte über die witzige Bemerkung.

»Ich bin gern bereit, die Überfahrt zu bezahlen«, erklärte Steve mit Würde.

»Zahlen auch noch?« donnerte der Kapitän. »Aye, kommt vor, daß wir mal einen mitnehmen – genau bis mittenrein und von da senkrecht abwärts!«

Die anderen brüllten noch lauter.

»Schön, dann soll es eben so sein«, sagte Steve Baxter. »Ich habe nur eine Bitte: daß ich meiner Frau und meinen Kindern noch eine Postkarte schreiben darf.«

»Dein Weib un die Bälger?« fragte der Skipper. »Was sagste das nich gleich? Hab ich selber mal gehabt, so was. Bisse alle eingegangen sin.«

»Das tut mir aber leid«, sagte Steve in aufrichtigem Mitgefühl.

»Aye.« Ein milderer Ausdruck legte sich über die eisenharte Visage des Mannes. »Denk noch oft dran, wie die kleinen

Sapperlotter lustig aufn Rahn springen. Aye – warn alle rosig bis dan dullidum.«

»Sie müssen sehr glücklich gewesen sein«, bemerkte Steve. Er konnte kaum verstehen, was der Mann meinte.

»Ja, ziemlich!« sagte der Skipper mit Nachdruck.

Ein krummbeiniger kleiner Matrose schob sich nach vorn. »He, Skipper, ab mit ihm und dann nix wie los, bevor uns das Kraut aufm Deck verrottet.«

»Was willse kommandiern, du miese Saupampel, du!« wütete der Kapitän. »Beim Heiland, soll das Kraut verrotten, bis ich sag los! Und er da – nee, ich tu's für meine kleinen Sapperlotts, hol mich dieser im jener!« Er wandte sich an Baxter und sagte: »Kanns mitkommen, mein Junge, im für gar nix!«

So hatte Steve Baxter durch einen glücklichen Zufall beim Kapitän bittersüße Erinnerungen wachgerufen und damit eine Galgenfrist gewonnen. Das Marihuanaschiff legte ab, und schon bald schoß das schnittige Fahrzeug durch die trägen, graugrünen Wogen des Hudson.

Doch Baxters Galgenfrist war nur kurz bemessen. In der Mitte des Stroms, wo der Freihafen zu Ende war und das Hoheitsgebiet der USA begann, blitzte aus der Abenddämmerung ein mächtiger Scheinwerfer auf, und eine befehlsgewohnte Stimme ordnete an, sie sollten beidrehen. Das Pech hatte ihnen einen Zerstörer der Hudson-Patrouille genau vor den Bug gelenkt.

»Der Teufel sollse holn!« tobte der Skipper. »Steuern un schießen, sonst könnse nix! Aber wir werns denen zeigen! An die Kanonen, Boys!«

Blitzschnell zerrten die Männer die Planen von den 50er MGs, und die beiden Diesel heulten wütend auf. Im Zickzack flitzte der Rauschgiftschmuggler auf den schützenden New Yorker Hafen zu. Doch der Zerstörer hatte den Bug vorn. Er schnitt dem kleineren Schiff den Weg ab, und die 50er MGs waren den vierzölligen Bordkanonen nicht gewachsen. Volltreffer ließen die Reling zersplittern, sie krachten in die Hauptkabine und fetzten

in die Aufbauten. Ein weiterer Treffer riß die Steuerbordfallen des Mizzenmastes weg.

Ergeben oder sterben, eine andere Möglichkeit schien es nicht mehr zu geben. Aber der wetterkundige Skipper hob schnuppernd die Nase in den Wind. »Aushalten, Freunde!« schrie er. »Gleich dreht er auf West!«

Es hagelte Kugeln. Dann schob sich plötzlich von Westen eine gewaltige, undurchdringliche Nebelbank heran und deckte alles mit tintenschwarzen Ausläufern zu. Das angeschlagene kleine Boot entkam dem Gegner. Die Mannschaft legte rasch Gasmasken an und dankte von Herzen den qualmenden Müllkippen von Secaucus. Wie der Kapitän bemerkte – es muß schon ein böser Wind sein, der nicht wenigstens etwas Gutes bringt.

Eine halbe Stunde später legten sie am Pier der 79. Straße an. Der Kapitän verabschiedete Baxter mit einer freundschaftlichen Umarmung und wünschte ihm alles Gute. Steve Baxter setzte seinen Weg fort.

Der breite Hudson lag nun hinter ihm. Vor ihm lagen noch über dreißig von Norden nach Süden verlaufende Avenuen und nicht ganz ein Dutzend quer verlaufende Straßen. Nach den neuesten Nachrichten im Radio hatte er gegenüber den anderen Teilnehmern einen ordentlichen Vorsprung gewonnen. St. John war auf der New Yorker Seite immer noch nicht aus dem Labyrinth des Lincoln Tunnel aufgetaucht. Alles in allem schien es recht gut zu klappen.

Aber Baxters Optimismus war voreilig. New York war nicht so leicht zu bezwingen. Er wußte nicht, daß der gefährlichere Teil seiner Reise noch vor ihm lag.

4

Nach einigen Stunden Schlaf auf dem Rücksitz eines verlassenen Autos arbeitete sich Steve auf der West End Avenue nach Süden vor. Es ging auf die Morgendämmerung zu – in der Stadt eine magische Stunde, zu der man an jeder Kreuzung nur ein

paar hundert Frühaufsteher treffen konnte. Hoch über ihm ragten die Zinnentürme Manhattans auf, und über ihnen bildeten die Antennen vor dem trüben, ockerfarbenen Himmel ein dichtes Netz. Bei diesem Anblick konnte sich Baxter vorstellen, wie New York vor hundert Jahren ausgesehen haben mochte, in der guten alten Zeit vor der Bevölkerungsexplosion.

Er wurde unsanft aus seinen Betrachtungen aufgeschreckt. Scheinbar aus dem Nichts tauchte plötzlich eine Bande bewaffneter Männer auf und versperrte ihm den Weg. Sie trugen Gesichtsmasken, breitrandige Hüte und Patronengurte. Ihr Anblick war ebenso bedrohlich wie malerisch.

Einer von ihnen, anscheinend ihr Anführer, trat vor. Es war ein älterer Mann mit zerfurchtem Gesicht, beginnender Glatze, dickem schwarzem Schnurrbart und rotgeränderten Augen.

»Fremder!« rief er. »Zeigen Sie Ihren Paß!«

»Ich fürchte, ich habe keinen«, antwortete Baxter.

»Verdammt richtig«, sagte der Alte. »Kannst auch keinen haben. Ich bin Pablo Steinmetz und stelle hier die Pässe aus. Kann mich nicht erinnern, dich schon mal in dieser Gegend gesehen zu haben.«

»Ich bin hier fremd«, sagte Baxter. »Ich will ja nur durch.«

Die Männer mit den schwarzen Hüten stießen einander grinsend an. Pablo Steinmetz rieb sich das unrasierte Kinn und sagte: »Also, mein Sohn – zufällig willst du hier ohne Genehmigung des Besitzers eine private Mautstraße passieren. Dieser Besitzer bin zufällig ich. Das sieht mir ganz nach unbefugtem Betreten von Privatgrund aus.«

»Aber wie kann denn jemand mitten in New York eine private Mautstraße haben?« fragte Baxter.

»Sie gehört mir, weil ich erkläre, daß sie mir gehört«, sagte Pablo Steinmetz. Er strich mit dem Finger über die Kerben am Schaft seiner Winchester 78. »So ist's nun mal, Fremder. Es wird dir also nichts anderes übrigbleiben, als zahlen oder mitspielen.«

Baxter griff nach seiner Brieftasche und stellte fest, daß sie verschwunden war. Anscheinend hatte der Schmugglerkapitän beim Abschied doch noch seinen niederen Instinkten nachgegeben und sie ihm aus der Tasche gefischt.

»Ich habe kein Geld«, sagte Baxter mit verlegenem Lachen. »Vielleicht sollte ich lieber umkehren.«

Steinmetz schüttelte den Kopf. »Das wäre dasselbe, wie wenn du vorwärts gehst. Die Gebühr ist nach beiden Richtungen zu bezahlen. Du mußt also zahlen oder mitspielen.«

»Dann werde ich wohl mitspielen müssen«, sagte Baxter. »Was habe ich da zu tun?«

»Du rennst«, erklärte der alte Pablo. »Und wir schießen abwechselnd auf dich. Dabei zielen wir nur auf den oberen Teil deines Kopfes. Wer dich als erster trifft, gewinnt einen Truthahn.«

»Das ist niederträchtig!« rief Baxter.

»Nun, für dich ist's ein bißchen hart«, sagte Pablo. »Aber so läuft der Hase nun mal. Spielregeln müssen eingehalten werden, sogar in einer Anarchie. So. Nun sei so freundlich und leg los. Renn um deine Freiheit...«

Die Banditen grinsten, stießen einander an, lockerten ihre Revolver in den Halftern und schoben sich die breitrandigen Hüte aus der Stirn. Baxter bereitete sich auf seinen Todeslauf vor, da...

»Halt!« rief in diesem Augenblick eine Stimme.

Es war eine weibliche Stimme. Baxter sah sich um – ein hochgewachsenes, rothaariges Mädchen schob sich durch die Reihen der Banditen nach vorn. Sie trug enge spanische Hosen, Plastiküberschuhe und ein Hawaiihemd. Die ausgefallene Kleidung unterstrich noch ihre wilde Schönheit. Im Haar hatte sie eine Papierrose stecken, und eine Schnur von Zuchtperlen betonte ihren schlanken Hals. Baxter hatte noch nie zuvor eine strahlendere Schönheit gesehen.

Pablo Steinmetz zupfte stirnrunzelnd an seinem Schnurrbart.

»Flamme!« brüllte er. »Was zum Teufel soll das?«

»Ich will nur dein kleines Spielchen durchkreuzen, Vater«, sagte sie kühl. »Ich will mit dem Burschen reden.«

»Das ist Männersache«, sagte Steinmetz. »Fremder, lauf zu!«

»Fremder, rühr dich nicht von der Stelle!« befahl Flamme, und in ihrer Hand lag plötzlich ein kleiner Derringer.

»Verdammt, Flamme, das kannst du doch nicht machen«, sagte er. »Selbst für dich gelten die Regeln. Der Mann ist ein unbefugter Eindringling und kann nicht bezahlen, also muß er mitspielen.«

»Kein Problem«, sagte sie, griff in die Hosentasche und zog ein funkelndes Silberstück hervor. »Da!« sagte sie und warf es Pablo vor die Füße. »Ich hab' bezahlt, und vielleicht werde ich auch mit ihm spielen. – Komm, Fremder!«

Sie nahm Baxter bei der Hand und führte ihn weg. Die Banditen sahen ihnen grinsend nach und stießen sich bezeichnend in die Rippen, bis Pablo Steinmetz sie der Reihe nach strafend ansah. Dann schüttelte er den Kopf, kratzte sich am Ohr, schneuzte sich und murmelte: »Verdammich, dieses Weibsstück!«

Die Worte waren rauh, aber der Ton war unmißverständlich zärtlich.

5

Die Nacht senkte sich auf die Stadt herab, und die Banditen schlugen an der Ecke 69. Straße und West End Avenue ihr Lager auf. Die Männer mit den schwarzen Hüten machten es sich um das Lagerfeuer bequem. Ein saftiges Stück Ochse wurde an einem Spieß gebraten, dann warfen sie einige Pakete Tiefkühlgemüse in einen großen Kessel. Der alte Pablo massierte sein Holzbein, in dem er dauernd Schmerzen zu verspüren meinte. Er trank einen langen Zug aus einer Konservendose mit fertig

gemixten Martinis. In der Dunkelheit jenseits des Feuers hörte man einen Hund nach seinem Gefährten heulen.

Steve und Flamme saßen etwas abseits von den anderen. Die Nacht, die bis auf das ferne Poltern der Müllabfuhr still war, blieb auf sie nicht ohne Wirkung. Ihre Hände berührten sich, ihre Finger verschränkten sich ineinander.

Nach einer ganzen Weile fragte Flamme: »Steve, du – du magst mich doch, wie?«

»Aber natürlich mag ich dich«, antwortete Baxter und legte ihr mit einer brüderlichen Geste, die man unter Umständen auch hätte mißdeuten können, seinen Arm um die Schultern.

»Hm – ich habe mir gedacht«, sagte das Banditenmädchen, »ich habe mir gedacht...« Dann packte sie plötzlich die Scheu, und sie hielt inne. »Ach, Steve, warum gibst du dieses selbstmörderische Rennen nicht auf? Bleib doch hier bei mir! Ich besitze auch Land, Steve – richtigen Grund und Boden, hundert Quadratmeter auf dem Rangierbahnhof von New York Mitte. Wir könnten es gemeinsam bebauen, Steve, du und ich.«

Baxter kam ernstlich in Versuchung – welchem Mann wäre es wohl anders ergangen? Die Gefühle, die das schöne Banditenmädchen ihm gegenüber hegte, waren ihm nicht verborgen geblieben, und er war diesen Gefühlen gegenüber auch nicht ganz unempfänglich. Flamme Steinmetz's wilde Schönheit und ihr Stolz hätten auch ohne die zusätzliche Anziehungskraft, die ihr Grundbesitz ausübte, so manches Männerherz bewegt. Einen Herzschlag lang schwankte er, und sein Arm umfaßte die schlanken Schultern des Mädchens fester.

Doch dann kam die Treue, die in seiner Natur lag, zum Durchbruch. Flamme war die Verkörperung von Romantik, jener ekstatische Blitz, von dem jeder Mann sein Leben lang träumt. Aber Adele war seine Jugendliebe, seine Frau, die Mutter seiner Kinder, seine geduldige Weggefährtin seit vielen gemeinsamen Jahren. Für einen Mann von Steven Baxters Charakter konnte es da nur eine einzige Entscheidung geben.

Das stolze Mädchen war eine Zurückweisung nicht gewöhnt. Zornig wie ein aufgebrachter Puma drohte Flamme, ihm das Herz mit bloßen Fingern aus dem Leib zu reißen und es leicht paniert auf mittlerer Flamme zu rösten. Ihre großen, blitzenden Augen und ihr wogender Busen bewiesen, daß es sich hierbei nicht um die Ausgibt einer verdorbenen Phantasie handelte.

Trotzdem blieb Steve Baxter in seiner stillen und standhaften Art seinen Überzeugungen treu. Und Flamme mußte zu ihrem Kummer erkennen, daß sie diesen Mann niemals geliebt hätte, wenn er nicht voll hehrer Grundsätze gewesen wäre, die ihre geheimsten Wünsche unerfüllbar machten.

Deshalb leistete sie auch keinen Widerstand, als der stille Fremde am Morgen auf dem Abschied bestand. Sie beschwichtigte sogar noch ihren aufgebrachten Vater, der Steve einen unverbesserlichen Narren schimpfte, den man schon in seinem ureigensten Interesse zurückhalten müsse.

»Es hat keinen Zweck, Vater, siehst du das denn nicht ein?« fragte sie. »Er muß sein eigenes Leben führen, selbst wenn es sein Ende bedeutet.«

Murrend gab Steinmetz nach.

Und Steve Baxter machte sich wieder auf seine verzweifelte Odyssee.

Er kam dem Stadtzentrum immer näher, gestoßen und bedrängt bis an den Rand des Wahnsinns, geblendet vom Schein der Neonlichter auf blitzendem Chrom, betäubt vom nie endenden Lärm der Großstadt. Schließlich erreichte er eine Gegend, wo es von Schildern nur so wimmelte:

›Einbahnstraße‹

›Kein Zugang‹

›Mittlere Fahrbahn freihalten‹

›Sonn- und feiertags gesperrt‹

›Wochentags gesperrt‹

›Linksabbieger links einordnen‹

Er richtete sich möglichst weitgehend nach den widersprüchlichen Anordnungen und stolperte unabsichtlich in jenes riesige Elendsviertel, das unter dem Namen Central Park bekannt war. Soweit das Auge blicken konnte, war jeder Quadratmeter Boden bedeckt mit ärmlichen Hütten, schlichten Zelten und windschiefen Buden. Es herrschte ein unbeschreiblicher Krach.

Sein plötzliches Erscheinen inmitten der heruntergekommenen Parkbewohner erregte Aufsehen. Die Bemerkungen, die an sein Ohr drangen, waren alles andere als beifällig. Sie bildeten sich ein, er sei ein Inspektor des Gesundheitsamtes, der in der Absicht gekommen war, ihre Malariabrunnen zu schließen, ihre trichinösen Schweine zu schlachten und die widerwärtigen Kinder zu impfen. Rasch versammelte sich um ihn der Mob und drang krückenschwingend und fluchend auf ihn ein.

Glücklicherweise führte ein Kurzschluß in einem Toaster irgendwo in Ontario in diesem Augenblick zu einem Stromausfall. In der Panik, die durch die plötzliche Finsternis ausgelöst wurde, konnte Steve entfliehen.

Dann gelangte er in ein Viertel, wo die Straßenschilder längst zur Irreführung der Steuereinnahmer abmontiert worden waren.

Die Sonne verbarg sich hinter leuchtenden Wolken. Nicht einmal ein Kompaß hätte hier etwas genützt – die gewaltigen Mengen Alteisen, die Überreste des legendären U-Bahnsystems der Stadt, hätten die Nadel abgelenkt.

Steve Baxter erkannte, daß er sich vollkommen und hoffnungslos verirrt hatte.

Und doch gab er nicht auf. Seine Hartnäckigkeit wurde nur noch von seiner Unwissenheit überboten. Tagelang wanderte er durch namenlose Straßen und an endlosen nackten Ziegelgebäuden, Bergen von Beton und Glas, an Autofriedhöfen und dergleichen vorbei. Die abergläubischen Einwohner weigerten sich, seine Fragen zu beantworten, weil sie ihn für einen verkappten FBI-Mann hielten. So stolperte er weiter, bekam

nirgendwo etwas zu essen oder zu trinken und konnte sich nicht einmal ausruhen, weil er fürchten mußte, daß ihn die Menschenmassen niedertrampeln würden.

Ein gutherziger Fürsorger hinderte ihn gerade noch daran, aus einem verseuchten Brunnen zu trinken. Der weise, grauhaarige Mann pflegte ihn in seiner Wohnung wieder gesund – in einer nur aus Zeitungspapier errichteten Hütte am Rand der moosbedeckten Ruinen des Lincoln Center. Er riet Baxter, seine Gewalttour aufzugeben und sein Leben der Unterstützung der heruntergekommenen, verrohten und vielköpfigen Menschenmasse zu weihen, die ringsum üppig wucherte.

Das war ein edler Gedanke, und Steve wäre beinahe schwankend geworden. Aber dann hörte er in dem altherwürdigen Radio des Fürsorgers die neuesten Rennberichte. Vielen Teilnehmern war die Großstadt bereits zum Verhängnis geworden. Freihoff St. John war wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses verhaftet worden. Die Gruppe, die es auf dem Weg über die Verrazzano Bridge versucht hatte, war in den tiefen Schluchten von Brooklyn Heights verschwunden, und man hatte nie wieder etwas von ihr gehört.

Baxter erkannte, daß er immer noch gut im Rennen lag.

7

Mit frischem Mut machte er sich wieder auf den Weg. Doch nun verfiel er einer übertriebenen Zuversicht, die gefährlicher war als die tiefste Niedergeschlagenheit. Rasch drang er nach Süden vor und benutzte eine Verkehrsflaute, um auf ein Expresstransportband zu springen. Er tat es leichtsinnig, ohne zuvor an die möglichen Folgen zu denken.

Da er nun nicht mehr zurück konnte, stellte er zu seinem Entsetzen fest, daß er auf eine Einbahnstrecke gelangt war, von der jedes Abbiegen verboten war. Das Transportband führte, wie er bald merkte, direkt in die terra incognita von Jones Beach, Fire Island, Patchogue und East Hampton.

Seine Lage erforderte sofortiges Handeln. Links von ihm befand sich eine nackte Betonmauer. Rechts lag eine hüfthohe Trennwand, auf der zu lesen stand: >Überspringen verboten zwischen 12 Uhr mittags und 12 Uhr Mitternacht, am Dienstag, Donnerstag und Samstag.<

Heute war Dienstagnachmittag, also war Überspringen verboten. Dennoch schwang sich Steve ohne zu zögern über die Barriere.

Die Strafe folgte der Tat auf dem Fuße, und sie war schrecklich. Aus einer der berüchtigten Verkehrsfallen schoß ein getarnter Polizeiwagen hervor. Er raste auf ihn zu, und die Beamten feuerten wie wild in die Menge. – In dieser freudlosen Ära war die Polizei gesetzlich verpflichtet, bei der Verfolgung eines Verdächtigen grundsätzlich in die Menge zu feuern.

Baxter flüchtete sich in einen nahen Süßwarenladen. Hier wurde ihm die Aussichtslosigkeit seiner Lage bewußt. Er hätte sich am liebsten ergeben, aber das war wegen der Überfüllung der Gefängnisse unstatthaft. Ein Kugelhagel hielt ihn in Schach, während die Beamten mit harten, unbewegten Gesichtern Mörser und Flammenwerfer in Stellung brachten.

Das Ende schien gekommen zu sein – nicht nur für Steve Baxters Hoffnungen, sondern auch für sein irdisches Dasein. Er lag flach auf dem Boden, zwischen bunten Lutschbonbons und langen Lakritzstangen, empfahl seine arme Seele Gott und bereitete sich darauf vor, seinem Ende mit Würde entgegenzusehen.

Doch seine Verzweiflung kam genauso verfrüht wie zuvor sein Optimismus. Er hörte, daß draußen einige Verwirrung entstand, hob den Kopf und bemerkte, daß eine Gruppe Bewaffneter den Polizeiwagen von hinten angriff. Als sich die Männer in den blauen Uniformen der neuen Bedrohung stellten, wurden sie von der Flanke aufgerollt und bis zum letzten Mann niedergemacht.

Baxter trat hinaus, seinen Rettern zu danken; an ihrer Spitze fand er Flamme Steinmetz. Das schöne Banditenmädchen hatte den sanftmütigen Fremden nicht vergessen können. Trotz des

halbherzigen Widerspruchs ihres betrunkenen Vaters war sie seinem Pfad heimlich gefolgt und nun zu seiner Rettung erschienen.

Die Schwarzhüte plünderten lärmend die ganze Umgebung. Flamme und Steve zogen sich in die traute Einsamkeit eines verlassenem alten Restaurants zurück. Hier, unter den Giebeln eines zärtlicheren und höflicheren Zeitalters, kam es zwischen ihnen zu einer herzerreißenden Liebesszene. Sie war jedoch nicht mehr als ein bittersüßes Intermezzo. Bald stürzte sich Steve Baxter wieder kopfüber hinein in den tosenden Strudel der Großstadt.

8

Er rückte unermüdlich weiter vor, die Augen gegen den beizenden Smogsturm zu engen Schlitzern zusammengekniffen, der Mund eine entschlossene dünne Linie in seinem blassen Gesicht. So schaffte Baxter die 49. Straße und die 8th Avenue. Doch hier veränderte sich schlagartig die Situation, wie das nur in einer Dschungelstadt üblich ist.

Beim Überqueren der Straße hörte Baxter ein tiefes, drohendes Dröhnen. Ihm wurde klar, daß die Verkehrsampel umgesprungen war. Im gleichen Augenblick hatten alle Fahrer, bis zum äußersten gereizt durch tagelanges Warten, ohne Rücksicht auf kleinere Hindernisse das Gaspedal bis zum Boden durchgetreten. Steve Baxter sah die Horde wildgewordener Fahrzeuge genau auf sich zurasen.

Selbstverständlich konnte er über den Boulevard weder vorwärts noch rückwärts entkommen. Rasch entschlossen riß er den Deckel einer Einstiegs Luke auf und ließ sich in die Unterwelt hinabfallen. Er schaffte es gerade noch in der allerletzten halben Sekunde, dann hörte er über sich das Kreischen gequälten Metalls und das Krachen kollidierender Autos.

Durch die Kanalisation strebte er weiter. Das unterirdische Netz von Tunnels war dicht bevölkert, aber etwas sicherer war es hier

immer noch als auf der Oberfläche. Steve geriet nur einmal in Gefahr, als auf dem Rand eines Klärbehälters ein aufgebrachter Mechaniker auf ihn losging.

Abgehärtet durch die bisherigen Erlebnisse, bezwang Steve den Mann und nahm ihm sein Kanu ab, ohne das er in manchen tiefergelegenen Tunnels ohnehin nicht weitergekommen wäre. Von hier aus paddelte er bis zur 42. Straße und 8th Avenue. Hier trieb ihn eine überraschende Springflut wieder auf die Erdoberfläche hinauf.

Nun war endlich das ersehnte Ziel in greifbare Nähe gerückt. Nur einen einzigen Häuserblock galt es noch zu bezwingen. Noch eine Straße weiter, dann würde er vor dem Grundbuchamt am Times Square stehen!

Doch da stieß er auf das letzte, das unüberwindliche Hindernis, das all seinen Träumen ein Ende machte.

9

Mitten auf der 42. Straße ragte eine Mauer auf, deren Ende nach Norden und Süden hin nicht abzusehen war. Das Bauwerk von wahrhaft zyklischen Ausmaßen war, wie es für die eigentümliche Architektur New Yorks üblich ist, über Nacht aus dem Boden gewachsen.

Wie Baxter erfuhr, handelte es sich um die eine Begrenzungsmauer eines neuen Siedlungsprojekts für den gehobenen Mittelstand. Für die Dauer der Bauarbeiten wurde jeglicher Verkehr zum Times Square über den Queens-Battery-Tunnel und die Schnellstraße an der 37. Straße umgeleitet.

Steve schätzte, daß er für den Umweg nicht weniger als drei Wochen brauchen würde. Außerdem führte er durch den unerforschten Bezirk der Oberbekleidungsindustrie. Für ihn war das Rennen aus, das war ihm klar.

Mut, Zähigkeit und Rechtschaffenheit hatten nichts genützt. Wäre Steve Baxter nicht ein religiöser Mensch gewesen, so wäre

ihm jetzt sicher der Gedanke an Selbstmord gekommen. In offenkundiger Verbitterung schaltete er sein kleines Transistorradio ein und lauschte den letzten Berichten.

Vier Mitbewerber hatten das Grundbuchamt bereits erreicht.

Fünf weitere näherten sich dem Ziel über die offenen südlichen Zugänge; sie waren nur noch wenige hundert Meter entfernt. Und um Baxters Elend vollzumachen, mußte er außerdem erfahren, daß Freihoff St. John vom Gouverneur begnadigt worden war und sich dem Times Square aus östlicher Richtung näherte.

In diesem schwärzesten Augenblick seines Lebens spürte Steve, wie sich eine Hand auf seine Schulter legte. Er drehte sich um und erkannte, daß Flamme wieder bei ihm war. Obgleich das stolze Mädchen geschworen hatte, sie wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben, war es doch weich geworden. Dieser sanftmütige, ausgeglichene Mann bedeutete ihr mehr als ihr Stolz; vielleicht sogar mehr als ihr Leben.

Die Mauer? Ein Kinderspiel für die Tochter eines Bandenchefs. Wenn man nicht drumherum, quer durch oder drunter her konnte, nun – dann mußte man eben drüber! Zu diesem Zweck hatte sie Seile, feste Stiefel, Steigeisen, Haken, Hammer und Pickel mitgebracht – eine komplette Bergsteigerausrüstung. Sie war entschlossen, Baxter eine allerletzte Chance zur Erfüllung seines Herzenswunsches zu bieten. Und sie war auch entschlossen, ihn zu begleiten und sich diesmal nicht mit einer Zurückweisung abzufinden.

Sie kletterten Seite an Seite die endlose, glatte Häuserwand hinauf. Es gab ungezählte Gefahren: Vögel, Flugzeuge, Scharfschützen, Spaßvögel, all die Risiken einer unberechenbaren Großstadt. Weit unten stand Pablo Steinmetz und sah zu. Sein Gesicht war so starr wie verwitterter Granit.

Nach einer Ewigkeit gefahrvollen Kletterns erreichten sie die Mauerkrone und schauten auf der anderen Seite hinunter...

Da glitt Flamme aus!

Entsetzt sah Baxter das schlanke Mädchen ins Verderben stürzen, hinunter auf den Times Square. Die nadelscharfe Spitze einer Autoantenne setzte ihrem Leben ein Ende.

Baxter kletterte hastig hinunter und kniete neben ihr nieder, fassungslos vor Trauer.

Jenseits der Mauer ahnte der alte Pablo, daß sich etwas Unwiderrufliches ereignet haben mußte. Ein Schauer durchlief ihn, seine Lippen verzerrten sich vor Schmerz, und er griff blindlings nach der Flasche.

Kräftige Hände halfen Baxter auf die Beine. Verständnislos sah er dem Grundbuchbeamten ins freundlich lächelnde Gesicht.

Er konnte es kaum fassen, daß er das Ziel des Landrennens tatsächlich erreicht hatte. Jedes Gefühl in seiner Brust war gleichsam erstorben; er hörte, daß St. John mit seiner Hast und seiner Überheblichkeit im explosiven Burmesenviertel um die 42. Straße Ost einen Aufruhr entfesselt hatte und sich gezwungen sah, in den unübersichtlichen Ruinen der öffentlichen Bibliothek Zuflucht zu suchen. In diesem Irrgarten befand er sich immer noch.

Doch Schadenfreude lag Steve Baxters Charakter fern, selbst in einem Augenblick, wo Schadenfreude die natürlichste Reaktion gewesen wäre. Ihm kam es nur darauf an, daß er gewonnen hatte, daß er gerade noch rechtzeitig am Grundbuchamt angelangt war, um den letzten noch übrigen Morgen Land beanspruchen zu können. Und es hatte ihm nichts weiter gekostet als Mühe und Schmerzen und das Leben eines jungen Mädchens.

10

Die Zeit heilt alle Wunden. Einige Wochen später dachte Steve Baxter schon nicht mehr an die tragischen Ereignisse während des Rennens. Ein Regierungs-Jet hatte ihn mitsamt seiner Familie nach Cormorant in den Bergen der Sierra Nevada gebracht. Von Cormorant aus transportierte sie ein Hubschrau-

ber zu dem errungenen Preis. Ein verwitterter Inspektor des Grundbuchamtes begrüßte sie und zeigte ihnen ihren neuen Besitz.

Dann lag ihr eigener Grund und Boden vor ihnen – oberflächlich eingezäunt, auf einem fast senkrecht abfallenden Berghang. Ringsum erstreckten sich, so weit das Auge blickte, ähnliche, roh eingefriedete Parzellen. Hier war bis vor kurzem Tagebergbau betrieben worden. Noch zogen sich mehrere gigantische Querschluchten über den staubigen, schwarzbraunen Boden. Kein Baum, nicht einmal ein Grashalm war zu sehen. Ein Haus war, wie versprochen, vorhanden. Genauer gesagt, war es eine Hütte. Sie sah aus, als würde sie den nächsten kräftigen Regenguß nicht überstehen.

Minutenlang standen die Baxters starr vor Staunen da. Dann sagte Adele: »Ach, Steve!«

»Ich weiß«, antwortete Steve.

»Das also ist unser neues Land«, sagte Adele.

Steve nickte. »Es ist nicht sehr – hübsch«, murmelte er zögernd.

»Hübsch? Was kümmert mich das!« rief Adele. »Es gehört uns, ein ganzer Morgen davon! Wir können hier richtig etwas anpflanzen, Steve!«

»Nun, vielleicht nicht gleich...«

»Ich weiß, ich weiß! Aber wir bringen den Boden wieder in Ordnung, und dann werden wir hier pflanzen und ernten! Wir werden hier leben, Steve! Nicht wahr?«

Steve Baxter schwieg und betrachtete sein sauer verdientes Grundstück. Seine Kinder – der kleine Tommy und die blonde Amelia – spielten mit einem Erdklumpen. Der Inspektor räusperte sich und sagte: »Sie wissen doch, daß Sie es sich noch anders überlegen können.«

»Wie bitte?« fragte Steve.

»Sie können es sich noch anders überlegen und in Ihre Stadtwohnung zurückkehren. Ich meine, manche Leute finden es hier draußen irgendwie primitiv, irgendwie anders, als sie es sich vorgestellt hatten.«

»O Steve – nein!« jammerte seine Frau.

»Nein, Daddy, nein!« riefen die Kinder.

»Zurückkehren?« fragte Baxter. »Ich hab' doch nicht an Zurückkehren gedacht. Ich hab' mir nur alles angesehen. Mann, ich hab' noch nie in meinem ganzen Leben so viel Land auf einem Haufen gesehen!«

»Ich weiß«, sagte der Inspektor weich. »Ich bin jetzt seit zwanzig Jahren hier draußen, aber der Anblick packt mich immer wieder.«

Baxter und seine Frau tauschten einen begeisterten Blick. Der Inspektor rieb sich mit dem Finger über die Nase und sagte: »Na, ich denke, jetzt brauchen Sie mich wohl nicht mehr.« Er verzog sich unauffällig.

Steve und Adele hatten nur Augen für ihr Grundstück. Dann sagte Adele: »Ach, Steve, Steve! Das alles gehört jetzt uns! Ich kann es noch gar nicht fassen. Und du hast es gewonnen. Für uns. Du ganz allein!«

Baxters Lippen wurden schmaler. Sehr ruhig sagte er: »Nein, Liebling, allein hab' ich das nicht geschafft. Jemand hat mir geholfen.«

»Wer denn, Steve? Wer hat dir geholfen?« wollte sie von ihm wissen.

»Eines Tages werde ich es dir erzählen«, sagte Baxter. »Aber jetzt gehen wir erst einmal in unser neues Heim.«

Hand in Hand betraten sie die Hütte. Hinter ihnen versank die Sonne in der schimmernden Dunstglocke, die über Los Angeles hing. Ein schöneres Happy-End konnte man sich für die zweite Hälfte des einundzwanzigsten Jahrhunderts gar nicht vorstellen.

Zutritt verboten

»Hübsch hier, wie, Captain?« fragte Simmons betont lässig, als er durch das Bullauge hinaussah. »Beinahe ein kleines Paradies.« Er gähnte.

»Sie können noch nicht hinaus«, sagte Captain Kilpepper. Der Biologe machte sofort ein enttäuschtes Gesicht.

»Aber, Captain...«

»Nein!« Kilpepper sah hinaus auf die sanften Wiesenhügel, die mit roten Blumen gesprenkelt waren. Sie sahen genauso lieblich und üppig aus wie bei der Landung vor zwei Tagen. Rechts von der Wiese erstreckte sich ein brauner Wald, und zwischen den Stämmen leuchteten gelbe und orangefarbene Blüten. Links lag eine Hügelkette, bei der blaugrüne Farbtöne vorherrschten. Von einem der Hügel stürzte ein Wasserfall herab.

Bäume, Blumen – alles, was dazugehörte. Hier war es zweifellos hübsch, und genau das machte Kilpepper so mißtrauisch. Seine Erfahrungen mit zwei Ehefrauen und fünf neuen Raumschiffen hatten ihn gelehrt, daß sich hinter einer hübschen Fassade alles mögliche verbergen kann. Fünfzehn Jahre Raumfahrt hatten ihm zwar zusätzliche Sorgenfalten und graue Haare eingetragen, aber keinen Grund geliefert, seine Meinung zu ändern.

»Hier sind die Berichte, Sir«, meldete der Maat Morena und überreichte ihm ein Bündel Papiere. Morenas breites, derbes Gesicht trug einen verdrossenen Ausdruck. Vor der Tür hörte Kilpepper Fußescharren und vielstimmiges Flüstern. Er wußte, daß sich da draußen seine Mannschaft versammelt hatte, um zu hören, was er diesmal wohl sagen würde.

Sie alle wollten hinaus ins Freie, und zwar dringend.

Kilpepper überflog die Berichte. Sie waren genauso ausgefallen wie bei den letzten vier Untersuchungen. Luft atembar und frei von gefährlichen Mikroorganismen, Bakterien gleich null, Radiograph einwandfrei. Einige Formen tierischen Lebens im

nahen Wald, jedoch keine Hinweise auf Energie. Eine größere Metallmasse, vermutlich ein Berg mit hohem Gehalt an Eisenerz, ein paar Meilen südlich von hier. Vorgemerkt für nähere Untersuchung.

»Fein«, sagte Kilpepper unglücklich. Die Berichte verärgerten ihn etwas. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß normalerweise an jedem Planeten irgend etwas nicht stimmt. Es lohnte sich, das gleich am Anfang herauszufinden, bevor sich die ersten Verluste einstellten.

»Können wir jetzt hinaus, Sir?« fragte Morena. Die Muskeln in seinem zu kurz geratenen Körper spannten sich. Kilpepper spürte förmlich, wie die Männer draußen den Atem anhielten.

»Ich weiß nicht«, sagte Kilpepper und kratzte sich am Kopf. Er suchte nach einem plausiblen Grund für eine Ablehnung. Irgendwo mußte doch ein Haken sein.

»Na schön«, sagte er schließlich. »Lassen Sie vorerst eine volle Wache aufziehen. Dann dürfen vier Mann hinaus. Keiner entfernt sich weiter als zehn Schritte vom Schiff.« Er mußte sie ins Freie lassen, sonst konnte nach sechzehn Monaten im stickigen, engen Raumschiff leicht eine Meuterei ausbrechen.

»Ja, Sir!« rief der Maat und stürzte zur Tür hinaus.

»Ich nehme an, nun darf auch die Wissenschaft hinaus«, sagte Simmons, beide Hände tief in den Hosentaschen vergraben.

»Klar«, antwortete Kilpepper bekümmert. »Ich komme mit. Schließlich sind wir ja nicht unentbehrlich.«

Die Atmosphäre des namenlosen Planeten erschien ihnen nach der verbrauchten, immer wieder gereinigten Luft im Schiff doppelt köstlich. Von den Bergen wehte eine leichte, gleichmäßige und erfrischende Brise.

Captain Kilpepper verschränkte die Arme vor der Brust und hob zufrieden schnuppernd die Nase. Die vier Mannschaftsmitglieder gingen hin und her, streckten ihre Beine und atmeten tief die

herrliche Luft ein. Die Wissenschaftler standen beisammen und überlegten, wo sie anfangen sollten. Simmons bückte sich und riß einen Grashalm ab.

»Sieht seltsam aus«, sagte er und hielt ihn gegen die Sonne.

»Warum?« fragte Captain Kilpepper und ging zu ihm hinüber.

»Sehen Sie sich das mal an.« Der hagere Biologe hielt den Grashalm höher. »Vollkommen glatt. Keinerlei Anzeichen für Zellbildung. Wollen mal sehen...« Er beugte sich über eine rote Blüte.

»He! Wir bekommen Besuch!« Ein Mannschaftsangehöriger namens Flynn erblickte die Eingeborenen zuerst. Sie kamen aus dem Wald und trotteten gemächlich über die Wiese auf das Schiff zu.

Captain Kilpepper sah zum Schiff zurück. Die Bedienungsmannschaft an den Geschützen wartete einsatzbereit. Er legte die Hand zur eigenen Beruhigung an seine Pistolentasche und wartete.

»Ach, du liebe Zeit!« murmelte Aramic. Als der Sprachenkundler des Schiffes musterte er die Eingeborenen mit den Augen des interessierten Fachmanns. Die anderen starrten sie an.

An der Spitze des kleinen Zuges marschierte ein Wesen mit einem mindestens drei Meter langen Hals, der an eine Giraffe erinnerte. Aber die dicken, plumpen Beine schienen einem Nilpferd zu gehören. Das Geschöpf kam mit vergnügter Miene näher. Es hatte purpurne Haut, mit großen weißen Punkten gesprenkelt.

Dahinter folgten fünf kleine Tiere mit reinweißem Fell. Sie hatten etwa die Größe eines Terriers und machten todernte Gesichter. Ein fettes, kleines Ding mit einem mindestens fünf Meter langen grünen Schwanz bildete den Abschluß.

Sie blieben vor den Männern stehen und verneigten sich. Es blieb eine ganze Weile mucksmäuschenstill, dann brachen die Männer in schallendes Gelächter aus.

Das Lachen schien eine Art von Signal zu sein. Die fünf kleinen Dinger sprangen der Nilpferdgiraffe auf den Rücken. Es gab ein kurzes Gerangel, dann kletterten sie einander auf die Schultern. Sekunden später balancierten sie, fünf Mann hoch, wie ein paar geschickte Akrobaten.

Die Männer klatschten begeistert Beifall.

Sofort begann das dicke Tier, auf seinem Schwanz zu balancieren.

»Bravo!« rief Simmons.

Die fünf Pelztiere sprangen vom Rücken der Giraffe herunter und tanzten um das schweineartige Geschöpf herum.

»Hurra!« rief Morrison, der Bakteriologe.

Die Nilpferdgiraffe vollführte einen ungeschickten Purzelbaum, fiel dabei aufs Ohr, rappelte sich wieder auf und machte eine Verbeugung.

Captain Kilpepper legte die Stirn in Falten und rieb sich nachdenklich die Hände. Er versuchte, hinter den Grund dieses Gehabes zu kommen.

Da begannen die Eingeborenen zu singen. Die Melodie klang seltsam, war aber eindeutig als Lied erkennbar. Nach einem sekundenlang ausgehaltenen Schlußakkord verbeugten sie sich und rollten sich im Gras.

Die Männer applaudierten immer noch. Aramic hatte sein Notizbuch gezückt und machte sich Anmerkungen über die Lautäußerungen.

»Okay«, sagte Kilpepper. »Zurück ins Schiff!«

Die vier Besatzungsmitglieder sahen ihn vorwurfsvoll an.

»Laßt doch die anderen auch dran«, sagte der Captain. Widerstrebend kletterten die Männer wieder ins Schiff.

»Ich nehme an, Sie wollen sie noch näher untersuchen«, sagte Kilpepper zu den Wissenschaftlern.

»Aber sicher«, antwortete Simmons. »So etwas hab' ich noch nie gesehen.«

Kilpepper nickte und ging zum Schiff zurück. Vier weitere Besatzungsmitglieder kamen heraus.

»Morena!« rief Kilpepper. Der Maat kam auf die Brücke gestolpert. »Suchen Sie diese Metallmasse. Nehmen Sie noch einen Mann mit und halten Sie ständigen Funkkontakt zum Schiff.«

»Ja, Sir«, sagte Morena mit breitem Grinsen. »Die sind doch ausgesprochen freundlich, nicht wahr, Sir?«

»Ja«, sagte Kilpepper.

»Hübsche Ecke«, sagte der Maat.

»Ja.«

Morena ging seine Ausrüstung holen.

Captain Kilpepper setzte sich hin und grübelte darüber nach, was an diesem Planeten nicht stimmte.

Den größten Teil des folgenden Tages verbrachte Kilpepper mit dem Ausfüllen von Berichtsformularen. Am Spätnachmittag legte er seinen Bleistift hin und machte einen Spaziergang.

»Haben Sie einen Augenblick Zeit, Captain?« fragte Simmons. »Ich möchte Ihnen im Wald etwas zeigen.« Kilpepper knurrte gewohnheitsmäßig, folgte aber dem Biologen. Auf den Wald war er selbst schon neugierig.

Drei Eingeborene begleiteten sie. Diese drei sahen aus wie Hunde, nur die Farbe stimmte nicht. Sie waren rot und weiß wie Pfefferminzbonbons.

Als sie im Wald standen, sagte Simmons mit schlecht verhaltenem Eifer: »So. Nun sehen Sie sich mal um. Entdecken Sie etwas, das Ihnen merkwürdig vorkommt?«

Kilpepper sah sich um. Die Bäume hatten dicke Stämme und standen in großen Abständen – so weit auseinander, daß man durch die Stämme hindurch bis zur nächsten Lichtung sah.

»Hm«, antwortete er. »Hier kann man sich nicht verirren.«

»Das meine ich nicht«, sagte Simmons. »Los, sehen Sie sich noch einmal genauer um.«

Kilpepper lächelte. Simmons hatte ihn hergeschleppt, weil er für ihn ein besseres Publikum darstellte als einer seiner mit anderen Problemen beschäftigten Kollegen.

Hinter ihnen hüpfen und spielten die drei Eingeborenen.

»Es gibt kein Unterholz«, stellte Kilpepper fest, nachdem er ein paar Schritte weitergegangen war. Schlingpflanzen mit vielfarbigen Blüten rankten sich die Baumstämme empor. Als sich Kilpepper umdrehte, sah er gerade, wie ein Vogel herunterschoß, einem der Pfefferminzhunde um den Kopf flatterte und wieder davonflog.

Der Vogel war golden und silbern.

»Sehen Sie denn noch nicht, was hier nicht stimmt?« fragte Simmons ungeduldig.

»Nur die Farbzusammenstellung«, sagte Kilpepper. »Gibt's da sonst noch etwas?«

»Sehen Sie sich doch einmal diese Bäume an.«

Die Äste waren schwer von Früchten. Sie hingen in dichten Klumpen von den untersten Zweigen der Bäume und waren von einer verwirrenden Vielfalt von Farben, Größen und Formen. Es gab Früchte, die wie Weintrauben aussahen, andere ähnelten Bananen, wieder andere sahen Wassermelonen ähnlich, und so weiter.

»Sieht nach vielen verschiedenen Arten aus«, bemerkte Kilpepper vorsichtig, weil er nicht wußte, was ihm eigentlich auffallen sollte.

»Verschiedene Arten!« rief Simmons. »Sehen Sie doch hin, Mann! An einem einzigen Ast wachsen bis zu zehn verschiedene Sorten Obst!«

Bei genauerem Hinsehen merkte Kilpepper, daß es stimmte. Jeder Baum trug eine erstaunliche Vielfalt von Früchten.

»Und so etwas gibt's einfach nicht«, fuhr Simmons fort. »Natürlich ist das nicht mein Fachgebiet, aber ich kann mit ziemlicher Sicherheit feststellen, daß es sich bei jeder Frucht um eine andere und selbständige Sorte handelt. Die verschiedenen Formen sind nicht etwa verschiedene Entwicklungsstadien ein und derselben Sorte.«

»Wie erklären Sie sich das?« fragte Kilpepper.

»Ich brauche keine Erklärung dafür zu finden«, antwortete Simmons grinsend. »Aber irgendein armer Biologe wird sich daran die Zähne ausbeißen.«

Sie machten kehrt und gingen zum Schiff zurück. Kilpepper fragte: »Was wollten Sie hier eigentlich?«

»Ich? Nebenbei einige anthropologische Studien anstellen. Ich wollte herausfinden, wie unsere Freunde leben. Pech. Es gibt keine Pfade, keine Werkzeuge, keine Lichtungen – nichts. Nicht einmal Höhlen.«

Kilpepper hielt es nicht für ungewöhnlich, daß ein Biologe nebenbei eine rasche anthropologische Übersicht versucht. Bei einer solchen Expedition konnte man nicht Fachleute aller Wissensgebiete mitnehmen. In erster Linie kam es darauf an, am Leben zu bleiben, daher waren Biologie und Bakteriologie am wichtigsten, zusammen mit der Sprachwissenschaft. Erst in zweiter Linie kamen Botanik, Ökologie, Psychologie, Soziologie und andere Wissenschaften.

Acht oder neun Vögel hatten sich zu den Tieren – oder Eingeborenen – gesellt, die das Schiff umstanden. Auch diese Vögel waren mit bunten Farben geschmückt: lustige Punkte, Streifen, Flecken. Nirgendwo waren triste Farben wie Grau oder Erdbraun zu sehen.

Morena und Flynn marschierten durch einen Ausläufer des Waldes. Am Fuße eines kleinen Hügels blieben sie stehen.

»Müssen wir da hinaufklettern?« fragte Flynn seufzend. Die mächtige Kamera drückte ihm schwer auf die Schultern.

»Nach dem kleinen Zeiger hier bleibt uns nichts anderes übrig.« Morena deutete auf seinen Detektor. Er zeigte an, daß sich die Metallmasse gleich jenseits des Hügels befinden mußte.

»In den Raumschiffen sollte man Autos mitnehmen«, sagte Flynn. Er beugte die Schultern vor und begann den sanften Hang zu erklimmen.

»Ja – oder Kamele.«

Über ihren Köpfen flatterten und schwebten rote und goldene Vögel dahin und zirpten dabei in fröhlichen Tönen. Die schwache Brise flüsterte im hohen Gras und raschelte melodisch im Laub des nahen Waldes. Zwei der Eingeborenen folgten ihnen. Abgesehen von dem grünen Fell mit den weißen Punkten sahen sie wie Pferde aus.

»Wie in einem Zirkus«, bemerkte Flynn, als eines der Pferde ihn mit ein paar Kapriolen umtänzelte.

»Ja«, murmelte Morena. Sie erreichten den höchsten Punkt und machten sich an den Abstieg. Dann blieb Flynn plötzlich stehen.

»Sieh dir das mal an!«

Am Fuß des Hügels ragte schlank und kerzengerade eine Metallsäule auf. Sie blickten daran empor. Die Säule war so hoch, daß sich das obere Ende in den Wolken verlor.

Rasch liefen sie den Hügel hinunter und untersuchten den Fuß der Säule. Sie wirkte aus der Nähe massiger, als sie gedacht hatten. Morena schätzte den Durchmesser auf über sechs Meter. Nach der blaugrauen Farbe zu urteilen, mußte es sich um eine Stahllegierung handeln. Aber welcher Stahl kann eine Säule von solcher Höhe tragen?

»Was meinst du, wie hoch die Wolken hängen mögen?« fragte Morena.

Flynn legte den Kopf in den Nacken. »Verdammt, die müssen eine halbe Meile hoch sein. Vielleicht auch eine ganze.« Vom Schiff aus hatte man die Säule wegen dieser Wolken nicht sehen können, und die blaugraue Farbe ließ sie optisch mit dem Hintergrund verschmelzen.

»Ich kann's nicht fassen«, murmelte Morena. »Welchen Druck mag das Ding wohl aushalten müssen?« Ehrfürchtig betrachteten sie die riesige Säule.

»Na ja«, sagte Flynn schließlich. »Will mal lieber ein paar Bilder machen.« Er packte seine Kamera aus und machte aus zehn Schritten Entfernung drei Aufnahmen der Säule, dann eine weitere mit Morena als Maßstab daneben. Die drei nächsten Aufnahmen machte er fast senkrecht nach oben.

»Wofür hältst du das?« fragte Morena.

»Darüber sollen sich unsere Akademiker die klugen Köpfe zerbrechen«, sagte Flynn. »Ich wette, die werden verrückt dabei.« Er packte seine Kamera wieder ein. »So, nun werden wir wohl den ganzen Weg zurücklaufen müssen.« Er betrachtete die grünweißen Pferde. »Ob man darauf wohl reiten kann?«

»Versuch's ruhig und brich dir dein Genick!«

»Komm, mein Junge, komm mal schön hierher!« lockte Flynn. Eins der Pferde trottete heran und kniete neben ihm nieder. Flynn bestieg es vorsichtig. Als er oben saß, grinste er auf Morena herab.

»Mach bloß die Kamera nicht kaputt«, warnte Morena. »Die ist Staatseigentum.«

»Brav«, sagte Flynn. »Feiner Junge!« Das Pferd stellte sich auf – und grinste.

»Bis später, wir sehen uns dann zu Hause«, rief Flynn und lenkte das Pferd auf den Hügel zu.

»Warte doch einen Augenblick!« rief Morena. Er sah Flynn mit finsterem Blick nach und lockte dann das zweite Pferd herbei. »Komm, braver Junge!« Das Pferd kniete nieder, und Morena kletterte ihm auf den Rücken.

Sie ritten ein paar Kreise, um die Tiere zu erproben. Sie ließen sich schon durch einen leisen Druck lenken. Ihre breiten Rücken waren erstaunlich bequem. Einer der rotgoldenen Vögel senkte sich auf Flynns Schulter herab.

»Junge, Junge, ist das ein Leben«, sagte Flynn und tätschelte das glänzende Fell seines Reittiers. »Los, Maat, wollen mal sehen, wer zuerst am Schiff ist!«

»Auf geht's!« antwortete Morena. Aber die Pferde blieben bei ihrem gemächlichen Schritt und ließen sich durch nichts antreiben.

Beim Schiff saß Kilpepper im weichen Gras und sah Aramic bei der Arbeit zu. Der Sprachenkundler war ein geduldiger Mensch. Seine Kollegen hatten ihn darum bewundert, und seine Studenten waren ihm in den Jahren, die er als Professor zubrachte, dankbar dafür. Nun wurden Fähigkeiten, die seit sechzehn Jahren im Verborgenen geschlummert hatten, ans Tageslicht geholt.

»Wir versuchend noch einmal«, sagte Aramic im ruhigsten Ton. Er blätterte in einem Handbuch mit dem Titel ›Ansprache für Fremdintelligenzen zweiten Grades‹ – einem von ihm selbst verfaßten Text – , bis er das gesuchte Diagramm gefunden hatte. Dann deutete er auf die betreffende Seite.

Das Tier neben ihm sah aus wie eine verunglückte Kreuzung zwischen Backenhörnchen und Riesenpanda. Mit einem Auge schielte es auf die Zeichnung, das andere Auge ließ es mit einer lächerlichen Grimasse kreisen.

»Planet«, sagte Aramic und zeigte auf das Bild. »Planet.«

»Entschuldigung, Chef«, sagte Simmons. »Ich möchte hier gern mein Röntgengerät aufbauen.«

»Aber sicher«, sagte Kilpepper und rückte etwas beiseite, damit der Biologe seinen Apparat aufstellen konnte.

»Elam vessel holam cram«, sagte das Panda-Backenhörnchen freundlich.

Verdammt – sie hatten also eine Sprache. Die Laute, die sie von sich gaben, waren klar und systematisch geordnet. Es kam nur darauf an, einen Berührungspunkt zu finden. Hatten sie schon einfache Abstraktionen gemeistert?

Aramic legte sein Buch beiseite und deutete auf das Panda-Hörnchen.

»Tier«, sagte er deutlich und wartete hoffnungsvoll.

»Es soll stillhalten!« sagte Simmons und stellte sein Gerät ein. »So ist's schön. Jetzt noch eine.«

»Tier«, wiederholte Aramic geduldig.

»Iful biful box«, sagte das Tier. »Hoful toful lox, ramadan, samduran, iful biful box.«

Nur Geduld, ermahnte sich Aramic. Immer eine positive Einstellung behalten. Freundlich bleiben. Nicht nervös werden.

Er griff nach einem anderen seiner Nachschlagewerke. Es trug den Titel »Ansprache für Frem dintelligenzen ersten Grades.«.

Rasch fand er, wonach er suchte, und legte das Buch wieder weg. Lächelnd hob er einen Finger hoch.

»Eins«, sagte er.

Das Tier kam näher und schnupperte an seinem Finger.

Mit grimmigem Lächeln nahm Aramic einen zweiten Finger dazu. »Zwei.« Einen weiteren. »Drei!«

»Hugelex«, sagte das Tier plötzlich.

Ein Diphtong? Oder das Wort für »eins«?

»Eins«, wiederholte er und wackelte mit dem Zeigefinger.

»Vereserevef«, antwortete das Tier feixend.

Gab es denn mehrere Worte für den Begriff ›eins‹? »Eins!« sagte er noch einmal.

Da begann das Tier zu singen.

»Sevef hevef ulud cram, aragan, billigan, homus dram...«

An dieser Stelle brach es ab und betrachtete erstaunt das Handbuch, das durch die Luft flog, und dann den Rücken des Sprachwissenschaftlers, den nur seine bemerkenswerte Geduld von einem Meuchelmord abhielt.

Nach Morenas und Flynns Rückkehr rätselte Kilpepper an ihrem Bericht herum. Er hatte die Aufnahmen rasch entwickeln lassen und studierte sie eingehend.

Die Säule war glatt und rund und ganz offenkundig künstlich hergestellt. Eine Rasse, die so etwas aufstellen konnte, war auch in der Lage, gefährlich zu werden. Sehr sogar.

Aber wer hatte diese Säule errichtet? Ganz gewiß nicht die vergnügten, dummen Tiere rings um das Schiff.

»Sie sagen, die Spitze ist in den Wolken verborgen?« fragte Kilpepper.

»Ja, Sir, das verdamnte Ding muß ungefähr eine Meile hoch sein«, antwortete Morena.

»Gehen Sie noch einmal hin«, befahl Kilpepper. »Nehmen Sie ein Radarskop und Infrarotrüstung mit. Besorgen Sie mir eine Aufnahme von der Spitze dieser Säule. Ich will wissen, wie hoch das Ding ist und was sich an seinem oberen Ende befindet. Schnell!«

Flynn und Morena verließen die Kommandobrücke.

Kilpepper starrte die Fotos mindestens eine Minute lang an, dann legte er sie beiseite. Voll Ungewisser Besorgnis schlenderte er hinüber ins Labor des Schiffes. Auf diesem Planeten paßte nichts zusammen, und das störte ihn. Kilpepper hatte durch

harte Erfahrung lernen müssen, daß hinter allem ein bestimmtes Schema steckt. Wenn man das nicht rechtzeitig herausfindet, kann es böse enden.

Morrison, der Biologe, war ein kleines, ewig trauriges Männchen. Im Augenblick wirkte er wie eine Verlängerung des Mikroskops, durch das er sah.

»Schon was gefunden?« fragte Kilpepper.

»Ich habe herausgefunden, daß etwas fehlt«, sagte Morrison und hob blinzelnd den Kopf. »Ich habe entdeckt, daß hier sogar verdammt viel fehlt.«

»Was denn?«

»Ich habe die Blumen getestet«, erklärte Morrison. »Und ich habe Erdproben und Wasserproben getestet. Die Ergebnisse sind noch nicht endgültig, aber setzen Sie sich schon mal fest hin.«

»Ich bin gefaßt. Was gibt's?«

»Auf diesem ganzen Planeten gibt es nicht eine einzige Bakterie!«

»Ach?« machte Kilpepper, weil ihm nichts Gescheiteres einfiel. Diese Eröffnung kam ihm nicht sonderlich schockierend vor. Aber der Bakteriologe benahm sich, als hätte er soeben erklärt, der Boden des Planeten bestünde aus hundertprozentig reinem grünen Käse.

»Genau das ist es! Das Wasser im Bach ist reiner als Aqua destillata. Der Dreck auf diesem Planeten ist sauberer als ein sterilisiertes Skalpell. Die einzigen Bakterien haben wir eingeschleppt. Und die sind im Begriffe, abgetötet zu werden.«

»Wie?«

»Die Luft hier enthält drei verschiedene desinfizierende Wirkstoffe, die ich bereits entdeckt habe, und vermutlich noch ein Dutzend weitere, die ich noch nicht gefunden habe. Dasselbe gilt für Schmutz und Wasser. Der Planet ist vollkommen steril!«

»Na und?« fragte Kilpepper. Ihm war nicht in vollem Umfang klar, was das bedeutete. Er machte sich mehr Sorgen um die Stahlsäule. »Was hat das zu bedeuten?«

»Ich bin froh, daß Sie mir diese Frage stellen«, sagte Morrison. »Ja, wirklich froh, daß Sie mich das fragen. Es bedeutet nämlich schlicht und einfach, daß es diesen Planeten hier nicht gibt.«

»Na, na!«

»Ich meine es ernst. Es gibt kein Leben ohne Mikroorganismen. Hier fehlt ein ganzer Abschnitt des Lebenszyklus.«

»Leider gibt es diesen Planeten aber doch«, widersprach Kilpepper freundlich. »Haben Sie noch andere Theorien?«

»Ja, aber zuerst möchte ich meine Tests abschließen. Etwas werde ich Ihnen schon im voraus sagen, und Sie können sich selbst einen Reim darauf machen.«

»Reden Sie.«

»Es war mir nicht möglich, auf diesem Planeten auch nur den kleinsten Stein zu entdecken. Natürlich ist das nicht genau mein Fachgebiet – aber in dieser Expedition sind wir ja alle recht vielseitig bewandert. Ich interessiere mich nebenbei auch für Geologie. Nirgendwo liegt ein Stein herum, es gibt kein Stückchen Fels, jedenfalls nicht lose. Das kleinste Steinchen wiegt ungefähr sieben Tonnen, schätze ich.«

»Und was bedeutet das wieder?«

»Ach – es kommt Ihnen also auch seltsam vor?« Morrison lächelte. »Entschuldigen Sie mich jetzt, ich möchte diese Tests noch vor dem Abendessen abschließen.«

Kurz vor Sonnenuntergang waren die Röntgenaufnahmen von den Tieren fertig. Kilpepper erlebte eine neue Überraschung. Morrison hatte ihm erklärt, der Planet könne gar nicht existieren. Nun eröffnete ihm Simmons, daß auch die Tiere nicht existieren könnten.

»Sehen Sie sich bloß diese Aufnahmen an«, sagte er zu Kilpepper. »Sehen Sie! Erkennen Sie irgendwelche Organe?«

»Ich verstehe nicht viel von Röntgenaufnahmen.«

»Sie brauchen ja nur hinzusehen. Da!« Das Röntgenbild zeigte ein paar Knochen und ein oder zwei Organe. Auf einigen Bildern waren auch Andeutungen eines Nervensystems zu erkennen, aber größtenteils waren die Tiere in ihrer Beschaffenheit durch und durch homogen.

»Die innere Struktur reicht nicht einmal für einen Regenwurm aus«, sagte Simmons. »Eine solche Vereinfachung ist unmöglich. Es gibt nichts, was Lungen oder einem Herzen entspricht. Kein Blutkreislauf. Kein Gehirn. Verdammt wenig an Nervensystem. Und die vorhandenen Organe lassen sich nicht erklären.«

»Und Ihre Schlußfolgerung...«

»Diese Tiere existieren nicht«, erklärte Simmons höchst vergnügt. Er berauschte sich an dieser Idee. Er freute sich schon darauf, einen Artikel über nichtexistente Tiere zu veröffentlichen.

Aramic kam leise fluchend an ihnen vorbei.

»Kein Glück mit der Sprache?« fragte Simmons.

»Nein!« schrie Aramic und wurde dann rot. »Entschuldigung. Ich hab' sie bis herunter zum Intelligenzgrad C3BB getestet. Zu dieser Klasse zählen die Amöben. Keinerlei Reaktion.«

»Vielleicht liegt es nur daran, daß sie vollkommen gehirnlos sind«, meinte Kilpepper.

»Nein. Ihre Fähigkeit, gewisse angelernte Tricks auszuführen, weist auf eine bestimmte Intelligenz hin. Sie haben auch eine Art Sprache und ein klar umrissenes System von Reaktionen. Aber sie reagieren einfach nicht normal. Sie fangen bloß zu singen an.«

»Ich denke, jetzt brauchen wir erst einmal etwas zu essen«, sagte Kilpepper. »Und danach einen Schluck auf den Schrecken. Oder vielleicht auch zwei.«

Das Abendessen gestaltete sich sehr flüssig. Nach der zweiten Flasche ließen sich die Wissenschaftler wenigstens so weit erweichen, daß sie bereit waren, einige Möglichkeiten in Betracht zu ziehen. Sie fügten die bekannten Fakten zusammen.

Erstens: Die Eingeborenen – oder Tiere – wiesen keinerlei Anzeichen für innere Organe auf, die der Vermehrung oder der Verdauung dienten. Es schien mindestens drei Dutzend verschiedene Arten von ihnen zu geben, die Vögel nicht mitgezählt. Täglich traten neue Arten auf. Dasselbe galt für die Pflanzen.

Zweitens: Der Planet war erstaunlich steril und hielt diese Sterilität von selbst aufrecht.

Drittens: Die Eingeborenen verfügten über eine eigene Sprache, waren aber offenbar nicht imstande, sie an andere weiterzugeben. Sie konnten auch keine andere Sprache erlernen.

Viertens: Es lagen keine kleineren Felsbrocken oder Steine herum.

Fünftens: Es gab eine gewaltige Stahlsäule, die sich zu einer Höhe von mindestens einer halben Meile erhob. Die genaue Höhe mußte nach Fertigstellung der Spezialfotos ermittelt werden. Es gab zwar keine Anzeichen für eine Maschinenkultur, doch diese Säule war offenbar das Erzeugnis einer solchen. Jemand mußte sie gebaut und hier aufgerichtet haben.

»Wenn man das alles zusammenfaßt, was ergibt sich dann daraus?« fragte Kilpepper.

»Ich habe eine Theorie«, sagte Morrison. »Es ist eine prächtige Theorie. Will sie jemand hören?«

Alle bejahten die Frage, bis auf Aramic, der immer noch darüber grübelte, warum er die fremde Sprache nicht erlernen konnte.

»Für meine Begriffe ist dieser Planet künstlich hergestellt. Anders kann es gar nicht sein. Keine Rasse hätte sich ohne Bakterien entwickelt. Er wurde von einer Superrasse gemacht,

die auch die stählerne Säule gebaut hat. Sie haben alles für diese Tiere gemacht.«

»Und warum?« fragte Kilpepper.

»Das ist das Schönste daran«, antwortete Morrison verträumt. »Aus reinem Altruismus. Sehen Sie sich die Eingeborenen an. Sie sind fröhlich und verspielt. Sie neigen nicht zu Gewalttätigkeiten, und sie haben keinerlei schlechte Angewohnheiten. Verdienen sie damit nicht eine eigene Welt? Eine Welt, wo sie in ewigem Sommer herumstreifen und spielen können?«

»Schön ist das schon«, sagte Kilpepper. Er unterdrückte ein Grinsen und fuhr fort: »Aber...«

Morrison fiel ihm ins Wort: »Diese Leute sind als Mahnung hier, als Mahnung an alle zufällig vorbeikommenden Rassen, daß die Menschen in Frieden beisammenleben können.«

»Die Sache hat nur einen Schönheitsfehler«, sagte Simmons. »Diese Tiere hätten sich niemals auf natürliche Weise entwickeln können. Sie haben doch auch die Röntgenbilder gesehen.«

»Das stimmt.« Der Träumer focht einen kurzen Kampf mit dem Biologen aus; der Träumer verlor ihn. »Vielleicht sind es Roboter.«

»Diese Erklärung sagt mir noch am meisten zu«, erklärte Simmons. »Meiner Ansicht nach hat die Rasse, die diese stählerne Nadel errichtet hat, auch die Tiere gemacht. Sie sind Diener oder Sklaven. Vielleicht halten sie uns sogar für ihre Herren.«

»Und wohin sollten ihre eigentlichen Herren verschwunden sein?« fragte Morrison.

»Wie zum Teufel soll ich das denn wissen?« knurrte Simmons.

»Und wo könnten diese Herren wohnen?« fragte Kilpepper. »Wir haben nichts entdeckt, das nach einer Behausung aussieht.«

»Sie sind so fortschrittlich, daß sie weder Maschinen noch Häuser brauchen. Sie leben in direktem Kontakt zur Natur.«

»Wozu brauchen sie dann noch Diener?« fragte Morrison unerbittlich. »Und wozu haben sie die Stahlnadel gebaut?«

An diesem Abend wurden die neuen Aufnahmen der Stahlsäule fertig. Die Wissenschaftler untersuchten sie eifrig. Die Spitze der Säule reichte fast eine Meile hoch in die dichten Wolken hinauf. An der obersten Spitze ragte etwas im rechten Winkel etwa dreißig Meter lang von der Säule ab.

»Sieht so aus, als könnte es ein Wachturm sein«, meinte Simmons.

»Was sollten sie von da oben aus denn beobachten?« fragte Morrison dagegen. »Sie würden ja außer Wolken nichts sehen.«

»Vielleicht sehen sie sich gern Wolken an«, meinte Simmons.

»Ich geh' jetzt schlafen«, verkündete Kilpepper gründlich angewidert.

Als Kilpepper am nächsten Morgen erwachte, hatte er ein ungutes Gefühl. Irgend etwas stimmte nicht. Er zog sich an und trat ins Freie hinaus. Etwas Unfaßbares schien im Wind zu liegen. Oder waren es vielleicht nur seine Nerven?

Kilpepper schüttelte den Kopf. Zu seinen Vorahnungen hatte er Vertrauen. Sie besagten zumeist, daß sein Unterbewußtsein einen logischen Denkprozeß abgeschlossen hatte.

Rings um das Schiff schien alles in bester Ordnung zu sein. Die Tiere waren wieder da. Sie liefen faul in der Gegend herum.

Kilpepper funkelte sie böse an und ging um das Schiff herum. Auch die Wissenschaftler waren wieder dabei, das Geheimnis des Planeten zu lösen. Aramic gab sich alle Mühe, die Sprache eines grünsilbernen Tiers mit tieftraurigen Augen zu erlernen. Das Biest machte an diesem Morgen einen ungewöhnlich apathischen

Eindruck. Es murmelte nur seine komischen Lieder vor sich hin und kümmerte sich kaum um Aramic.

Kilpepper dachte an Circe. Konnten diese Tiere vielleicht Menschen sein, die ein böser Zauberer verwandelt hatte? Er verwarf diesen absurden Gedanken und ging weiter.

Der Mannschaft war nichts Ungewöhnliches aufgefallen. Sie gingen alle miteinander zum Wasserfall baden. Kilpepper beauftragte zwei Mann mit der Durchführung einer mikroskopischen Untersuchung des Stahlmastes.

Das machte ihm größere Sorgen als alles andere. Die anderen Wissenschaftler störte es weniger, doch das hielt Kilpepper nur für natürlich. Jeder Schuster bleibt eben bei seinem Leisten. Ein Sprachwissenschaftler interessierte sich in erster Linie für die Sprache dieser Leute, während ein Botaniker in den Vielfruchtbäumen den Schlüssel zum Rätsel des Planeten sehen mußte.

Und was glaubte er selbst? Captain Kilpepper ging im Geist seine eigenen Ideen durch. Was ich brauche, ist eine Arbeitstheorie, sagte er sich. Eine Theorie, die alle die seltsamen Erscheinungen unter einen Hut brachte.

Mit welcher Theorie war das zu bewerkstelligen? Warum gab es hier keine Bakterien? Warum gab es keine Steine? Warum, warum, warum. Kilpepper war sicher, daß es dafür eine verhältnismäßig simple Erklärung geben mußte. Er konnte sie beinahe mit Händen greifen – aber eben nicht ganz.

Er setzte sich in den Schatten, lehnte sich an sein Schiff und versuchte nachzudenken.

Gegen Mittag kam Aramic, der Sprachkundler, zu ihm. Er warf seine Bücher – eins nach dem anderen – gegen die Schiffswand.

»Ja, das Temperament«, sagte Kilpepper.

»Ich geb's auf«, erklärte Aramic. »Die Biester sind jetzt vollkommen unaufmerksam. Sie reden kaum noch. Und Kunststückchen machen sie auch nicht mehr.«

Kilpepper stand auf und ging zu den Tieren hinüber. Tatsächlich – sie wirkten kaum noch lebendig. Sie krochen herum, als befänden sie sich in den letzten Stadien der Unterernährung.

Simmons stand neben ihnen und machte sich Notizen.

»Was ist denn mit Ihren kleinen Freunden los?« fragte Kilpepper.

»Weiß ich nicht«, antwortete Simmons. »Vielleicht waren sie so aufgeregt, daß sie letzte Nacht nicht schlafen konnten.«

Die Nilpferd-Giraffe setzte sich plötzlich hin. Dann kippte sie langsam auf die Seite und blieb liegen.

»Seltsam«, sagte Simmons. »Das hab' ich bisher noch bei keinem der Tiere gesehen.« Er beugte sich über das umgesunkene Tier und suchte nach dem Herzschlag. Nach einigen Sekunden richtete er sich wieder auf.

»Keinerlei Lebenszeichen«, sagte er.

Zwei der kleineren Tiere mit glänzenschwarzem Fell fielen um.

»Großer Gott!« rief Simmons und lief zu ihnen hinüber. »Was ist denn jetzt los?«

»Ich fürchte, ich weiß es«, sagte Morrison. Er trat mit aschfahlem Gesicht aus dem Schiff. »Bakterien.«

»Wovon reden Sie eigentlich?«

»Captain, ich komme mir wie ein Mörder vor. Ich fürchte, wir haben die armen Tiere umgebracht. Erinnern Sie sich noch, daß ich Ihnen sagte, auf dem Planeten gäbe es keinerlei Mikroorganismen? Überlegen Sie nur mal, wie viele davon wir eingeschleppt haben! Die Bakterien strömen von uns in ihre neuen Wirte hinein – in Wirte, die über keinerlei Abwehrstoffe verfügen, wie Sie wissen.«

»Haben Sie nicht gesagt, daß es mehrere desinfizierende Stoffe in der Luft gibt?« fragte Kilpepper.

»Anscheinend funktionieren die nicht schnell genug.« Morrison beugte sich vor und untersuchte eines der kleinen Tiere. »Ich bin jetzt ganz sicher.«

Auch die übrigen Tiere rings um das Schiff herum kippten der Reihe nach um und blieben regungslos liegen. Captain Kilpepper sah sich besorgt um.

Einer der Besatzungsangehörigen kam keuchend angerannt. Er war noch naß vom Baden oben am Wasserfall.

»Sir!« stieß er hervor. »Drüben beim Wasserfall... die Tiere...«

»Ich weiß«, sagte Kilpepper. »Holen Sie sofort alle anderen zurück.«

»Aber das ist noch nicht alles, Sir«, sagte der Mann. »Der Wasserfall – wissen Sie, der Wasserfall...«

»So reden Sie schon, Mann!«

»Er hat aufgehört, Sir. Er hat zu fließen aufgehört.«

»Holen Sie sofort die anderen hierher!«

Der Mann sprintete zurück zum Wasserfall. Kilpepper sah sich um und wußte selbst nicht genau, wonach er suchte. Der braune „Wald stand still da. Zu still.

Er war der Lösung ganz nahe...

Kilpepper bemerkte, daß sich die sanfte, gleichmäßige Brise, die seit der Landung ununterbrochen geweht hatte, gelegt hatte.

»Was zum Teufel geht hier vor?« fragte Simmons beunruhigt. Sie gingen zum Schiff zurück.

»Scheint die Sonne nicht ein wenig schwächer?« flüsterte Morrison. Sie waren ihrer Sache nicht sicher. Es war erst früher Nachmittag, doch die Sonne wirkte weniger strahlend.

Die Mannschaftsmitglieder kamen tropfnaß vom Wasserfall zurück. Auf Kilpeppers Befehl kehrten sie eilig ins Schiff zurück. Die Wissenschaftler standen noch da und blickten über das schweigende Land hinweg.

»Was hätten wir denn tun sollen?« fragte Aramic und schauderte beim Anblick der umgefallenen Tiere.

Da kamen die Männer, die den eisernen Mast untersuchen sollten, den Hügel heruntergerannt. Sie stürmten durch das hohe Gras, als sei der Leibhaftige hinter ihnen her.

»Was gibt's denn schon wieder?« fragte Kilpepper.

»Die verdammte Säule, Sir!« stieß Morena hervor. »Sie dreht sich!« Diese Säule, diese meilenhohe Masse unglaublich starken Stahls, wurde bewegt!

»Was sollen wir machen?« fragte Simmons.

»Zurück ins Schiff!« befahl Kilpepper. Er fühlte, wie sich in seinem Kopf jetzt die richtige Lösung formte, wie sie Gestalt annahm. Nur eine Kleinigkeit fehlte noch, eine winzige Kleinigkeit...

Die Tiere sprangen plötzlich auf! Die roten und silbernen Vögel begannen wieder zu fliegen. Sie schwangen sich hoch hinauf in die Lüfte. Die Nilpferd-Giraffe raffte sich auf, schnaubte und jagte davon. Die übrigen Tiere folgten ihr. Aus dem Wald kamen in dichten Reihen fremde Tiere auf die Wiese hinausgestürmt.

Sie jagten in vollem Lauf nach Westen, weg vom Schiff.

»Los, schnell ins Schiff!« schrie Kilpepper plötzlich. Jetzt war alles klar. Er wußte Bescheid, und er konnte nur hoffen, daß er seinen Kahn rechtzeitig wieder in den Raum hinauf bekam.

»Los, beeilt euch! Laßt die Maschinen an!« brüllte er die fassungslosen Mannschaftsmitglieder an.

»Aber wir haben doch noch überall Sachen herumliegen«, sagte Simmons. »Ich sehe keine Notwendigkeit für...«

»Waffen feuerbereit machen!« brüllte der Captain und schob den Wissenschaftler achtlos beiseite.

Plötzlich tauchten im Westen lange Schatten auf.

»Captain, wir sind mit unseren Untersuchungen noch nicht fertig...«

»Sie können von Glück reden, wenn Sie hier überhaupt mit dem Leben davonkommen«, knurrte Kilpepper, als er das Schiff betrat. »Alle Luken dicht! Startklar machen! Haben Sie es sich noch nicht zusammengereimt?«

»Sie meinen die Säule, die sich dreht?« fragte Simmons. Er stolperte im Korridor über Morrison. »Nun gut, nehmen wir an, es gäbe eine überlegene Rasse...«

»Dieser sich drehende Mast ist ein Schlüssel, der in der Seite des Planeten steckt«, sagte Kilpepper. Er rannte im Laufschrift zur Brücke. »Damit wird die ganze Geschichte aufgezoen. Das gilt für diese ganze Welt hier. Tiere, Flüsse, der Wind – alles läuft einmal ab und muß wieder aufgezoen werden.«

Er gab dem Computer die Koordinaten für eine Kreisbahn ein.

»Überlegen Sie doch selbst«, fuhr er fort. »Eine Welt, wo alle möglichen herrlichen Früchte an den Bäumen hängen, an den untersten Zweigen. Wo es keine Bakterien gibt, die einem schaden könnten, keinen einzigen eckigen Stein, an dem man sich die Zehen stoßen kann. Eine Welt voller wunderbarer, lustiger, sanftmütiger Tiere. Ein Planet, auf dem alles darauf abzielt zu amüsieren. – Ein Spielplatz!«

Die Wissenschaftler starrten ihn an.

»Die Säule ist ein Schlüssel. Während unseres unbefugten Eindringens hier ist alles abgelaufen. Jetzt zieht jemand den Planeten wieder auf.«

Draußen vor den Bullaugen erstreckten sich die Schatten tausend Meter weit über die Wiesen.

»Anschnallen!« rief Kilpepper und drückte auf den Startknopf. »Im Gegensatz zu den Spielzeugtieren möchte ich nicht mit den Kindern zusammentreffen, die sonst hier spielen. Und schon gar nicht mit ihren Eltern!«

Denk nicht so laut

Wirklich ernst wurde es für Leroy Cleevy erst, als er das Postschiff 243 durch den unkolonisierten Sternhaufen Seergon steuerte. Zuvor hatte er immer nur mit den üblichen Schwierigkeiten aller interstellaren Postkuriere zu kämpfen: ein altes Schiff, ausgebrannte Röhren, fehlerhafte Astrogation. Aber als er nun eine Positionsbestimmung vornahm, merkte er, daß es im Schiff ungemütlich warm wurde.

Er stieß einen Seufzer aus, schaltete die Kühlung ein und setzte sich mit dem diensthabenden Postmeister seines Stützpunkts in Verbindung. Er hatte die äußerste Grenze des Funkbereichs fast erreicht; die Stimme des Postmeisters war vor lauter Rauschen kaum zu verstehen.

»Schon wieder Ärger, Cleevy?« fragte der Postmeister im drohenden Ton eines Mannes, der Flugpläne ausschreibt und an ihre unbedingte Einhaltung glaubt.

»Ach, ich weiß nicht recht«, antwortete Cleevy zuversichtlich. »Wenn man von den Röhren, der Astrogation und den Schaltungen absieht, ist eigentlich alles in bester Ordnung, bis auf die Isolierung und die Kühlung.«

»Verdammt, es ist doch eine Schande«, sagte der Postmeister plötzlich mitfühlend. »Ich kann mir vorstellen, wie Ihnen zumute ist.«

Cleevy schaltete die Kühlung auf volle Leistung, wischte sich den Schweiß von der Stirn und gelangte zu dem Schluß, daß sich der werte Herr Postmeister vermutlich doch nicht ganz vorstellen konnte, wie ihm zumute war.

»Hab' ich nicht immer wieder bei der Regierung neue Schiffe angefordert?« Der Postmeister lachte bedauernd. »Aber man scheint zu glauben, daß ich die Post in jedem beliebigen alten Kasten befördern kann.«

Im Augenblick interessierte sich Cleevy nicht für den Kummer des Postmeisters. Obgleich die Kühlung sich redlich abmühte, wurde es im Schiff immer heißer.

»Bleiben Sie einen Augenblick in der Leitung«, sagte er. Er ging nach achtern, wo die Quelle der Überhitzung zu liegen schien, und stellte fest, daß drei seiner Tanks nicht mit Treibstoff, sondern mit einer brodelnden, weißglühenden Brühe gefüllt waren. Im vierten Tank vollzog sich rapide dieselbe Umwandlung.

Cleevy riß für ein paar Sekunden verblüfft die Augen auf, dann erschrak er und rannte zum Funkgerät zurück.

»Treibstoff ist alle«, meldete er. »Irgendwelche katalytischen Veränderungen, nehme ich an. Ich hab' Ihnen ja gesagt, daß wir neue Tanks brauchen. Ich gehe auf dem ersten Sauerstoffplaneten, den ich finden kann, herunter.«

Er griff nach ›Handbuch für Notfälle‹ und schlug den Sternhaufen Seergon auf. In diesem Bereich gab es zwar keine Kolonien, aber die Planeten mit Sauerstoffatmosphäre waren für alle Fälle erkundet worden. Was sie – außer Sauerstoff – noch enthielten, wußte allerdings niemand. Cleevy durfte hoffen, einen solchen Planeten zu erreichen, falls sein Schiff lange genug durchhielt.

»Ich versuche es auf 3-M-22!« rief er, um sich trotz der zunehmenden Störungen verständlich zu machen.

»Passen Sie gut auf die Post auf!« brüllte der Postmeister zurück. »Ich schicke sofort ein Schiff los.«

Cleevy erzählte ihm, was er mit der Post machen könne, wenn er wolle – mit allen zwanzig Pfund davon, die er an Bord hatte. Doch der Postmeister hatte bereits abgeschaltet.

Cleevy legte auf 3-M-22 eine fabelhafte Landung hin – mehr als fabelhaft, wenn man in Betracht zog, daß seine Instrumente inzwischen so heiß waren, daß er sie nicht mehr berühren konnte, daß sich seine Röhren vor Hitze bogen und daß der

Postsack auf seinem Rücken ihn bei jeder Bewegung behinderte. Das Postschiff 243 segelte heran wie ein stolzer Schwan. Sechs Meter über dem Boden des Planeten gab es dann plötzlich seinen Geist auf und sackte durch wie ein Stein.

Cleevy klammerte sich an das letzte Restchen Bewußtsein, war aber fest davon überzeugt, sich alle Knochen gebrochen zu haben. Die Schiffswände begannen stumpfrot zu glühen, als er – den Postsack auf den Rücken geschnallt – durch den Notausgang ins Freie stolperte.

Mit geschlossenen Augen rannte er hundert Schritte vom Schiff weg. Dann explodierte der Kahn, und die Druckwelle warf ihn flach aufs Gesicht. Er rappelte sich auf, machte zwei weitere Schritte und wurde dann endgültig ohnmächtig.

Als er wieder zu sich kam, lag er mit dem Gesicht nach unten im Gras auf einem kleinen Hügel. Der Schock verschaffte ihm ein herrliches Gefühl des Schwabens. Sein Geist hatte sich vom Körper gelöst und schwebte frei in der Luft. Alle Sorgen, Gefühle und Ängste waren im Körper zurückgeblieben; er selbst war frei wie ein Vogel.

Er sah sich um und bemerkte ein kleines Tier, das in der Nähe vorüberstrich. Es hatte etwa die Größe eines Eichhörnchens, aber ein stumpfgrünes Fell.

Als es näherkam, sah er, daß es weder Augen noch Ohren hatte.

Das überraschte ihn nicht. Im Gegenteil. Es war völlig in Ordnung. Wozu brauchte ein Eichhörnchen überhaupt Augen oder Ohren? Eichhörnchen sind viel besser dran, wenn sie die Schmerzen und Qualen der Welt nicht sehen müssen, wenn sie nichts von den gepeinigten Schreien...

Ein zweites Tier erschien. Es hatte die Größe und Gestalt eines ausgewachsenen Wolfs, aber ebenfalls ein stumpfgrünes Fell. Gleichlaufende Entwicklung? Im Rahmen des großen Schöpfungsplans spielte es doch keine Rolle, sagte er sich. Auch dieses

Tier besaß keine Augen und Ohren. Dafür aber ein prächtig entwickeltes Gebiß.

Cleevy brachte für die hiesige Fauna nur mäßiges Interesse auf. Was kümmern einen reinen Intellekt schon Eichhörnchen oder Wölfe, ob mit oder ohne Augen? Er stellte fest, daß das Eichhörnchen keine zwei Meter von dem Wolf entfernt erstarrt war. Der Wolf kam langsam näher. Als er bis auf einen Meter herangekommen war, schien er die Witterung zu verlieren. Er schüttelte ärgerlich den Kopf und beschrieb einen Kreis. Dabei bewegte er sich in die falsche Richtung.

Blinde jagen Blinde, sagte sich Cleevy, und es kam ihm wie eine tiefschürfende, ewige Wahrheit vor. Dann begann das Eichhörnchen vor seinen Augen zu zittern. Der Wolf fuhr herum, machte einen Satz und verschlang es mit drei Bissen.

Was Wölfe doch für große Zähne haben, dachte Cleevy. Augenblicklich fuhr der augenlose Wolf zu ihm herum.

Jetzt wird er mich auffressen, dachte Cleevy. Er fand den Gedanken, als erster Mensch auf diesem Planeten aufgeessen zu werden, ganz amüsant.

Als der Wolf dicht vor seinem Gesicht die Zähne bleckte, wurde Cleevy noch einmal ohnmächtig.

Es war schon Abend, als er sich langsam erholte. Lange Schatten lagen über dem Land, und die Sonne stand tief am Horizont. Cleevy setzte sich auf und streckte vorsichtig Arme und Beine aus. Nichts war gebrochen.

Benommen, aber sonst im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte, richtete er sich auf einem Knie halb auf. Was war eigentlich geschehen? An die Bruchlandung erinnerte er sich nur vage, als seien inzwischen tausend Jahre vergangen. Das Schiff hatte Feuer gefangen, er war weggegangen und ohnmächtig geworden. Danach war er einem Wolf und einem Eichhörnchen begegnet.

Unsicher raffte er sich auf und sah sich um. Den letzten Teil der Geschichte mußte er wohl geträumt haben. Wäre ein Wolf dagewesen, so hätte er ihn sicherlich getötet.

Als er den Blick nach unten richtete, sah er zu seinen Füßen den grünen Schweif des Eichhörnchens und ein Stück daneben den Schädel liegen.

Verzweifelt strengte er seinen Gehirnkasten an. Also war doch ein Wolf dagewesen, und noch dazu ein hungriger. Wenn er die Ankunft des Rettungsschiffes noch erleben wollte, mußte er genau herausfinden, was sich abgespielt hatte – und warum.

Keines der beiden Tiere besaß Augen oder Ohren. Wie konnten sie einander nachspüren? Witterung? Aber warum war es dem Wolf dann so schwergefallen, das Eichhörnchen zu finden?

Er hörte ein Grollen und drehte sich um. Keine zwanzig Meter entfernt stand etwas, das wie ein Panther aussah. Ein gelbbrauner, äugen- und ohrenloser Panther.

Verdammte Menagerie, dachte Cleevy und duckte sich ins hohe Gras. Dieser Planet brachte ihn mächtig in Trab. Er brauchte Zeit zum Nachdenken. Wie funktionierten diese Tiere eigentlich? Besaßen sie anstelle des Gesichts einen anderen Ortssinn?

Der Panther entfernte sich langsam.

Cleevy atmete ein wenig auf. Wenn er sich nicht blicken ließ, würde vielleicht der Panther...

Er hatte das Wort ›Panther‹ kaum gedacht, wandte sich das Biest schon wieder ihm zu.

Was habe ich jetzt falsch gemacht? überlegte Cleevy und duckte sich noch tiefer ins Gras. Riechen oder sehen oder hören kann er mich nicht. Ich habe doch nur beschlossen, ihm aus dem Weg zu gehen...

Mit hoherhobenem Kopf strich der Panther auf ihn zu.

Damit war der Fall klar. In Ermangelung von Augen und Ohren blieb nur noch eine Möglichkeit, wie ihn das Vieh entdeckt haben konnte.

Es mußte telepathische Fähigkeiten besitzen!

Um seine Theorie zu überprüfen, dachte Cleevy das Wort ›Panther‹ und brachte es automatisch mit der äußeren Form des Tieres in Verbindung, das ihn anschlich. Mit wütendem Brüllen rückte das Tier näher heran.

Im Bruchteil einer Sekunde hatte Cleevy eine Menge gelernt. Der Wolf hatte das Eichhörnchen mit Hilfe der Telepathie verfolgt. Das Eichhörnchen war erstarrt – vielleicht hatte es sogar zu denken aufgehört! Damit hatte der Wolf die Witterung verloren – bis das Eichhörnchen seine Gedanken nicht länger im Zaum zu halten vermochte.

Aber warum war der Wolf nicht über ihn hergefallen, während er bewußtlos dalag? Vielleicht hatte er auch aufgehört zu denken – oder er hatte zumindest nicht mehr auf der Wellenlänge Gedanken ausgestrahlt, die der Wolf empfangen konnte. Vermutlich steckte noch mehr dahinter.

Im Augenblick hieß sein Problem jedoch ›Panther‹.

Wieder brüllte das wilde Tier auf. Es war nur noch zehn Meter entfernt und rückte rasch näher.

Cleevy dachte: Jetzt brauche ich nur an etwas anderes zu denken. In diesem Falle wird der – nun, vielleicht verliert er dann die Witterung. Er begann sich an sämtliche Mädchen zu erinnern, die ihm jemals über den Weg gelaufen waren. Bis in die letzte Einzelheit.

Der Panther hielt inne und stampfte unsicher auf den Boden.

Cleevy spann seine Gedanken weiter. Er dachte an Mädchen, an Raumschiffe, an Planeten, wieder an Mädchen und Schiffe und an alles mögliche, nur nicht an Panther...

Der Panther rückte um einen weiteren Meter näher.

Verdammt, dachte Cleevy, wie macht man es nur, an etwas Bestimmtes nicht zu denken? Man kann noch so konzentriert an Steine und Felsen und Menschen und Gegenden und alle möglichen Dinge denken, aber die Gedanken kehren eben automatisch doch immer wieder zu... Nein, nicht dran denken. Denk lieber an deine selige Großmutter und deinen besoffenen alten Vater und an die blauen Flecken am rechten Bein. (Zähl sie. Acht. Zähl sie noch einmal. Immer noch acht.) Und dann sieh vorsichtig hin, ganz zufällig nur, ohne den – hm – zu erkennen; jedenfalls kommt er immer noch näher.

Cleevy fand heraus, daß Nichtdenken ebenso schwierig ist, wie wenn man eine Lawine mit bloßen Händen aufhalten will. Er mußte erkennen, daß sich der menschliche Geist nicht so direkt und willkürlich ablenken läßt. Das erfordert Zeit und einige Übung.

Ihm blieben noch etwa drei Meter Zeit zu lernen, wie man nicht an einen...

Nun, es gibt Kartenspiele, an die man denken kann, und Partys, und Hunde, Katzen, Pferde, Mäuse, Schafe, Wölfe (geh weg!), an Beulen, Schlachtschiffe, Höhlen, Bewohner, Gruben, Junge (Vorsicht!), an Äquivalent und Äquator und Ekel und Schekel (noch eineinhalb Meter), an Essen, Feuer, Fuchs, Fell, Schwein, Stein, Stange und St...

Der Panther duckte sich, noch gut einen Meter entfernt, zum Sprung. Cleevy konnte den Gedanken nicht länger zurückhalten. Dann wandelte er ihn in einer plötzlichen Eingebung ab.

Pantherin!

Der Panther verharrte in geduckter Haltung und wirkte unschlüssig.

Cleevy konzentrierte sich auf den Gedanken an eine Pantherin. Er selbst war die Pantherin. Was bildete sich dieser Flegel von einem Panther eigentlich ein, sie so zu ängstigen? Er dachte an seine – verdammt noch mal, ihre – Jungen, an eine warme Höhle, an die vergnügliche Jagd auf Eichhörnchen...

Der Panther kam langsam näher und rieb sich purrend an Cleevy. Verzweifelt dachte Cleevy: Was für ein schönes Wetter wir doch haben, und was für ein prächtiger Kerl dieser Panther ist, so stark, so groß, mit so kräftigen Zähnen.

Und der Panther schnurrte tatsächlich!

Cleevy legte sich hin, wickelte einen eingebildeten Schweif um sich und beschloß zu schlafen. Unschlüssig stand der Panther daneben. Er schien zu spüren, daß etwas nicht stimmte. Ein tiefes Knurren drang aus seiner Kehle, dann wandte er sich ab und schnürte davon.

Die Sonne war gerade untergegangen, und die Gegend war tiefblau getönt. Cleevy spürte, daß er am ganzen Körper zitterte und dicht vor einem hysterischen Lachkrampf stand. Wäre der Panther auch nur einen Augenblick länger geblieben...

Mit einiger Mühe fand er die Selbstbeherrschung wieder. Es war höchste Zeit, ernsthaft nachzudenken.

Anscheinend besaß hier jedes Tier seine charakteristische Gedankenwitterung. Von einem Eichhörnchen ging eine Form aus, von einem Wolf eine andere, von einem Menschen wieder eine andere. Die entscheidende Frage lautete: Konnte er nur aufgespürt werden, wenn er an irgendein Tier dachte? Oder ließen sich seine Gedanken, ähnlich einem Geruch, auch dann aufspüren, wenn er an nichts besonderes dachte?

Offenbar war der Panther nur in der Lage gewesen, ihn zu wittern, wenn er bewußt dachte, insbesondere dann, wenn er an – hm – dachte. Aber das konnte auch an der Fremdartigkeit liegen. Seine fremdartige Gedankenwitterung mochte den Panther irregeführt haben – diesmal!

Ihm blieb nichts anderes übrig als abzuwarten. Der Panther war vermutlich nicht dumm. Es war nur das erstemal, daß ihm jemand diesen Trick spielte.

Jeder Trick klappt – aber nur einmal.

Cleevy legte sich auf den Rücken und starrte zum Himmel empor. Er war so müde, daß er sich kaum regen konnte, und seine angeschlagenen Knochen schmerzten. Was würde jetzt in der Nacht wohl geschehen? Jagten die wilden Tiere auch nach Einbruch der Dunkelheit? Oder gab es zwischendurch eine Art Schonzeit? Es war ihm vollkommen gleichgültig.

Zum Teufel mit allen Eichhörnchen, Wölfen, Pantheren, Löwen, Tigern und Rentieren.

Er schlief.

Am nächsten Morgen stellte er beim Erwachen überrascht fest, daß er noch lebte. Na also! Vielleicht wurde es trotz allem noch ein schöner Tag. Vergnügt ging er zu seinem Raumschiff zurück.

Vom schönen Postschiff 243 war nichts weiter übriggeblieben als ein Haufen verbogenes Metall, weit über den versengten Boden verstreut. Cleevy entdeckte eine Stange aus Metall, schwang sie probeweise und steckte sie dann unter den Postsack an seinen Gürtel. Als Waffe taugte sie nicht viel, aber sie verlieh ihm ein wenig Selbstvertrauen.

Am Schiff gab es nichts mehr zu bergen. Er wandte ihm den Rücken zu und machte sich auf die Suche nach Eßbarem. In der Umgebung wuchsen mehrere Sorten Sträucher mit Früchten. Mit ungutem Gefühl kostete er einige davon und fand den Geschmack bitter, aber nicht unangenehm. Dann labte er sich an dem Obst und spülte es mit dem Wasser eines nahegelegenen Baches hinunter.

Bisher hatte er keine weiteren Tiere zu Gesicht bekommen.

Aber das brauchte nichts zu bedeuten. Es war durchaus möglich, daß sie ihn bereits unsichtbar einkreisten.

Er vermied bewußt diesen Gedanken und sah sich nach einem geeigneten Versteck um. Für ihn war es am sichersten, bis zur Ankunft des Rettungsschiffes nicht aufzufallen. Er marschierte über das leicht hügelige Gelände und hielt Ausschau nach einem Felsen, einem Baum, einer Höhle. Doch die liebliche Landschaft hatte nichts Handfesteres zu bieten als zwei Meter hohe Büsche.

Als es Nachmittag wurde, war er müde und gereizt. Besorgt suchte er den Himmel ab. Wo blieb das Schiff nur? Ein schneller Rettungskreuzer durfte nach seiner Schätzung bis hierher höchstens ein oder zwei Tage brauchen.

Falls der Postmeister auf dem richtigen Planeten suchte.

Am Himmel bewegte sich etwas. Er blickte nach oben, und sein Herz begann wie wild zu klopfen. Etwas kam näher!

Es war ein Vogel. Er schwebte langsam auf riesigen Schwingen über ihn hinweg, senkte sich einmal kurz herab und flog weiter.

Der Vogel sah einem Geier erstaunlich ähnlich.

Cleevy ging weiter. Im nächsten Augenblick stand er plötzlich vier blinden Wölfen gegenüber.

Ein Problem war damit gelöst. Er war also tatsächlich auf Grund seiner charakteristischen Gedankenwitterung aufzuspüren. Die wilden Tiere dieses Planeten waren anscheinend zu dem Schluß gelangt, daß er nicht zu fremdartig war, um gefressen zu werden.

Die Wölfe schoben sich vorsichtig näher heran. Cleevy versuchte es mit dem Trick, der ihn gestern gerettet hatte. Er zog die Metallstange aus dem Gürtel und bildete sich gleichzeitig ein, eine Wölfin zu sein, die nach ihren Welpen suchte. Ob nicht vielleicht einer der Herren behilflich sein könnte? Noch vor ein paar Minuten waren sie doch hier; eins war grün, eins gefleckt, das dritte.

Aber vielleicht hatten diese Wölfe keine gefleckten Jungen. Eins der Biester sprang Cleevy an. Cleevy erwischte den Wolf mitten im Sprung mit der Stange und schleuderte ihn zurück.

Schulter an Schulter rückten die vier heran.

Verzweifelt versuchte sich Cleevy wegzudenken. Zwecklos. Die Wölfe ließen sich nicht beirren.

Cleevy dachte an einen Panther. Er selbst war ein Panther, ein mächtiger Panther, der nach einem saftigen Wolf lechzte.

Das brachte sie zum Stehen. Ihre Ruten zuckten ängstlich, doch sie wichen nicht zurück.

Cleevy knurrte, stampfte auf den Boden und rückte vor. Die Wölfe zogen sich zurück, aber einer begann Cleevy zu umgehen.

Er wich zur Seite aus und versuchte, sich den Rücken freizuhalten. Anscheinend glaubten sie ihm nicht so recht. Vielleicht gab er keinen guten Panther ab. Sie wichen nicht weiter zurück. Einer befand sich in Cleevys Rücken, die drei anderen behaupteten sich; die Zungen hingen ihnen aus den offenen, geifernden Fängen. Cleevy schwang mit wildem Knurren seine Keule. Ein Wolf fuhr zurück, doch der andere sprang Cleevy von hinten an, landete auf dem Postsack und warf den Mann zu Boden.

Als sie über ihn herfielen, kam Cleevy eine neue Idee. Er verwandelte sich in eine Schlange, eine flinke, tödliche Giftschlange, deren Biß einen Wolf in Sekundenschnelle töten konnte.

Sie ließen augenblicklich von ihm ab. Cleevy zischte und krümmte seinen Schlangenleib. Die Wölfe heulten zwar wutentbrannt, zeigten aber keine Neigung zu einem Angriff.

Dann unterlief Cleevy ein Fehler. Er wußte, daß er standhaft bleiben und den Zweikampf ausfechten mußte. Aber seine Muskeln gehorchten eigenen Gesetzen. Unwillkürlich machte er kehrt und sprintete davon.

Die Wölfe setzten ihm nach. Als Cleevy einen Blick nach oben warf, bemerkte er, daß sich die Aasgeier bereits zur Beseitigung seiner Überreste versammelten. Er nahm seine Willenskraft zusammen und wollte sich wieder in eine Schlange verwandeln, aber die Wölfe kamen trotzdem heran.

Die Geier gaben ihm eine neue Idee ein. Als Raumfahrer wußte er, wie eine Landschaft von oben aussieht. Cleevy beschloß, ein Vogel zu werden. Er stellte sich vor, wie er sich in die Lüfte emporschwang, einen Aufwind ausnutzte und aus der Höhe auf das grüne, hügelige Land herabblickte.

Die Wölfe zeigten sich verwirrt. Sie rannten im Kreise und sprangen hoch. Cleevy stieg immer höher empor und zog sich dabei allmählich zurück.

Endlich hatte er die Wölfe aus den Augen verloren. Es war inzwischen Abend geworden. Er hatte einen weiteren Tag überstanden.

Aber seine Tricks funktionierten anscheinend immer nur einmal. Was sollte er morgen machen, falls das Rettungsschiff nicht eintraf?

Als es schon dunkel geworden war, lag er noch lange wach und suchte den Himmel ab. Doch außer den Sternen sah er nichts. Was er hörte, war nur das gelegentliche Knurren eines Wolfs und das Brüllen eines Panthers, der wohl vom Frühstück träumte.

Nur allzuschnell kam der Morgen herbei. Cleevy war immer noch müde und unausgeschlafen. Er lag auf dem Rücken und wartete ab, was nun geschah.

Wo blieb der Rettungskreuzer? Nach seiner Berechnung hätte er längst hier sein müssen. Warum kamen sie nicht? Wenn sie zu lange zögerten, würde der Panther...

Das hätte er nicht so laut denken sollen. Als Antwort hörte er rechts von sich ein Brüllen.

Er stand auf und entfernte sich von dem Geräusch, weil er dann schon lieber den Wölfen entgegentrat.

Auch das hätte er lieber nicht denken sollen. In das Brüllen des Panthers mischte sich jetzt auch noch das Heulen eines ganzen Wolfsrudels.

Sie traten gleichzeitig in Erscheinung. Vor ihm trat lauernd ein grüngelber Panther aus dem Unterholz. Auf der anderen Seite konnte er die Umrisse mehrerer Wölfe ausmachen. Im ersten Augenblick glaubte er, sie würden es vielleicht unter sich ausmachen. Wenn die Wölfe auf den Panther losgingen...

Aber sie interessierten sich nur für ihn. Dann wurde ihm auch der Grund klar: Warum sollten sie sich gegenseitig an die Gurgel gehen, wenn er doch da war und in Gedanken seine Angst und seine Hilflosigkeit laut hinausposaunte?

Der Panther kam geduckt auf ihn zu. Die Wölfe hielten sich zurück; offenbar wären sie auch mit den Überresten zufrieden gewesen. Cleevy versuchte es mit dem Vogeltrick, aber nach kurzem Zögern setzte der Panther seinen Vormarsch fort.

Cleevy zog sich in Richtung auf die Wölfe zurück und wünschte sich sehnlichst etwas zum Hinaufklettern herbei. Ein Felsen wäre ihm recht gewesen, oder wenigstens ein anständiger Baum...

Aber Büsche gab es immerhin! Die Verzweiflung trieb ihn zu genialen Leistungen an; er verwandelte sich in einen zwei Meter hohen Busch. Er wußte nicht so recht, wie Büsche zu denken pflegen, doch er gab sein Bestes.

Dann begann er zu blühen. Eine seiner Wurzeln fühlte sich ein bißchen locker an – der letzte Sturm war wohl schuld daran. Trotzdem war er alles in allem ein recht anständiger Busch.

Von der Ecke seiner Zweige aus sah er, daß die Wölfe innehielten. Der Panther umkreiste ihn schnuppernd und legte dann den Kopf auf die Seite.

Na hör mal, dachte Cleevy, du willst doch nicht etwa ein Gebüsch anknabbern? Vielleicht hast du mich erst für etwas ganz anderes gehalten, aber ich bin wirklich ein Strauch – endlich! Und ein Maul voll Blätter, das magst du doch sicher nicht, wie? Außerdem könntest du dir an meinen Ästen leicht einen Zahn ausbeißen. Ein Panther, der Sträucher frißt – hat man so etwas schon einmal gehört? Ich bin wirklich ein Strauch. Frag meine Mutter. Sie war auch schon ein Strauch. Alle meine Vorfahren waren Sträucher und Büsche, bis zurück in die Steinzeit.

Der Panther machte keine Anstalten zum Angriff. Aber er dachte auch nicht daran, abzuziehen. Cleevy wußte nicht, wie lange er das durchhalten konnte. Was sollte er als nächstes

erfinden? Die Schönheiten des Frühlings? Ein Nest mit Rotkehlchen in seinem Haar?

Ein kleiner Vogel ließ sich auf seiner Schulter nieder.

So ist's recht, dachte Cleevy. Der hält mich auch schon für ein Gebüsch. Gleich wird er in meinen Zweigen nisten wollen. Wirklich goldig. Die anderen Sträucher werden neidisch werden.

Der Vogel hackte mit dem Schnabel zärtlich nach Cleevys Hals.

Obacht, dachte Cleevy. Willst doch nicht den Ast absägen, auf dem du sitzt.

Der Vogel pickte noch einmal vorsichtig hin. Dann verankerte er fest seine spitzen Krallen und begann mit der Schnelligkeit eines Preßlufthammers auf Cleevys Hals loszuhacken.

Ein verdammter Specht, dachte Cleevy und bemühte sich um die Wahrung seiner Strauchhaltung. Er bemerkte, daß der Panther plötzlich aufmerksam wurde. Nach dem fünfzehnten Schnabelhieb hielt es Cleevy nicht länger aus. Er packte den Vogel und warf damit nach dem Panther.

Der Panther schnappte zu, aber einen Augenblick zu spät. Empört umkreiste der Vogel Cleevys Kopf und machte sich dann auf die Suche nach gemütlicheren Sträuchern.

Auf der Stelle wurde Cleevy wieder zu einem Busch, doch das Spiel war vorbei. Der Panther schnappte nach ihm. Cleevy wandte sich zur Flucht, stolperte über einen Wolf und fiel hin. Dicht an seinem Ohr hörte er das Grollen des Panthers und wußte, daß er praktisch schon eine Leiche war.

Der Panther zögerte.

Cleevy wurde bis in die Fingerspitzen zu einer Leiche. Er war tot, schon seit Tagen, seit Wochen. Längst war der letzte Blutstropfen aus seinem Körper gewichen. Sein Fleisch stank. Was von ihm noch übrig war, verrottete und verweste. Kein vernünftiges Raubtier würde ihn anrühren, und sei es noch so hungrig.

Der Panther schien diese Auffassung zu teilen. Er zog sich zurück. Die Wölfe heulten hungrig, aber auch sie schnürten davon.

Cleevy ließ die Verwesung noch um einige Tage fortschreiten. Er konzentrierte sich darauf, wie ungenießbar er war, absolut unappetitlich. Sein Bemühen wurde von ehrlicher Überzeugung getragen. Er glaubte ganz ehrlich nicht daran, für irgendwen eine anständige Mahlzeit abzugeben.

Der Panther entfernte sich weiter, gefolgt von den Wölfen. Gerettet! Notfalls konnte er sich bis an sein Lebensende totstellen...

Dann roch es wirklich nach verwesendem Fleisch. Er sah sich um und bemerkte, daß sich neben ihm ein riesiger Vogel niedergelassen hatte.

Auf der Erde hätte man das Vieh als Geier bezeichnet.

In diesem Augenblick hätte Cleevy laut aufschreien mögen. Klappte hier denn gar nichts? Der Geier stelzte auf ihn zu. Cleevy versetzte ihm einen Fußtritt und rannte davon. Wenn er schon verspeist werden sollte, dann wenigstens nicht von einem Aasgeier.

Wie der Blitz kam der Panther angeschossen. Der Ausdruck seines augenlosen, pelzigen Gesichts schien äußerste Wut zu bedeuten. Cleevy schwang seine Stange und wünschte sich einen Baum herbei, auf den er klettern konnte, ein Gewehr zum Schießen, wenigstens eine Fackel, die er schwingen...

Eine Fackel!

Er wußte auf der Stelle, daß dies der rettende Einfall war. Er spuckte dem Panther Flammen ins Gesicht, und das Raubtier zuckte jaulend zurück. Rasch begann Cleevy nach allen Richtungen hin zu brennen. Er steckte mit seinen Flammen das trockene Gras, das Buschwerk, in Brand.

Panther und Wölfe jagten davon.

Jetzt war er an der Reihe! Er hätte gleich daran denken sollen, daß alle Tiere eine tiefverwurzelte, instinktive Angst vor Feuer haben. Bei Gott, er wollte der größte Steppenbrand sein, der jemals diesen Planeten heimgesucht hatte!

Eine leichte Brise kam auf und fachte ihn an, trieb ihn dahin über die Hügel und Bodenwellen. Eichhörnchen flohen aus dem Unterholz und hüpfen davon. Ganze Vogelschwärme flatterten hoch, Panther, Wölfe und andere Tiere jagten Seite an Seite dahin. Sie dachten nicht mehr an Nahrung, sie wollten nur noch dem Feuer entrinnen – seinem Feuer!

Halb unbewußt wurde Cleevy klar, daß er selbst jetzt telepathische Fähigkeiten angenommen hatte. Mit geschlossenen Augen konnte er alles ringsum sehen und spüren, was vorging. Als brüllender Brand rückte er weiter vor und trieb alles andere vor sich her. Und er spürte die Angst in den Gedanken der flüchtenden Tiere.

So gehörte es sich auch. War der Mensch nicht immer der Herr gewesen, weil er sich anpassen konnte und eine überlegene Intelligenz besaß? Das erwies sich auch hier. Stolz übersprang er drei Meilen entfernt einen schmalen Bach, ließ ein Gebüsch in Flammen aufgehen, züngelte, loderte, fauchte...

Und dann fiel der erste Wassertropfen.

Er brannte weiter, aber aus dem ersten Tropfen wurden fünf, dann fünfzehn, dann fünfhundert. Er wurde durchnäßt, und seine Nahrung, das Gras und die Büsche, waren innerhalb kurzer Zeit klatschnaß.

Er wurde gelöscht.

Das ist unfair, dachte Cleevy. Von rechts wegen hätte ich siegen müssen. Ich habe mich an die Spielregeln dieses Planeten gehalten und gewonnen – und dann muß die Natur eingreifen und alles ruinieren.

Vorsichtig kehrten all die Tiere zurück.

Ein Wolkenbruch fiel vom Himmel. Cleevys letzte Flämmchen verloschen. Er seufzte und wurde ohnmächtig.

»War verdammt gute Arbeit. Sie haben Ihren Postsack nicht im Stich gelassen, wie es sich für einen guten Postbeamten gehört. Vielleicht können wir es so einrichten, daß Sie einen Orden bekommen.«

Cleevy schlug die Augen auf. Vor ihm stand sein Postmeister und strahlte ihn stolz an. Er selbst lag auf einer Pritsche, und ringsum sah er gewölbte Metallwände.

Er befand sich auf dem Rettungsschiff.

»Was ist geschehen?« krächzte er.

»Wir haben Sie gerade noch rechtzeitig 'rausgeholt«, sagte der Postmeister. »Bleiben Sie nur ganz still liegen. Um ein Haar wären wir zu spät gekommen.«

Cleevy spürte, wie das Schiff abhob, und wußte, daß sie nun den Planeten 3-M-22 verließen. Er stolperte zum Bullauge und blickte auf das grüne Land hinunter.

»Es war knapp«, sagte der Postmeister. Er trat neben Cleevy und schaute ebenfalls hinunter. »Wir konnten gerade noch unsere Löschanlage einschalten. Sie standen mitten im wildesten Steppenbrand, den ich jemals gesehen habe.« Beim Anblick des unversehrten Grüns da unten schienen dem Postmeister Zweifel zu kommen. Er schaute genauer hin, und sein Gesichtsausdruck erinnerte Cleevy an den Panther, den er hereingelegt hatte.

»Sagen Sie – warum haben Sie eigentlich keine Brandwunden?«

Was man wirklich braucht

Richard Gregor saß an seinem Schreibtisch im staubigen Büro der Interplanetarischen Entseuchungsgesellschaft, und er betrachtete schwermütig eine lange Liste. Sie enthielt 2 305 einzelne Posten. Gregor überlegte angestrengt, ob er nicht vielleicht doch noch etwas übersehen hatte.

Antistrahlungssalbe? Vakuumfackeln? Wasserreinigungsgerät? Ja, es war alles da.

Gähmend sah er auf die Uhr. Arnold, sein Partner, sollte inzwischen längst zurück sein. Arnold war die 2 305 Artikel kaufen gegangen und mußte dafür sorgen, daß sie sicher im Raumschiff verstaut wurden. In wenigen Stunden sollte das Schiff zu einem neuen Auftrag starten.

Aber hatte er wirklich alles Wichtige aufgeführt? Ein Raumschiff ist wie eine einsame Insel, isoliert und auf sich selbst gestellt. Wenn einem auf Dementia II die Bohnen ausgehen, dann gibt es keinen Eckladen, wo man neue einkaufen kann. Und keine Küstenwacht läuft schleunigst aus, wenn im Hauptantrieb eine Isolierung durchgebrannt ist. Man muß eine Reserveisolierung an Bord haben und dazu das Werkzeug, sie auszuwechseln, und die Handbücher mit der Gebrauchsanweisung. Der Weltraum ist einfach zu groß, um viel an Rettungsbemühungen zuzulassen.

Sauerstoff-Extraktor? Genug Zigaretten? Das ist fast wie ein Warenhaus mit Raketen, dachte Gregor.

Er schob die Liste beiseite, griff nach einem schmutzigen Kartenspiel und legte eine hoffnungslose Patience eigener Erfindung, die niemals aufging.

Ein paar Minuten später kam Arnold vergnügt hereinspaziert.

Gregor betrachtete seinen Geschäftspartner voller Argwohn. Wenn der kleine Chemiker diesen besonderen, elastischen Schritt an sich hatte und wenn sein rundes Gesicht so hell strahlte, dann bedeutete das für gewöhnlich Ärger für die

Entseuchungsgesellschaft. »Hast du alles bekommen?« fragte Gregor.

»Mehr noch«, antwortete Arnold stolz.

»Wir starten in...«

»Und ob wir starten werden!« unterbrach ihn Arnold. Er hockte sich auf die Schreibtischkante. »Ich habe uns soeben eine Menge Geld gespart.«

»O nein!« rief Gregor. »Was hast du denn angestellt?«

»Überleg dir nur einmal, welche ungeheure Verschwendung bei einer durchschnittlichen Expedition getrieben wird«, sagte Arnold großartig. »Wir schleppen 2 305 Artikel mit, nur weil wir vielleicht und unter gewissen Umständen einen davon brauchen konnten. Dadurch wird unsere Nutzlast reduziert, wir können uns kaum noch bewegen, und brauchen können wir das meiste Zeug doch nie.«

»Höchstens ein- oder zweimal«, sagte Gregor. »Und dann rettet uns das Zeug das Leben.«

»Das habe ich mit in Betracht gezogen«, sagte Arnold. »Ich habe mir das ganze Problem sorgfältig überlegt. Dabei ist es mir gelungen, die Ladeliste erheblich zusammenzustreichen. Mit ein bißchen Glück habe ich gefunden, was man auf einer solchen Expedition wirklich braucht. Den einen wirklich notwendigen Gegenstand.«

Gregor erhob sich und funkelte seinen Partner aus seiner überlegenen Höhe herab an. Er sah schon das Chaos vor Augen, aber er beherrschte sich, wenn es ihm auch schwerfiel. »Arnold«, sagte er, »Ich weiß nicht, was du gemacht hast. Aber jetzt schaffst du auf der Stelle die 2 305 Artikel an Bord, und zwar dalli!«

»Geht nicht«, sagte Arnold mit kleinem, nervösem Lachen. »Das Geld ist futsch. Aber das Ding wird sich von allein bezahlt machen.«

»Was für ein Ding?«

»Das einzige Ding, was man wirklich braucht. Komm mit zum Schiff, ich zeig's dir.«

Gregor brachte kein weiteres Wort mehr aus ihm heraus. Auf der langen Fahrt zum Kennedy-Raumhafen lächelte Arnold geheimnisvoll vor sich hin. Ihr Schiff stand bereits im Startgerüst, bereit zum Abheben in wenigen Stunden.

Mit einer weit ausholenden Geste stieß Arnold die Luke auf und rief: »Da! Was du vor dir siehst, ist das Höchste, was sich eine Expedition nur wünschen kann.«

Gregor trat ein. Er sah vor sich eine große, phantastisch aussehende Maschine, die über und über mit Armaturen, Lämpchen und Anzeigegeräten übersät war.

»Was soll das denn sein?« fragte Gregor.

»Ist das nicht ein tolles Ding?« Arnold tätschelte die Maschine liebevoll. »Joe, der Interstellare Altwarenhändler, hatte das Ding dastehen. Ich hab's ihm für'n Appel und'n Ei abgeluchst.«

Für Gregor war die Sache damit klar. Er hatte schon früher mit Joe, dem Interstellaren Trödler, zu tun gehabt und stets hoffnungslos den Kürzeren dabei gezogen. Die Apparate, die Joe verkaufte, funktionierten wohl; aber wann, wie oft und auf welche Weise, das stand auf einem ganz anderen Blatt.

Gregor erklärte unerbittlich: »Nie wieder nehm' ich einen Apparat, den Joe geliefert hat, mit in den Raum. Vielleicht können wir das Ding wenigstens noch als Schrott verkaufen.« Er sah sich schon nach einem Brecheisen um.

»Warte doch!« flehte Arnold. »Ich will's dir vorführen. Stell dir vor, wir befinden uns im All. Der Hauptantrieb versagt und fällt schließlich ganz aus. Bei genauerem Nachsehen stellen wir fest, daß sich vom Getriebe Nummer Drei eine Hartmetallmutter gelöst hat. Die Mutter ist nicht mehr zu finden. Was tun wir also?«

»Wir nehmen eine neue Mutter aus dem Vorrat von 2 305 Artikeln, den wir für solche Notfälle an Bord haben«, antwortete Gregor grimmig.

»So! Aber viertelzöllige Muttern aus Hartmetall hast du nicht mit aufgeschrieben!« rief Arnold triumphierend. »Ich habe die Liste daraufhin nachgesehen. Was nun?«

»Ich weiß nicht. Sag du's mir.«

Arnold trat vor die Maschine und drückte auf einen Knopf. Dann sagte er mit lauter, deutlicher Stimme: »Hartmetallmutter, ein Viertel Zoll Durchmesser.«

Die Maschine surrte und sumnte. Lichter blitzten auf. Dann glitt ein Deckel zurück, und in einem Fach lag eine blitzende fabrikneue Hartmetallmutter.

»So wird's gemacht!« rief Arnold.

»Hm«, machte Gregor, nicht sonderlich beeindruckt. »Das Ding stellt also Muttern her. Was kann es sonst noch?«

Arnold drückte wieder auf den Knopf. »Ein Pfund frische Garnelen.«

Als er den Deckel beiseite schob, lagen die bestellten Garnelen da.

»Ich hätte sie enthäutet bestellen sollen«, entschuldigte sich Arnold. »Aber macht nichts.« Er drückte wieder. »Eine Graphitstange, vier Fuß lang, zwei Zoll Durchmesser.«

Diesmal öffnete sich die Klappe weiter, um die Stange herausgleiten zu lassen.

»Was kann das Ding sonst noch?« fragte Gregor.

»Was möchtest du denn gern haben?« fragte Arnold. »Ein kleines Tigerbaby? Einen Fallstromvergaser Modell A? Eine 25-Watt-Birne oder ein Päckchen Kaugummi?«

»Soll das heißen, mit dem Ding kann man alles herstellen?« fragte Gregor.

»Alles und jedes. Es ist ein Konfigurator. Probier ihn selbst mal aus.«

Gregor versuchte es und stellte rasch nacheinander einen Liter Trinkwasser, eine Armbanduhr und ein Glas Salatsoße her.

»Hm«, machte er.

»Verstehst du nun, was ich meine? Ist das nicht viel besser, als sich mit 2 305 einzelnen Artikeln zu belasten? Ist das nicht viel einfacher und logischer, jeweils das herzustellen, was man gerade braucht?«

»Macht einen guten Eindruck«, gab Gregor zu. »Aber...«

»Aber was?«

Gregor schüttelte den Kopf. Was sollte man dagegen einwenden? Er wußte es selbst nicht. Nur seine Erfahrung sagte ihm, daß kein Gerät so nützlich, so verläßlich und so geeignet ist, wie es auf den ersten Blick scheint.

Er überlegte lang und drückte auf den Knopf. »Ein Transistor, Serie GE 13 24E.«

Die Maschine summte, dann glitt die Klappe beiseite. Ein winziger Transistor lag da.

»Scheint wirklich recht gut zu sein«, gab Gregor zu. »Was machst du da?«

»Garnelen enthäuten«, antwortete Arnold.

Nach ihrem köstlichen Krabbencocktail erhielten die beiden Raumfahrer die Startfreigabe vom Turm. Eine Stunde später war ihr Schiff bereits im Raum.

Ihr Ziel war Dennett IV, ein Planet von durchschnittlicher Größe im Sternhaufen Sycophax. Dennett war eine feuchtwarme, fruchtbare Welt, die nur einen wesentlichen Nachteil aufzuweisen hatte: zuviel Regen. Gut neun Zehntel der Zeit regnete es auf Dennett, und wenn es nicht regnete, dann drohte es zu regnen.

Die Aufgabe war nicht schwierig. Die Grundlagen der Klimabeeinflussung waren seit langem bekannt, weil viele Planeten

ähnliche Schwierigkeiten hatten. Die beiden würden nur wenige Tage brauchen, um den bisherigen Klimaablauf zu unterbrechen und eine Änderung herbeizuführen.

Nach einer Reise ohne besondere Vorkommnisse kam Dennett in Sicht. Arnold schaltete die automatische Steuerung ab und brachte das Schiff durch die dicken Wolkenbänke hinunter. Sie sanken durch viele Meilen Nieselregen, bis schließlich Berggipfel auftauchten. Sie entdeckten eine tischflache, unfruchtbare Ebene.

»Seltsame Farbe für eine Landschaft«, bemerkte Gregor.

Arnold nickte. Mit geübtem Auge taxierte er die Entfernung, ging in Spiralen hinunter, ließ das Schiff über der Ebene einschweben und schaltete den Antrieb aus, nachdem das Schiff genau ausbalanciert war.

»Warum es hier wohl überhaupt keine Vegetation gibt?« dachte Gregor laut.

Im nächsten Augenblick bekamen sie die Antwort auf diese Frage. Das Schiff setzte nicht auf, sondern es blieb eine Sekunde lang in der Luft hängen und krachte dann durch die »Ebene« weitere drei Meter tief auf die Oberfläche des Planeten hinunter.

Die scheinbare Ebene war nichts weiter als Nebel von einer Dichte, wie ihn anscheinend nur Dennett hervorbringen konnte.

Hastig schnallten sie sich ab und betasteten prüfend verschiedene Zähne, Knochen und Sehnen. Nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß bei ihnen selbst nichts gebrochen war, untersuchten sie ihr Schiff.

Der Aufprall hatte dem armen, alten Kasten gar nicht gutgetan. Funkanlage und Radiopilot waren vollkommen kaputt. Zehn Platten am Heck hatten sich eingebeult, aber am schlimmsten war, daß einige empfindliche Teile der Steuerung gebrochen waren.

»Trotzdem haben wir noch Glück gehabt«, sagte Arnold.

»Ja«, murmelte Gregor und starrte hinaus in den dicken Nebel. »Aber beim nächstenmal machen wir einen Instrumentenanflug.«

»Ich bin froh, daß es so gekommen ist«, sagte Arnold. »Jetzt wirst du erleben, wie lebenswichtig der Konfigurator ist. Los, gehen wir an die Arbeit.«

Sie stellten eine Liste der beschädigten Teile zusammen. Arnold trat vor den Konfigurator, drückte auf den Knopf und sagte: »Eine Platte für den Antrieb, sechzehn mal sechzehn Zentimeter, einen halben Zoll dick, Stahllegierung 342.«

Prompt lieferte sie die Maschine.

»Wir brauchen zehn Stück«, erinnerte Gregor.

»Ich weiß.« Arnold drückte auf den Knopf. »Noch eine.«

Die Maschine rührte sich nicht.

»Vermutlich muß ich die ganze Anweisung wiederholen«, sagte Arnold. Er drückte den Knopf wieder ein und sagte: »Platte für den Antrieb, sechzehn mal sechzehn Zentimeter, einen halben Zoll dick, Stahllegierung 342.«

Nichts.

»Das ist seltsam«, murmelte Arnold.

»Ja, wirklich«, sagte Gregor und bekam ein seltsam flaues Gefühl in der Magengegend.

Arnold versuchte es noch einmal, wieder erfolglos. Er dachte eine Weile nach, drückte auf den Knopf und sagte: »Eine Plastik-Teetasse.«

Die Maschine lieferte eine Teetasse aus leuchtendblauem Plastikmaterial.

»Noch eine«, sagte Arnold. Als sich der Konfigurator nicht rührte, verlangte Arnold eine Wachskreide. Die Maschine gab sie ihm. »Noch eine Wachskreide«, sagte Arnold. Da reagierte die Maschine nicht.

»Das ist interessant«, sagte Arnold. »An diese Möglichkeit hätte ich eigentlich denken sollen.«

»An welche Möglichkeit?«

»Anscheinend liefert der Konfigurator alles – aber nur einmal.« Arnold experimentierte weiter und ließ die Maschine einen Bleistift Nummer Zwei herstellen. Er bekam ihn, aber auch nur einen einzigen.

»Na großartig«, sagte Gregor. »Wir brauchen neun weitere Platten, und in der Steuerung fehlen vier genau gleiche Teile. Was machen wir nun?«

»Es wird uns schon etwas einfallen«, antwortete Arnold zuversichtlich.

»Hoffentlich«, sagte Gregor.

Draußen begann es zu regnen. Die beiden Männer setzten sich hin und dachten nach.

»Es gibt nur eine einzige Erklärung dafür«, sagte Arnold Stunden später. »Das Lustprinzip.«

»Ha?« machte Gregor. Er war eingenickt, eingelullt vom gleichmäßigen Plätschern des Regens gegen die eingedrückte Schiffswand.

»Diese Maschine muß irgendeine Form von Intelligenz besitzen«, erklärte Arnold. »Schließlich empfängt sie Reize, übersetzt sie in Befehle und stellt nach einem Erinnerungsbild ein Produkt her.«

»Klar, das tut sie. Aber nur einmal.«

»Richtig. Aber warum tut sie es nur einmal? Hier ist der Schlüssel zu unserem Problem zu suchen. Nach meiner Meinung muß es sich um eine selbstaufgelegte Beschränkung handeln, verbunden mit einem Lustgefühl. Oder vielleicht einem Quasi-Lusttrieb.«

»Ich kann dir nicht folgen«, sagte Gregor.

»Sieh mal. Die Erbauer werden die Maschine doch nicht mit einer solchen Einschränkung konstruiert haben. Es bleibt also nur eine Erklärung übrig: Wenn eine so komplexe Maschine gebaut wird, nimmt sie quasimenschliche Eigenschaften an. Etwas Neues zu produzieren, gibt ihr eine quasimenschliche Form von Vergnügen. Aber das Ding ist nur beim erstenmal neu. Danach will der Konfigurator etwas anderes herstellen.«

Gregor sank in seinen apathischen Halbschlaf zurück. Arnold redete weiter. »Die Ausfüllung des vorhandenen Potentials, das will die Maschine erreichen. Höchster Wunsch des Konfigurators ist es, alles zu schaffen, was geschaffen werden kann. Von diesem Gesichtspunkt aus wäre jede Wiederholung Zeit Verschwendung.«

»Das ist die bedenklichste Beweisführung, die mir jemals zu Ohren gekommen ist«, sagte Gregor. »Aber nehmen wir trotzdem einmal an, du hättest recht. Was könnten wir dagegen tun?«

»Das weiß ich nicht«, erklärte Arnold.

»Hab' ich mir gleich gedacht.«

Zum Abendessen lieferte der Konfigurator ein recht anständiges Roastbeef. Zum Nachtsch bestellten sie sich Apfelkuchen à la machine und danach scharfen Käse. Ihre Stimmung bekam merklichen Auftrieb.

»Ersatz«, sagte Gregor später bei einer Zigarre ex machina. »Wir müssen es mit Ersatz versuchen. Die Legierung 342 ist nicht das einzige Material, das sich für die Platten verwenden läßt. Es gibt noch eine Menge anderer Stoffe, die wenigstens die Rückkehr zur Erde aushalten werden.«

Der Konfigurator ließ sich keine Eisenplatte und auch keinerlei eisenhaltige Bleche mehr entlocken. Sie verlangten eine Platte aus Bronze und bekamen sie auch. Aber danach sträubte sich die Maschine gegen Kupfer und Zinn. Aluminium wurde genehmigt, ebenso Kadmium, Platin, Gold und Silber. Eine Wolframplatte hatte Seltenheitswert; Arnold hätte zu gern gewußt, wie die

Maschine sie geschaffen hatte. Gegen Plutonium legte Gregor sein Veto ein. Allmählich gingen ihnen die geeigneten Metalle aus. Arnold stieß auf extrazähes Keramik, das sich gut verwenden ließ. Die letzte Platte bestand aus reinem Zink.

Die Edelmetalle würden in der Hitze des Raums natürlich zum Schmelzen neigen; doch bei entsprechender Kühlung würden sie vielleicht bis zur Erde halten. Alles in allem hatten sie gute Arbeit geleistet. Die beiden Partner toasteten sich mit einem ausgezeichneten, wenn auch leicht ölig schmeckenden Sherry zu.

Am nächsten Tag vernieteten sie die Platten und betrachteten dann ihr Kunstwerk. Der Hinterteil des Raumschiffs sah aus wie ein Flickenteppich.

»Ich finde das sehr hübsch«, meinte Arnold.

»Hoffentlich hält es«, sagte Gregor. »Und nun zu den Steuerungselementen.«

Hier standen sie vor einem ganz anderen Problem. Es fehlten vier genau gleiche Teile – empfindliche, genau abgestimmte Dinger aus Glas und Draht. An Ersatz war hier nicht zu denken.

Das erste Ersatzteil lieferte die Maschine ohne zu zögern. Aber dabei blieb es auch. Um die Mittagszeit hatten beide Männer die Nase voll.

»Irgendeine Idee?« fragte Gregor...

»Im Augenblick nicht. Machen wir erst einmal Mittagspause.«

Sie hatten Appetit auf Krebsalat und bestellten ihn bei der Maschine. Der Konfigurator summte eine Weile, lieferte aber nichts.

»Was soll das denn nun wieder?« fragte Gregor.

»Ich hab's befürchtet«, murmelte Arnold.

»Was befürchtet? Wir haben doch noch keine Krebse gehabt.«

»Nein«, sagte Arnold. »Aber Garnelen haben wir bestellt. Beides sind Schalentiere. Ich fürchte, der Konfigurator geht bei seinen Entscheidungen inzwischen schon nach Klassen vor.«

»Dann mach lieber ein paar Dosen auf«, sagte Gregor.

Arnold lächelte unsicher. »Nun«, sagte er, »nachdem ich den Konfigurator gekauft hatte, dachte ich mir, es sei nicht mehr nötig, ich meine...«

»Keine Dosen?«

»Nein.«

Sie wandten sich wieder an die Maschine und verlangten Lachs, Forelle, Thunfisch – ergebnislos. Dann versuchten sie es mit Koteletts, Lammschlegel und Kalbsbraten. Nichts.

»Der Konfigurator scheint unser Roastbeef von gestern abend als repräsentativ für alle Säugetiere anzusehen«, sagte Arnold. »Das ist interessant. Vielleicht gelingt es uns, eine neue Theorie der Arten...«

»Und dabei werden wir verhungern«, sagte Gregor. Er versuchte es mit Brathähnchen, und diesmal reagierte der Konfigurator ohne Zögern.

»Heureka!« schrie Arnold.

»Verdammt, ich hätte Truthahn verlangen müssen«, sagte Gregor.

Auf Dennett regnete es immer weiter, und Nebelschwaden wallten um das buntgefleckte Heck des Raumschiffs. Arnold stellte lange Reihen von Berechnungen mit dem Rechenschieber an. Gregor trank unterdessen den trockenen Sherry aus und versuchte erfolglos, eine Kiste Whisky zu bestellen; dann setzte er sich wieder an seine Patience.

Die Überreste des Hähnchens gaben ein frugales Abendessen ab, dann fuhr Arnold mit seinen Berechnungen fort.

»Es könnte gehen«, sagte er.

»Was könnte gehen?«

»Das Lustprinzip.« Er stand auf und begann in der Kabine auf und ab zu marschieren. »Diese Maschine besitzt quasimenschliche Eigenschaften. Gewiß verfügt sie auch über ein gewisses

Maß an Lernfähigkeit. Ich glaube, wir können ihr beibringen, daß es Freude macht, denselben Gegenstand mehrfach herzustellen – nämlich die Teile für die Steuerung.«

»Ein Versuch kann nicht schaden«, sagte Gregor.

Bis spät in die Nacht hinein redeten sie mit der Maschine. Arnold hielt ihr einen überzeugenden Vortrag über die Freuden der Wiederholung. Gregor sprach voller Hochachtung über die ästhetischen Werte, die dadurch zum Ausdruck kommen, daß man ein kunstvolles Objekt wie ein Steuerungselement nicht einmal, sondern mehrfach herstellt, wobei jedes Stück dem anderen genau gleichen muß. Daraufhin wurde Arnold lyrisch und erzählte der Maschine etwas über die Freude, die unvergleichliche Freude, immer wieder dieselben Teile machen zu dürfen – immer wieder, ohne Ende. Dasselbe Teil aus demselben Material, hergestellt in gleichmäßigem Tempo – ein absoluter Höhepunkt, ein unvergleichliches Erlebnis! Noch dazu, warf Gregor ein, wo das doch, philosophisch gesehen, ein so wunderbarer Gedanke sei, und so großartig und vollkommen den besonderen Anlagen und Fähigkeiten einer Maschine gemäß! Als begriffliches System, fuhr er fort, käme die Wiederholung im Gegensatz zur Schöpfung dem Zustand der Entropie nahe, die automatisch die Vollkommenheit verkörpere.

Der Konfigurator tat durch Klicken und Flackern kund, daß er zuhörte. Und als die Dämmerung feucht und bleich an Dennetts Horizont heraufkroch, drückte Arnold auf den Knopf und gab ein Element für die Steuerung in Auftrag.

Die Maschine zögerte. Unentschlossen flackerten die Lämpchen, Zeiger schlugen aus, Ungewißheit breitete sich aus.

Es knackte. Der Schieber glitt zurück. Und da lag ein weiteres Steuerungselement!

»Es hat geklappt!« rief Gregor und schlug Arnold die Hand auf die Schulter. Rasch wiederholte er die Anweisung. Aber diesmal gab der Konfigurator einen lauten, leidenschaftlichen Summton von sich.

Aber sonst nichts.

Gregor versuchte es immer wieder. Aber nun gab es bei der Maschine kein Zögern und keine Ersatzteile mehr.

»Was ist denn jetzt wieder schiefgegangen?« fragte Gregor.

»Das ist doch ganz klar«, sagte Arnold betrübt. »Sie hat's mit der Wiederholung versucht, weil sie meinte, vielleicht etwas versäumt zu haben. Aber der Versuch hat den Konfigurator davon überzeugt, daß er an der Wiederholung keinen Spaß hat.«

»Eine Maschine hat keinen Spaß an der Wiederholung!« stöhnte Gregor. »Das ist unmenschlich!«

»Im Gegenteil«, sagte Arnold unglücklich. »Es ist nur allzu menschlich.«

Inzwischen wurde es Zeit zum Essen, und die beiden machten sich auf die Suche nach Nahrungsmitteln, die ihnen der Konfigurator noch zu liefern beliebte. Ein Gemüseteller bot keine Schwierigkeiten, aber er sättigte auch nicht sehr. Dann genehmigte ihnen die Maschine einen Laib Brot, aber keinen Kuchen. Milchprodukte waren aus, da sie am Vortag Käse gehabt hatten. Nach einer Stunde vergeblichen Bemühens spendierte ihnen die Maschine schließlich ein Pfund Walsteak, weil sie sich offenbar über die biologische Zugehörigkeit im Ungewissen war.

Gregor machte sich wieder an die Arbeit und versuchte, die Maschine von den Freuden der Wiederholung zu überzeugen. Ein ständiges Summen und das gelegentliche Aufflackern von Lämpchen zeigten an, daß der Konfigurator immer noch zuhörte.

Arnold bewaffnete sich mit verschiedenen Nachschlagewerken und machte sich an die Ausarbeitung einer eigenen Methode. Ein paar Stunden später hob er mit einem triumphierenden Ruf den Kopf.

»Ich wußte, daß ich es finden würde!«

Gregor hob hoffnungsvoll den Kopf. »Was?«

»Einen Ersatz für das Steuerelement!« Er hielt Gregor das Buch unter die Nase. »Sieh mal. Ein Wissenschaftler hat das Ding vor fünfzig Jahren auf Vednier II entwickelt. Für moderne Begriffe ist es unbeholfen, aber funktionieren wird es. Und es läßt sich in unser Schiff einbauen.«

»Aber woraus besteht das Element?« fragte Gregor.

»Das ist es ja gerade! Es muß klappen – das Element besteht nämlich aus Gummi.«

Rasch drückte er auf den Knopf und las der Maschine die Beschreibung des Steuerelements aus dem Buch vor.

Nichts passierte.

»Du mußt das Vednier-Element liefern!« schrie er die Maschine an. »Wenn du's nicht tust, ist das gegen deine eigenen Grundsätze!« Er drückte wieder auf den Knopf und las die Beschreibung mit überdeutlicher Aussprache noch einmal vor.

Nichts.

Plötzlich kam Gregor ein furchtbarer Verdacht. Er ging um den Konfigurator herum, fand das, was er gefürchtet hatte, und machte Arnold darauf aufmerksam.

An der Rückseite war ein Schildchen der Herstellerfirma befestigt: »Konfigurator, Modell 3. Vednier Labors. Made in Vednier II.«

»Also haben sie das Ding bereits bestellt«, sagte Arnold.

Gregor schwieg. In dieser Situation erübrigte sich jedes weitere Wort.

Im Schiff bildete sich allmählich Schimmel, und die Stahlplatte am Heck zeigte die ersten Roststellen. Die Maschine hörte sich die Lobeshymnen auf die Wiederholung, von den beiden Gestrandeten in verzweifelter Begeisterung vorgetragen, immer noch an, rührte sich aber immer noch nicht.

Dann erhob sich erneut das Ernährungsproblem. Obst kam wegen des Apfelkuchens nicht in Frage, und auch alle Sorten

Fleisch, Fisch, Milchprodukte und Teigwaren fielen weg. Schließlich bestand ihre klägliche Mahlzeit aus Froschschenkeln, gebackenen Heuschrecken nach altem chinesischem Rezept und Leguanfilet.

Da nun auch Kriechtiere, Insekten und Amphibien aufgebraucht waren, wußten sie, daß ihnen die Maschine keine weitere Nahrung mehr liefern würde.

Bei den zwei Männern machte sich die Anspannung bemerkbar. Gregors langes Gesicht wirkte noch hagerer als sonst. Arnold entdeckte Spuren von Schimmel in seinem Haar. Draußen regnete es ohne Unterlaß. Das Wasser lief über die Bullaugen hinunter auf den durchweichten Boden. Das Raumschiff begann unter dem eigenen Gewicht einzusinken.

Zur nächsten Mahlzeit fiel ihnen nichts mehr ein.

Dann kam Gregor auf eine letzte Idee.

Er überlegte sorgfältig. Ein weiterer Fehlschlag hätte für ihre hart angeschlagene Moral verheerende Folgen gehabt. Aber so gering auch die Erfolgschancen erschienen, versuchen mußte er es.

Langsam näherte er sich dem Konfigurator. Arnold sah zu ihm auf und erschrak, als er das wildentschlossene Leuchten in den Augen seines Partners sah.

»Gregor! Was hast du vor?«

»Ich werde diesem Ding einen letzten Befehl erteilen«, sagte Gregor heiser. Mit zitternden Fingern drückte er auf den Knopf und flüsterte dem Konfigurator seine Anweisung in den Empfänger.

Sekundenlang geschah nichts. Dann schrie Arnold: »Weg da!«

Die Maschine zitterte und bebte. Lämpchen flackerten, Zeiger schlugen wild aus. Thermometer und Amperemeter schlugen bis weit in den roten Gefahrenbereich aus.

»Was hast du angefordert?« fragte Arnold. »Was soll das arme Ding produzieren?«

»Ich habe nicht gesagt, daß es etwas produzieren soll«, antwortete Gregor. »Ich hab' ihm gesagt, es soll sich reproduzieren.«

Der Konfigurator erbebte krampfhaft und stieß eine schwarze Rauchwolke aus. Die beiden Männer husteten und schnappten halb erstickt nach Luft.

Als sich der Qualm verzog, stand der Konfigurator immer noch da, auch wenn der Lack stellenweise abgesprungen und mehrere Zeiger verbogen waren. Daneben stand, mit einem Film glänzenschwarzem Maschinenöl überzogen, ein zweiter Konfigurator.

»Du hast es geschafft!« rief Arnold. »Du hast uns gerettet!«

»Ich hab' noch mehr geschafft«, sagte Gregor erschöpft, aber befriedigt. »Ich hab' uns ein Vermögen verdient.« Er wandte sich an den neuen Konfigurator, drückte auf den Knopf und befahl: »Reproduzier dich!«

Eine Woche später kehrten Arnold, Gregor und die drei Konfiguratoren in den Kennedy-Raumhafen zurück. Ihr Auftrag auf Dennett war erledigt. Gleich nach der Landung verließ Arnold das Schiff und fuhr mit einem Taxi erst zur Canal Street, dann ins Stadtzentrum von New York. Seine Geschäfte waren bald abgewickelt, und ein paar Stunden später war er wieder am Schiff.

»Alles in Ordnung!« rief er Gregor zu. »Ich hab' mich mit mehreren Juwelieren in Verbindung gesetzt. Wir können etwa zwanzig große Steine absetzen, ohne den Markt zu drücken. Danach werden wir die Konfiguratoren eine Zeitlang zur Platinproduktion einsetzen, denke ich, und dann... Ist etwas?«

Gregor sah ihn mißmutig an. »Fällt dir nichts auf?«

»Was denn?« Arnold sah sich in der Kabine um, dann sah er Gregor an, dann die Konfiguratoren. Da fiel es ihm auf.

In der Kabine standen nicht drei, sondern vier Konfiguratoren.

»Du hast sie einen weiteren reproduzieren lassen?« fragte Arnold. »Das macht doch nichts. Gib ihnen einfach Anweisung, je einen Diamanten herzustellen...«

»Du hast immer noch nicht begriffen«, sagte Gregor betrübt.
»Paß mal auf!«

Er drückte auf den Knopf des nächststehenden Konfigurators und sagte: »Einen Diamanten.«

Der Konfigurator begann zu zittern.

»Du und dein verdammtes Lustprinzip!« sagte Gregor.
»Wiederholung! Die verdammtten Maschinen sind sexbesessen!«

Die Maschine bebte und schüttelte sich und produzierte...

Noch einen Konfigurator.

Redferns Labyrinth

An einem Morgen, der sich ansonsten durch nichts auszeichnete, fand Charles Angier Redfern in seiner Post zwei eigenartige Briefe. Der eine Brief steckte in einem schlichten, weißen Umschlag, und im ersten Augenblick glaubte Redfern, die Handschrift wiederzuerkennen. Er riß den Umschlag auf und zog einen Brief ohne Anrede und ohne Unterschrift heraus. Nachdem er eine ganze Weile die fremde und doch vertraute Handschrift betrachtet hatte, ging ihm auf, daß es sich um eine Nachahmung seiner eigenen handelte. Mit mäßigem Interesse und der Gewißheit, daß er sich langweilen würde, laß er folgenden Text:

»Sehr vielen Behauptungen in Redferns Buch mit dem unpassenden Titel ›Labyrinth‹ wird zweifellos kaum widersprochen werden, da sie den meisten Lesern ohnehin gleichgültig sind. Redferns ›Labyrinth‹ beweist nichts anderes als Redferns eigene Verwirrung und Unfähigkeit. Man spürt, daß es Redfern nicht gelungen ist, eine demütige und sklavische Unterwürfigkeit loszuwerden, seinen grenzenlosen Wunsch, es allen recht zumachen.

Wegen dieses eklatanten Mißerfolgs könnte der Leser zunächst das widersprüchliche Gefühl haben, daß er einerseits die bescheidene Kürze des ›Labyrinths‹ bedauert, und sich andererseits sehnlichst wünscht, daß es noch kürzer wäre.

Doch dieses Gefühl geht rasch vorbei, und der Leser entdeckt, daß seine vorherrschende Stimmung ein gedämpfter Widerwille gegen jede persönliche Einstellung ist. Dankbar stellt er fest, daß er dem Buch gleichgültig gegenübersteht. Und obwohl sicherlich kein Anlaß dazu besteht, das ›Labyrinth‹ in der Erinnerung zu behalten, ist es dem Leser sogar zum Vergessen zu nichtssagend.

So stellt der Leser Redferns Langeweile seine eigene noch viel gähnendere Langeweile entgegen; er ahmt Redferns feindselige Einstellung nach und übertrifft sie leicht. Er weigert sich sogar, Redferns Vorhandensein zur Kenntnis zu nehmen, und dabei überkommt ihn unwillkürlich das Gefühl, das »Labyrinth« überhaupt nicht kennengelernt zu haben. Damit hat er natürlich recht; auch bei noch so häufigen Begegnungen könnte diese ausgesprochen logische Schlußfolgerung nicht erschüttert werden.

Man könnte dieses »Labyrinth«, so scheint es, als beispielhaftes Denkmal der Langeweile hinstellen, trüge es nicht den Makel – wie typisch für Redfern! – eines einzigen herausfordernden Gedankens.

Dieser Gedanke wird im Vorschlag 113 vorgetragen: Jedermann weiß, daß das »Labyrinth« seine Zufallsopfer mit eisernem Gesetz beherrscht, doch nur wenige Menschen erkennen die logischen Konsequenzen: Nämlich daß das »Labyrinth« selbst eines dieser Opfer sein muß und daß es damit gleichermaßen den Regeln eines lästigen Gesetzes unterworfen bleibt.

Über dieses »Gesetz« läßt sich Redfern nicht aus – ein Lapsus, mit dem zu rechnen war. Doch kann man es mühelos aus seinem ansonsten bedeutungslosen Vorschlag 282 ableiten: Die Vorsehung ist entgegen allem äußeren Anschein stets gnädig.

Daraus ergibt sich nach Redfern: Das Labyrinth beherrscht die Menschen, aber die Vorsehung beherrscht das Labyrinth. Woher wollen wir das wissen? Das Gesetz sagt es uns, dem das Labyrinth zusammen mit allen anderen Dingen außer der Vorsehung unterworfen ist. Und was für ein Gesetz ist das, das dem Labyrinth aufgetragen ist, sich selbst zur Kenntnis zu bringen? Und welche Beweise haben wir dafür? Die Tatsache, daß Redfern, der miserabelste aller Plagiatoren, es weiß?

Doch nun möchten wir gern genau wissen, wie dieses Gesetz aussieht, dem das Labyrinth unterworfen ist. Wie soll sich das Labyrinth zur Kenntnis bringen? Ohne eine nähere Erklärung dieses Punktes ist alles andere nutzlos. Redfern kann uns dabei auch nicht weiterhelfen. Er kann es uns nicht sagen, und selbst wenn er es könnte, würde er es vermutlich nicht tun. Daher bleiben wir, was die Beschreibung des für das Labyrinth zuständigen Gesetzes und seine besondere Form und Wirkungsweise sowie mehrere brauchbare Hinweise zum leichteren Erkennen betrifft, auf den ansonsten unbedeutenden Charles Angier Redfern angewiesen.«

Redfern ließ den Brief sinken. Die verkrampften Andeutungen langweilten ihn. Die spitzfindige und willkürliche Art sowie der ganz allgemein verleumderische Ton des Briefes gaben ihm das seltsam beruhigende Gefühl, daß es gar nichts ausmacht, wenn man als Irrtum erkennt, was man zuvor für die Wahrheit gehalten hat.

Er wandte sich dem zweiten Brief zu.

Der Umschlag war ungewöhnlich lang und schmal und von fahlblauer Farbe. Er roch schwach, aber unmißverständlich nach Tang. Sein in blassen Blockbuchstaben aufgemalter Name stimmte, aber seine Adresse war falsch: Bruckner Boulevard Nr. 132. Die Adresse war durchgestrichen und daneben die Imitation eines amtlichen Stempels gemalt: zurück an Absender. Eine Absenderadresse stand auf dem Umschlag allerdings nicht. Auch der Stempel war mit Kreide durchgestrichen, und jemand hatte daneben geschrieben: eventuell 137, 12. Straße West. Das war die richtige Adresse.

Redfern hielt diese Einzelheiten für überflüssig. Er riß den Umschlag auf und zog den Brief hervor. Er war nachlässig auf ein achtlos abgerissenes Stück braunes Packpapier gekritzelt. Er lautete:

»Hallo! Sie wurden als einer der wenigen wahrhaft modernen und einsichtigen Menschen ausgewählt, für die das Neue wichtiger ist als die Angst, und deren Drang nach dem Ungewöhnlichen dem angeborenen guten Geschmack und sicheren Stilgefühl entspricht. Vor allen Dingen halten wir aber gerade Sie für den Typ des großzügigen Menschen ohne falsche Hemmungen, mit dem wir gern befreundet wären.

Nehmen Sie deshalb unsere Einladung zur großen Eröffnung unseres Labyrinths wahr!

Dieses Labyrinth – einzig in seiner Art an der ganzen Ostküste – ist, wie wir wohl nicht zu betonen brauchen, voller echter Überraschungen. Unsere Kurven haben keine Ecken! Dieses Labyrinth läßt alle Beschreibungen ärmlich erscheinen und alle Sehnsüchte kindisch.

Bitte, rufen Sie uns an, damit wir eine Ihnen genehme Zeit für den Eintritt vereinbaren können. Es kostet Sie nichts als nur Leben, Freiheit und persönliches Glück.

Rufen Sie uns bald an. Und – verbindlichen Dank!«

Statt einer Unterschrift stand da nur eine Telefonnummer.

Ärgerlich spielte Redfern mit dem Brief. Es war offenbar das Werk eines übereifrigen englischen Majors, der gezwungen fröhlich und munter wirken wollte.

Der Verfasser des Briefes hatte es offenbar darauf abgesehen, Redfern zu foppen. Deshalb beschloß Redfern, ihn wieder zu foppen, indem er so tat, als nehme er den Brief ernst. Er griff nach dem Telefon und wählte die angegebene Nummer.

Es meldete sich eine etwas nörglerische, aber resigniert klingende weibliche Stimme, die einer Frau in mittleren Jahren zu gehören schien: Redfern Verhaltensforschungsinstitut.

Redfern runzelte die Stirn, räusperte sich und sagte: »Ich wollte mich nach dem Labyrinth erkundigen.«

»Wonach?« fragte die Frau.

»Nach dem Labyrinth.«

»Welche Nummer haben Sie gewählt?«

Redfern sagte es ihr. Die Frau bestätigte ihm, daß es die richtige Nummer des Redfern-Instituts sei. Aber von einem Labyrinth wisse sie nichts. Es sei denn, er beziehe sich auf die wohlbekannte Serie L von Irrgärten, die für Rattentests verwendet würde. Diese Serie L, fuhr sie fort, sei in verschiedenen Modellen und Preislagen, je nach Größe, lieferbar, angefangen vom L-1001, einem einfachen System mit zwei Wahlmöglichkeiten und zwei Quadratmetern Grundfläche, bis hinauf zum L-10023, einem achtzig Quadratmeter großen Modell mit mehrfachen, beliebigen Wahlmöglichkeiten, das sich für Vorträge vor einem größeren Publikum eigne.

»Nein«, sagte Redfern, »ich fürchte, wir sprechen da von zwei verschiedenen Dingen.«

»Woran hatten Sie gedacht?« fragte die Frau. »Wie Sie aus unserer Anzeige im Branchentelefonbuch ersehen können, bauen wir auch Irrgärten nach persönlichen Wünschen.«

»Aber ich will doch gar nicht, daß Sie für mich einen Irrgarten bauen«, sagte Redfern. »Sehen Sie, nach dem Brief, den ich erhalten habe, muß dieses Labyrinth oder dieser Irrgarten bereits existieren und ziemlich groß sein. Er muß anscheinend für menschliche Wesen konstruiert worden sein.«

»Sagen Sie, wovon reden Sie da eigentlich?« fragte die Frau äußerst argwöhnisch.

Ein wenig unbeholfen antwortete Redfern: »Es geht um den Brief, den ich bekommen habe. Ich bin zur Eröffnung dieses Labyrinths eingeladen worden, und auf dem Brief steht Ihre Telefonnummer, wo ich weitere Informationen...«

»Hören Sie mal«, unterbrach ihn die Frau in verärgertem Ton, »ich weiß nicht, ob Sie ein Spinner sind oder ob Sie sich mit mir einen Spaß erlauben, aber das Redfern-Institut ist eine seit fünfunddreißig Jahren geachtete und angesehene Einrichtung, und wenn Sie mich noch einmal mit diesem Unsinn belästigen, lasse ich feststellen, woher dieser Anruf kommt – und Sie bekommen die ganze Strenge des Gesetzes zu spüren!«

Damit legte sie auf.

Redfern lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Er merkte, daß seine Hände zitterten. Nachdem er den Trick durchschaut hatte, zu dem der Brief wohl bestimmt war, hatte er es mit einem Gegentrick versucht und war dabei einem zweiten Trick der anderen Seite zum Opfer gefallen. Er kam sich lächerlich vor.

Dann kam ihm ein bestürzender Gedanke. Er schlug das Telefonbuch von Manhattan auf und sah unter »Redfern Verhaltensforschungs-Institut« nach.

Eine solche Firma war nicht verzeichnet.

Er rief die Auskunft und erkundigte sich nach den Neueintragungen, dann nach den regulären Eintragungen; doch seine Ahnung trog ihn nicht, es gab kein Redfern Institut. Schließlich griff er zum Branchentelefonbuch, schaute unter Irrgärten, Labyrinth, Forschung, Verhalten, wissenschaftliche Geräte und Laboreinrichtung nach. Es gab weder eine Firma Redfern noch eine Firma, die sich auf die Herstellung von Irrgärten spezialisiert hatte.

Ihm ging auf, daß er bei dem Bemühen, den zweiten Trick zu durchschauen, unweigerlich ein drittes Mal gefoppt worden war. Und damit war diese Serie noch keineswegs beendet.

Doch inzwischen lagen ihm natürlich zu viele Beweise vor, als daß er sich hätte mit dem Gedanken begnügen können, gefoppt worden zu sein. Diese Serie war eigentlich schon Teil des Labyrinths selbst, ein kleiner Bogen, der sofort zum Ausgangspunkt zurückführte. Oder zumindest zu einem Punkt, der dem Ausgangspunkt sehr ähnlich sah.

Einer der wichtigsten Aspekte eines jeden Labyrinths ist die Wiederholung. Diese hier war getreulich ausgeführt: nach außen hin durch die Verwendung von Redferns Namen in beiden Briefen und die Nachahmung seiner Handschrift, nach innen durch die wiederholte Widersprüchlichkeit einer jeden Aussage.

Die Beschreibung des Gesetzes des Labyrinths – von dem versichert wurde, daß er es wußte und doch nicht wußte – war ganz einfach. Es mochte sich dabei um eine Beschreibung seiner eigenen Gefühle hinsichtlich des Irrgartens handeln: Der erzwungene Doppelsinn hatte ihn gelangweilt. Die spitzfindige, willkürliche Art und der allgemein verleumderische Ton des Briefes hatten ihm das seltsam beruhigende Gefühl verliehen, das man dann bekommt, wenn man etwas als irrig erkennt, was man zuvor für die Wahrheit gehalten hat.

Indem er diesen Gedanken nachging, sah er, daß der erste Brief schon eigentlich das Labyrinth war – dieses sklavisches, sich immer wiederholende Denkmal der Langeweile, dessen Vollkommenheit nur durch ein bedeutsames Detail gestört wurde: die eigene Existenz.

Der zweite Brief war die obligatorische Wiederholung des ersten, womit die Voraussetzungen für ein Labyrinth erfüllt waren.

Es kamen noch weitere Gesichtspunkte in Frage, doch an dieser Stelle ging Redfern auf, daß er das alles womöglich schon einmal zuvor gedacht hatte.

Der Beweis

Seine Arme waren sehr müde, aber er griff noch einmal nach Hammer und Meißel. Er war fast fertig. Nur noch wenige Buchstaben, und die Inschrift war beendet – unauslöschlich in den harten Granit geschlagen. Er hohlte den letzten Punkt aus und richtete sich auf. Dann ließ er seine Werkzeuge achtlos auf den Boden der Höhle fallen. Stolz wischte er sich den Schweiß von seinem schmutzigen, stoppelbärtigen Gesicht und las, was er geschrieben hatte.

>Ich erhob mich aus dem Schlamm des Planeten. Ich war nackt und wehrlos und machte mir Werkzeuge. Ich baute und zerstörte, schuf und vernichtete. Ich schuf ein Ding, das größer war als ich selbst und das mich zugrunde richtete. Mein Name ist Mensch, und dies ist mein letztes Werk.<

Er lächelte. Es war gut, was er da geschrieben hatte. Vielleicht nicht sehr literarisch, aber ein Lob auf die menschliche Rasse, verfaßt vom letzten Menschen. Er betrachtete die Werkzeuge zu seinen Füßen. Da er sie nicht mehr brauchte, löste er sie auf und hockte sich mitten im Geröll der Höhle hin. Er war hungrig von der Arbeit und schuf sich ein Essen. Er sah die Gerichte eine Weile an, und überlegte, was da wohl noch fehlte. Dann wurde er ein wenig verlegen und schuf Tisch und Stuhl, Bestecke und Teller. Er hatte diese Dinge schon wieder vergessen.

Obgleich er es überhaupt nicht eilig hatte, aß er rasch und wurde sich der seltsamen Tatsache bewußt, daß er jedesmal Hackbraten, Kartoffelbrei, Bohnen, Brot und Eiscreme schuf, wenn ihm nichts Besseres einfiel. Sicherlich die Macht der Gewohnheit, dachte er.

Als er fertig war, ließ er die Überreste der Mahlzeit verschwinden und gleichzeitig auch Teller, Besteck und den Tisch. Den Stuhl behielt er zurück. Er saß darauf und betrachtete nachdenk-

lich die Inschrift. »Gut gelungen«, sagte er zu sich. »Aber außer mir wird sie wohl niemals ein Mensch zu lesen bekommen.«

Er war ziemlich sicher, daß er der letzte lebende Mensch auf Erden war. Der Krieg hatte ganze Arbeit geleistet. Er wurde so gründlich geführt, wie es nur der Mensch, das pedantischste aller Tiere, fertigbringt. In diesem Krieg hatte es keine Neutralen gegeben, keine Politik der Mitte, der Verständigung. Man stand entweder auf der einen oder auf der anderen Seite. Bakterien, Gas und Strahlungen hatten die Erde wie eine gewaltige Wolke umgeben. In den ersten Tagen dieses Krieges war mit fast eintöniger Regelmäßigkeit eine unüberwindliche Geheimwaffe der anderen gefolgt. Und nachdem das letzte Land auf den letzten Knopf gedrückt hatte, regneten immer noch die automatisch gelenkten und angetriebenen Bomben auf die Erde herab. Die unglückliche Erde war von einem Pol zum anderen ein gewaltiger Trümmerhaufen, ohne Lebewesen, ohne Pflanze, ohne Tier.

Einen guten Teil davon hatte er selbst beobachtet. Er hatte abgewartet, bis er ziemlich sicher sein konnte, daß auch die letzte Bombe gefallen war; dann erst war er gelandet.

Sehr schlau, dachte er bitter. Er sah aus der Mündung der Höhle hinunter auf die lavabedeckte Ebene, in der sein Schiff niedergegangen war, und auf die zerklüfteten Berge dahinter.

Du bist ein Verräter – aber wen kümmert das schon?

Er war Captain in der Wehrmacht der westlichen Hemisphäre gewesen. Schon am zweiten Kriegstag war ihm klargeworden, wie das Ende aussehen würde. Er hatte einen Raumkreuzer mit Konserven, Nahrungsmitteln und Wasser beladen und war geflohen. Er wußte, daß man ihn inmitten all der Verwirrung und Vernichtung kaum vermissen würde; wenige Tage später war schon niemand mehr übrig, der ihn hatte vermissen können. Er hatte das große Raumschiff zu der der Erde abgewandten Seite des Mondes gesteuert und dort gewartet.

Es war ein Zwölf-Tage-Krieg – er selbst hatte mit vierzehn gerechnet – , aber er mußte fast sechs Monate warten, bis die

letzten automatisch gesteuerten Bomben und Raketen vom Himmel gefallen waren.

Dann war er zurückgekehrt. Nur um festzustellen, daß er der einzige Überlebende war...

Er hatte erwartet, daß auch andere den Wahnsinn erkennen, Schiffe mit Vorräten beladen und gleich ihm zur Rückseite des Mondes fliehen würden. Aber anscheinend hatte ihnen die Zeit dazu gefehlt, selbst wenn bei einigen der Wunsch vorhanden war. Er hatte geglaubt, er würde auf verstreute Gruppen von Überlebenden stoßen, aber er konnte keine entdecken. Der Krieg war zu total gewesen.

Bei der Landung auf der Erde hätte er leicht umkommen können, da selbst die Luft verseucht war. Er hatte sich nicht darum gekümmert – und war am Leben geblieben. Er schien gegenüber den verschiedenen Bakterien und Strahlungsarten immun zu sein, oder vielleicht gehörte das auch mit zu seinen neuerworbenen Kräften, Er war beiden Gefahren in überreichem Maß begegnet, als er in seinem Schiff rings um die Erde reiste, von den Ruinen einer Stadt zur anderen, über verbrannte Täler und Ebenen, über versengte Berge. Er hatte keine Anzeichen von Leben gefunden – aber dafür hatte er etwas anderes entdeckt.

Er konnte erschaffen. Diese Fähigkeit entdeckte er am dritten Tag seines Aufenthalts auf der Erde. Sehnsuchtsvoll hatte er sich gewünscht, ein Baum möge inmitten der geschmolzenen Felsen stehen – und ein Baum war erschienen. Den Rest des Tages hatte er mit Versuchen zugebracht und herausgefunden, daß er alles schaffen konnte, was er jemals gesehen oder wovon er gehört hatte.

Was er am genauesten kannte, fiel ihm am leichtesten. Dinge, die ihm nur gesprächsweise oder aus Büchern bekannt waren – zum Beispiel Paläste – , fielen manchmal schief und ungenau aus, aber er konnte sie nachträglich vervollkommen, indem er sich konzentriert mit den Einzelheiten befaßte. Alles, was er schuf, war dreidimensional. Nahrungsmittel schmeckten wie

Nahrungsmittel und schienen sogar den normalen Nährwert zu besitzen. Er konnte etwas erschaffen, es vergessen und schlafen, und wenn er erwachte, war es immer noch vorhanden. Er konnte auch Geschaffenes rückgängig machen. Ein einziger, konzentrierter Gedanke – und das Ding, das er geschaffen hatte, verschwand. Je größer das Ding war, um so länger dauerte das Verschwindenlassen.

Auch Dinge, die er nicht gemacht hatte – Täler und Berge – konnte er verschwinden lassen, aber das dauerte sehr lange. Anscheinend war mit Materie leichter umzugehen, wenn er sie schon einmal geformt hatte. Er konnte Vögel und kleine Tiere machen, oder zumindest Dinge, die wie Vögel und kleine Tiere aussahen.

Er hatte nie versucht, ein menschliches Wesen zu schaffen.

Er war kein Wissenschaftler, sondern gelernter Raumfahrer. Er hatte nur eine vage Vorstellung von der Anatomie und praktisch keine Ahnung von den genetischen Grundregeln. Er hielt es für möglich, daß sich in seinen Mikroorganismen oder in seinem Gehirn oder vielleicht auch überhaupt auf der Erde irgendeine Veränderung vollzogen hatte. Doch das Warum störte ihn nicht. Er nahm es als Tatsache hin.

Er sah wieder das Denkmal an. Etwas daran gefiel ihm nicht.

Natürlich hätte er es auch mit dem Willen schaffen können, aber er wußte nicht, ob die Dinge, die er auf diese Weise herstellte, ihn selbst überleben würden. Sie machten zwar einen recht stabilen Eindruck, aber es war möglich, daß sie sich mit seiner eigenen Auflösung ebenfalls auflösten. Deshalb ging er einen Kompromiß ein. Er schuf Hammer und Meißel, suchte sich als Unterlage jedoch eine Granitwand aus, die er nicht geschaffen hatte. Er grub die Buchstaben in die Innenwand einer Höhle, damit sie vor den Elementen geschützt waren. So arbeitete er stundenlang ohne Pause, schlief an seinem Arbeitsplatz und nahm vor der Granitwand auch seine Mahlzeiten ein.

Von der Mündung der Höhle aus konnte er sein Schiff sehen, das von einem flachen Stück des verbrannten Bodens auftragte.

Es drängte ihn nicht, zu dem Schiff zurückzukehren. Nach sechs Tagen war die Inschrift vollendet. Tief und für alle Zeiten in den Fels geschnitten.

Endlich kam ihm der Gedanke zum Bewußtsein, der ihn vorhin beim Anblick der Granitwand gestört hatte. Die einzigen Leute, die das jemals lesen würden, konnten nur Besucher von fernen Sternen sein. Wie sollten sie die Inschrift entziffern? Er sah die Buchstaben böse an. Er hätte Symbole schreiben müssen. Aber was für Symbole? Mathematische? Natürlich – aber was konnten diese Symbole über den Menschen aussagen? Und wie kam er überhaupt auf den Gedanken, daß sie jemals die Höhle entdecken würden? Die Inschrift war sinnlos, wo doch die ganze Geschichte des Menschen im Antlitz des Planeten geschrieben stand. Hineingebrannt in die Erdkruste, wo jedermann es sehen mußte. Er verfluchte seine Dummheit, daß er sechs Tage Arbeit mit dieser nutzlosen Inschrift verschwendet hatte.

Er wollte sie gerade verschwinden lassen, da drehte er den Kopf zur Seite. Er hörte Schritte an der Mündung der Höhle.

Beim Aufstehen fiel er fast vom Stuhl.

Ein Mädchen stand da. Er blinzelte ein paarmal, aber sie war immer noch vorhanden: ein hochgewachsenes, dunkelhaariges Mädchen in einem schmutzigen Overall.

»Hallo«, sagte sie und betrat die Höhle. »Ich habe dich vom Tal aus hämmern hören.«

Er bot ihr automatisch seinen Stuhl an und schuf sich einen zweiten. Sie probierte ihn vorsichtig, bevor sie sich hinsetzte.

»Ich habe gesehen, wie du das machst«, sagte sie. »Aber ich glaub's trotzdem noch nicht. Spiegel?«

»Nein«, murmelte er unsicher. »Ich erschaffe. Das heißt, ich habe die Fähigkeit... Warte einen Augenblick. Wie bist du hierher gekommen?« Während er die Frage stellte, gingen ihm rasend schnell die verschiedensten Möglichkeiten durch den Kopf. In

einer Höhle verborgen? Auf einem Berggipfel? Nein, es gab nur eine einzige Möglichkeit...

»Ich war in deinem Schiff, mein Freund.« Sie lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und verschränkte die Hände über einem Knie. »Wie du den Kreuzer beladen hast, habe ich mir gleich gedacht, daß du abhauen willst. Ich hatte die Nase voll davon, achtzehn Stunden am Tag Zündungen einzustellen, also versteckte ich mich im Schiff. Lebt sonst noch jemand?«

»Nein. Warum habe ich dich dann nicht bemerkt?« Er sah das ebenso mutige wie hübsche Mädchen an, und ein vager Gedanke schoß ihm durch den Kopf. Er streckte die Hand aus und berührte ihren Arm. Sie zuckte nicht zurück, aber ihr niedliches Gesicht verzog sich ärgerlich.

»Ich bin echt«, sagte sie geradeheraus. »Du mußt mich doch am Startplatz gesehen haben. Erinnerst du dich nicht mehr?«

Er versuchte, sich an die Zeit zurückzuerinnern, wo es noch einen Startplatz gegeben hatte – es kam ihm vor, als seien inzwischen Jahrhunderte vergangen. Ja, dort hatte es ein dunkelhaariges Mädchen gegeben, das ihn nie auch nur eines Blickes gewürdigt hatte.

»Ich glaube, ich war schon ganz steifgefroren«, sagte sie. »Zumindest fiel ich wenige Stunden nach dem Start des Schiffes in ein Koma. Die Heizung in dem Kahn ist wirklich miserabel.« Sie schüttelte sich bei der Erinnerung.

»Ich hätte zuviel Sauerstoff verbraucht«, erklärte er. »Deshalb habe ich nur das Abteil des Piloten geheizt und gelüftet. Wenn ich etwas aus der Ladeluke brauchte, zog ich einen Raumanzug an.«

»Ich bin froh, daß du mich nicht gesehen hast.« Sie lachte. »So ganz mit Frost bedeckt und halbtot muß ich einen furchtbaren Anblick geboten haben. Schneewittchen – tiefgeköhlt. Wie gesagt, ich habe schrecklich gefroren. Erst als alle Türen aufgingen, wurde ich wieder wach. Das ist alles. Ich glaube, es

hat ein paar Tage gedauert. Wie kommt es, daß du mich nicht bemerkt hast?«

»Ich glaube, da hinten habe ich nie nachgesehen«, gab er zu. »Mir war rasch klar, daß ich das Zeug nicht brauchte. Seltsam, ich dachte, ich hätte alle Luken geöffnet, aber ich erinnere mich wirklich nicht...«

Sie warf einen Blick auf die Inschrift. »Was ist das?«

»Ich wollte eine Art Denkmal hinterlassen.«

»Und wer soll das lesen?« fragte sie sehr praktisch.

»Wahrscheinlich niemand. Es war nur so eine närrische Idee.« Er konzentrierte sich darauf. Nach wenigen Augenblicken war die Granitwand wieder blank. »Ich begreife nicht, daß du noch am Leben bist«, sagte er verwundert.

»Bin ich aber. Und ich begreife nicht, wie du das machst.« Sie deutete auf den Stuhl und auf die Wand. »Aber ich werde mich mit der Tatsache abfinden, daß du es kannst. Warum findest du dich nicht mit der Tatsache ab, daß ich noch lebe?«

»Versteh mich nicht falsch«, sagte er. »Ich sehne mich wirklich sehr nach Gesellschaft, ganz besonders nach weiblicher Gesellschaft. Es ist nur... Dreh dich mal um.«

Mit einem fragenden Blick gehorchte sie. Rasch beseitigte er die Stoppeln in seinem Gesicht und erschuf sich eine saubere, frisch gebügelte Hose und ein frisches Hemd. Er stieg aus seiner heruntergekommenen Uniform, zog die neuen Sachen an, vernichtete die Lumpen und schuf nach kurzem Überlegen noch einen Kamm. Damit fuhr er sich durch das wirre, braune Haar.

»Gut«, sagte er, »du kannst dich wieder umdrehen.«

»Gar nicht übel.« Sie betrachtete ihn lächelnd. »Leih mir doch mal den Kamm. Und würdest du mir bitte ein Kleid machen? Größe zwölf. Aber bitte so, daß es auch richtig sitzt.«

Beim dritten Versuch war es endlich richtig. Es war ihm nie klargeworden, wie schwierig und täuschend Damenmode ist. Dann machte er ihr noch ein paar goldene Sandalen mit hohen Absätzen.

»Ein bißchen knapp«, sagte sie beim Anprobieren. »Auch nicht sehr praktisch, da es hier keine Bürgersteige gibt. Trotzdem, vielen Dank. Dein Trick löst wirklich das Problem der Weihnachtsgeschenke, wie?«

Ihr dunkles Haar leuchtete jetzt in der Mittagssonne, und sie sah sehr lieblich und warm und menschlich aus.

»Versuch doch, ob du auch erschaffen kannst«, drängte er sie, weil er seine neue Fähigkeit gern mit ihr geteilt hätte.

»Ich hab's schon versucht«, sagte sie, »geht nicht. Wir leben eben immer noch in einer Männerwelt.«

Er runzelte die Stirn. »Und woher soll ich nun ganz genau wissen, ob du wirklich bist?«

»Fängst du schon wieder damit an? Kannst du dich denn erinnern, daß du mich erschaffen hast, großer Meister?« fragte sie spöttisch und bückte sich, um das Band an einem der Schuhe zu lockern.

»Ich habe viel nachgedacht über Frauen«, sagte er grimmig. »Vielleicht habe ich dich erschaffen, als ich schlief. Warum sollte mein Unterbewußtsein nicht dieselben Kräfte haben wie mein Bewußtsein? Ich hätte dich mit einem Gedächtnis ausgestattet und dir einen Lebenslauf mitgegeben. Du wärst eine völlig plausible Erscheinung geworden. Wenn dich mein Unterbewußtsein erschaffen hat, dann hätte es schon dafür gesorgt, daß ich mich nicht an dich erinnern kann.«

»Das ist doch lächerlich!«

Aber er fuhr unerbittlich fort: »Wenn es mir nämlich bewußt gewesen wäre, so hätte ich mich gegen deine Existenz gewehrt. Als Schöpfung meines Unterbewußtseins würde deine ganze Funktion darin bestehen, mir das Wissen darüber vorzuenthal-

ten. Das zu beweisen mit irgendwelchen Mitteln, die dir zur Verfügung stehen, mit irgendeiner Logik, daß du...«

»Wenn dein Verstand so großartig funktioniert«, unterbrach sie ihn, »dann versuch doch mal, eine Frau zu erschaffen.« Sie verschränkte die Arme und lehnte sich im Stuhl zurück und nickte ihm nur einmal aufmunternd zu.

»Na schön.« Er starrte die Wand der Höhle an, und an derselben Stelle erschien eine Frau. Ihre Gestalt war unmöglich – der eine Arm zu kurz, die Beine zu lang. Er konzentrierte sich noch stärker, und es gelang ihm auch, ihre Proportionen einigermaßen richtig zu treffen. Aber ihre Augen saßen falsch, ihre Schultern und ihr Rücken waren krumm – er hatte eine Hülle ohne Gehirn und ohne Organe erschaffen, einen Automaten. Er befahl seiner Schöpfung zu sprechen, aber aus dem formlosen Mund drangen nur glucksende Laute. Er hatte vergessen, ihr Stimmwerkzeuge mitzugeben.

Mit Schauern vernichtete er diese Gestalt aus einem Alptraum.

»Ich bin kein Bildhauer«, sagte er. »Und noch viel weniger bin ich der liebe Gott.«

»Wie schön, daß du das endlich einsiehst.«

Er fuhr hartnäckig fort: »Das beweist aber immer noch nicht, daß du echt bist. Ich weiß ja nicht, was mein Unterbewußtsein zustande bringt.«

»Mach irgend etwas für mich«, sagte sie abrupt. »Ich kann diesen Unsinn einfach nicht mehr hören.«

Ich habe sie verletzt, dachte er. Sie ist das einzige menschliche Wesen auf der Welt außer mir – und ich habe sie verletzt. Er nickte, nahm sie bei der Hand und führte sie aus der Höhle.

Auf der Ebene unterhalb des Hügels erschuf er eine Stadt. Er hatte das schon vor einigen Tagen ausprobiert, und es fiel ihm diesmal viel leichter. »Die Stadt war nach den Bildern und den Träumen seiner Kindheit von Tausend-und-einer-Nacht gebaut,

überragt von schwarzen und weißen und rosaroten Türmen. Die Mauern schimmerten rubinrot, und die Tore bestanden aus silberbeschlagenem Ebenholz. Einige Türme waren aus Rotgold und mit glänzenden Saphiren besetzt. Eine breite Treppe aus milchigem Elfenbein wand sich zum höchsten Minarett aus Opal empor – tausend Stufen aus gemasertem Marmor. Es gab Lagunen mit blauem Wasser, über denen kleine Vögel flatterten, und in deren Tiefen silberne und goldene Fische flitzten.

Sie wanderten durch die Stadt, und er schuf Rosen für sie, weiße und gelbe und rote. Und Gärten, voll von fremdartigen Blüten. Zwischen zwei Gebäuden mit Kuppeln und spitzen Türmen erschuf er eine gewaltige Wasserfläche. Auf ihr schwamm eine herrliche Barke mit purpurfarbenem Baldachin, beladen mit allen Arten von Leckerbissen und Getränken, die ihm einfielen.

Sie glitten über die Lagune, getrieben von der sanften Brise, die er ebenfalls erschaffen hatte.

»Und all das ist falsch«, erinnerte er sie nach einer Weile.

Sie lächelte. »Nein, das ist es nicht. Man kann alles berühren. Es ist echt.«

»Aber wird es noch hier sein, wenn ich sterbe?«

»Wen kümmert das schon? Außerdem kannst du jede Krankheit heilen, wenn du das hier fertigbringst. Vielleicht hast du sogar ein Mittel gegen das Alter und den Tod.« Sie pflückte eine Blüte von einem überhängenden Zweig und hielt sie sich unter die Nase. »Du könntest verhindern, daß all dies verwelkt und stirbt. Dasselbe könntest du vermutlich auch für uns erreichen – worüber machst du dir also Sorgen?«

»Möchtest du gern fortgehen?« fragte er und rauchte eine selbsterschaffene Zigarette. »Möchtest du einen neuen Planeten suchen? Unberührt vom Krieg? Möchtest du ganz von vorn beginnen?«

»Von vorn beginnen? Du meinst... Vielleicht später. Im Augenblick möchte ich das Schiff nicht einmal aus der Nähe sehen, es erinnert so an den Krieg.«

Sie schwammen noch ein Stückchen weiter in der Barke.

»Bist du nun sicher, daß ich echt bin?« fragte sie.

»Um ganz ehrlich zu sein: nein«, antwortete er. »Aber ich möchte es gern glauben.«

»Dann hör mir gut zu«, sagte sie und lehnte sich an ihn. »Ich bin wirklich echt.« Sie legte beide Arme um seinen Hals. »Ich bin immer echt gewesen, und ich werde immer echt sein. Willst du einen Beweis haben? Nun, ich weiß, daß ich echt bin, und du weißt es auch. Was verlangst du noch mehr?«

Er sah sie lange an, spürte ihre warmen Arme um seinen Hals und lauschte ihrem Atem. Er spürte den feinen Duft, der von ihrer Haut und ihren Haaren ausging und der etwas ganz Individuelles an sich hatte.

Bedächtig sagte er: »Ja, ich glaube dir. Ich liebe dich. Wie – wie heißt du eigentlich?«

Sie überlegte eine Weile: »Joan.«

»Seltsam«, sagte er. »Ich habe immer von einem Mädchen geträumt, das Joan hieß. Und wie ist dein Familienname?«

Sie küßte ihn.

Über ihnen kreisten die Schwalben, die er erschaffen hatte – seine Schwalben –, in weiten Bögen über der Lagune. Seine Fische Schossen ziellos hin und her, und seine Stadt erstreckte sich stolz und schön bis hin zum Rand der zerklüfteten Lavaberge.

»Du hast mir deinen Familiennamen noch nicht gesagt«, erinnerte er sie.

»Ach so. Bei einem Mädchen ist der Familienname nicht so wichtig – sie bekommt ja doch den Namen ihres Mannes.«

»Du weichst mir aus!«

Sie lächelte. »Na und?«

Die letzte Waffe

Edsels Laune war explosiv. Zusammen mit Parke und Faxon hatte er drei Wochen in diesem Teil der Wüste zugebracht und jeden Hügel aufgewühlt, auf den sie gestoßen waren; sie wurden immer wieder enttäuscht und gingen zum nächsten Hügel weiter. Der kurze Mars-Sommer neigte sich seinem Ende zu. Mit jedem Tag wurde es ein bißchen kälter. Und mit jedem Tag waren Edsels Nerven, die schon in ruhigen Zeiten nicht viel taugten, gereizter geworden.

Der kleine Faxon war stets fröhlich. Er träumte von dem vielen Geld, das sie verdienen würden, nachdem die Waffen gefunden waren. Parke trottete schweigend weiter, mit eiserner Miene. Er redete nur, wenn er angesprochen wurde.

Doch Edsels Geduld war am Ende. Sie hatten wieder einen neuen Erdhügel aufgewühlt und wiederum nicht das geringste Zeichen von den verlorenen martianischen Waffen gefunden. Die wäßrige Sonne schien ihn höhnisch anzugrinsen, und an dem unglaublich blauen Himmel funkelten Sterne. Die Kälte des Nachmittags drang durch Edsels isolierten Anzug, ließ seine Gelenke steifwerden und seine starken Muskeln verkrampfen.

Unvermittelt beschloß Edsel, Parke zu töten. Er hatte den schweigsamen Mann schon von dem Tag an nicht gemocht, wo sie auf der Erde die Zusammenarbeit beschlossen hatten. Seine Abneigung ihm gegenüber war noch stärker als seine Verachtung für Faxon.

Edsel hielt inne. »Wissen Sie denn überhaupt, wohin wir gehen?« fragte er Parke mit drohendleiser Stimme.

Parke zuckte gleichgültig die schlanken Schultern. Sein blasses, eingefallenes Gesicht verriet nicht die geringste Gefühlsregung.

»Wissen Sie es?« fragte Edsel.

Parke zuckte noch einmal die Achseln.

Eine Kugel in den Kopf, sagte sich Edsel und griff nach seiner Waffe.

»Warten Sie!« bat Faxon und trat dazwischen. »Nicht durchdrehen, Edsel. Denken Sie doch an das viele Geld, das wir verdienen können, wenn wir die Waffen finden.« Bei diesem Gedanken glitzerten die Augen des kleinen Mannes. »Sie müssen hier irgendwo liegen, Edsel. Vielleicht schon im nächsten Hügel.«

Edsel zögerte und warf Parke einen bösen Blick zu. Im Augenblick wollte er jemanden umbringen; dieser Wunsch war stärker als irgend etwas anderes. Wenn er damals, als sie sich auf der Erde zusammentaten, gewußt hätte, daß es so werden würde... Damals war ihnen alles ganz einfach erschienen. Er besaß die Plakette, die verriet, wo die Höhle mit den legendären, verlorengegangenen martianischen Waffen zu suchen war. Parke konnte die martianische Schrift lesen, und Faxon besaß das Geld, die Expedition zu finanzieren. Also hatte er sich gesagt: Wir brauchen nichts weiter zu tun als zum Mars zu fliegen und auf den Hügel loszumarschieren, unter dem das Zeug versteckt lag.

Edsel hatte die Erde noch nie zuvor verlassen. Er hatte nicht mit wochenlangem Frieren gerechnet; die Nahrungsmittelkonzentrate bewahrten sie knapp vor dem Verhungern, und man war immer ein wenig schwindelig von der dünnen, verbrauchten Luft aus der Lufterneuerungsanlage. Er hatte nicht an die müden, schmerzenden Muskeln gedacht, an die Anstrengung, sich einen Weg durch die dicht bewachsene martianische Trockensteppe zu bahnen.

Er hatte nur an eines gedacht: an den Preis, den eine Regierung – irgendeine Regierung – für diese legendären Waffen zahlen würde.

»Entschuldigung«, sagte Edsel in plötzlichem Entschluß. »Dieser Planet macht mich fertig. Tut mir leid, Parke, daß ich geplatzt bin. Weiter!«

Parke nickte und setzte sich wieder in Bewegung. Faxon atmete erleichtert auf und folgte Parke.

Edsel sagte sich: Ich kann sie ja schließlich jederzeit umbringen.

Am Nachmittag, als Edsels Geduld sich gerade wieder bedenklich dem Ende zuneigte, fanden sie den richtigen Hügel. Es war eine seltsame, massige Kuppe, genau wie es die Inschrift erklärt hatte. Nachdem die Männer ein paar Zentimeter Sand und Erdreich weggekratzt hatten, stießen sie auf Metall. Sie gruben weiter und fanden einen Zugang.

»Moment, ich werde die Tür aufsprengen«, sagte Edsel und zog seinen Revolver.

Parke schob ihn beiseite, drehte an einem Griff und öffnete die Tür.

Sie betraten einen riesigen Saal. Und hier lagen in langen, blitzenden Reihen die legendären, verlorengegangenen martianischen Waffen, die bisher fehlenden Zeugnisse einer Zivilisation auf dem Mars.

Die drei Männer standen eine ganze Weile da und konnten nur staunen. Hier lag der Schatz, dessen Auffindung sich der Mensch schon kaum noch erhofft hatte. Seit der Landung des Menschen auf dem Mars waren die Ruinen der mächtigen Städte erforscht worden. Über die Ebenen verstreut fand man zerstörte Fahrzeuge, Kunstgegenstände und Werkzeuge, alles Hinweise auf den Geist einer gewaltigen Zivilisation, die der irdischen um tausend Jahre voraus war. Mit viel Geduld wurden Inschriften entziffert, die von den großen Kriegen kündeten, welche über die Oberfläche des Mars hinweggefegt waren. Aber an einem bestimmten Punkt brachen alle schriftlichen Dokumente ab; keines davon berichtete, was aus den Marsbewohnern geworden war. Seit mehreren tausend Jahren hatte es auf dem Mars kein intelligentes Wesen mehr gegeben. Auf irgendeine Weise war die gesamte Fauna auf dem Planeten vernichtet worden.

Und die Marsmenschen hatten ihre Waffen anscheinend mitgenommen.

Edsel wußte, daß diese verlorenen Waffen ihr Gewicht mit Radium aufgewogen wert waren.

Die Männer gingen tiefer in die Höhle hinein. Edsel hob den erstbesten Gegenstand, den er erreichte, auf. Das Ding sah wie ein 45er Revolver aus, nur größer. Er stellte sich in den Eingang und zielte auf einen Strauch draußen auf der Ebene.

»Nicht abdrücken«, sagte Faxon, als Edsel die Waffe hob. »Vielleicht hat das Ding einen Rückstoß oder andere Tücken. Sollen sich doch die Experten der Regierung darum kümmern, nachdem wir alles verkauft haben.«

Edsel drückte ab. Der über dreißig Meter entfernte Strauch ging in grellroten Flammen auf.

»Nicht übel«, sagte Edsel und streichelte die Waffe. Er legte sie wieder hin und griff nach einer anderen.

»Bitte, Edsel!« rief Faxon und sah ihn aus nervös zusammengekniffenen Augen an. »Wir brauchen sie doch gar nicht auszuprobieren. Vielleicht bringen Sie damit eine Atombombe zur Explosion, oder etwas Ähnliches.«

»Halten Sie den Mund!« knurrte Edsel und suchte an der Waffe nach einem Abzugshahn.

»Bitte, schießen Sie nicht mehr«, flehte Faxon. Er warf Parke einen hilfesuchenden Blick zu, doch der schweigsame Mann stand nur da und beobachtete Edsel. »Sie wissen doch, daß hier etwas liegen kann, was für die Vernichtung der martianischen Rasse verantwortlich war. Eine solche Waffe wollen Sie doch wohl nicht zünden, wie?«

Edsel sah, wie eine Stelle mitten in der Ebene aufglühte, als er die Waffe in diese Richtung abgefeuert hatte.

»Gute Ware.« Er hob ein anderes, stangenförmiges Gerät auf. Die Kälte war vergessen. Edsel war jetzt, wo er mit diesen schimmernden Dingen spielen konnte, vollkommen zufrieden.

»Los, fangen wir an«, sagte Faxon und tat ein paar Schritte in Richtung auf die Tür.

»Anfangen? Womit?« fragte Edsel. Er griff nach einer weiteren mattschimmernden Waffe, die genau in seine Faust paßte.

»Zurück zum Hafen«, antwortete Faxon. »Wir müssen zurück und das Zeug verkaufen, wie wir es vorhatten. Ich glaube, wir können dafür jeden beliebigen Preis verlangen. Für solche Waffen wird jede Regierung bereit sein, Milliarden zu bezahlen.«

»Ich hab's mir anders überlegt«, sagte Edsel. Aus den Augenwinkeln beobachtete er Parke. Der schlanke Mann ging zwischen den Stapeln von Waffen auf und ab, hatte aber bisher noch nichts berührt.

»Nun hören Sie mal!« rief Faxon und funkelte Edsel an. »Ich habe diese Expedition finanziert. Wir haben vereinbart, daß wir das Zeug verkaufen werden. Ich habe ein Recht darauf... Hm, vielleicht auch nicht.«

Die noch nicht erprobte Waffe war genau auf seinen Magen gerichtet.

»Zum Teufel mit dem Waffenhandel«, sagte Edsel und lehnte sich an die Wand der Höhle. Von hier aus konnte er auch Parke im Auge behalten. »Ich glaube, ich brauche das Zeug selbst.« Breit grinsend beobachtete er die beiden Männer.

»Ich kann ein paar von den Jungen zu Hause damit ausrüsten. Mit diesen Waffen hier können wir leicht die Regierung in einem der kleinen mittelamerikanischen Staaten stürzen. Ich denke, wir könnten uns dort für alle Zeiten behaupten.«

»Nun«, sagte Faxon, ohne einen Blick von der Waffe zu lassen, »mit einer solchen Sache will ich jedenfalls nichts zu tun haben. Mit mir brauchen Sie nicht zu rechnen.«

»Auch recht«, sagte Edsel.

»Sie brauchen nicht zu befürchten, daß ich reden werde«, sagte Faxon rasch. »Ich werde den Mund halten. Ich will nur nichts mit einer Schießerei und mit Töten zu tun haben. Deshalb gehe ich jetzt lieber zurück.«

»Gern«, sagte Edsel. Parke stand etwas abseits und betrachtete interessiert seine Fingernägel.

»Sobald Sie Ihr Königreich errichtet haben, komme ich Sie mal besuchen«, sagte Faxon mit dünnem Lächeln. »Vielleicht können Sie mich dann zum Herzog ernennen.«

»Ich denke, das wird sich machen lassen.«

»Fein. Viel Glück.« Faxon winkte ihm zu und ging weg. Edsel ließ ihn sechs oder sieben Schritte tun, dann zielte er mit der neuen Waffe auf seinen Rücken und drückte ab.

Die Waffe gab keinerlei Geräusch von sich. Es gab auch keinen Blitz, und doch wurde Faxons Arm sauber abgetrennt. Rasch drückte Edsel noch einmal auf den Auslöser und bewegte die Waffe dabei von oben nach unten. Der kleine Mann wurde in der Mitte durchgeschnitten, und auch der Boden ringsum wurde noch versengt.

Edsel fuhr herum, weil ihm aufging, daß er Parke den ungedeckten Rücken zuwandte. Der andere brauchte nichts weiter zu tun als nach der nächstbesten Waffe zu greifen und abzudrücken. Doch Parke stand nur mit verschränkten Armen da.

»Dieser Strahl durchtrennt vermutlich jedes Material«, sagte Parke. »Sehr nützlich.«

Edsel verbrachte eine herrliche halbe Stunde damit, eine Waffe nach der anderen zur Hand zu nehmen und damit zum Eingang der Höhle zu laufen. Parke rührte immer noch nichts an, beobachtete ihn jedoch mit Interesse. Die alten martianischen Waffen waren so gut wie neu. Die jahrtausendelange Lagerung schien ihnen nicht geschadet zu haben. Es gab die verschiedenartigsten Schußwaffen von unterschiedlicher Konstruktion und Vernichtungskraft. Dann Waffen, die mit Hitze oder Strahlung arbeiteten, alle wunderbar handlich gebaut. Es gab Waffen, die das Ziel gefrieren ließen, und andere, die es verbrannten. Wieder andere zerbröckelten, zerschnitten, lahmten oder ließen das Blut gerinnen; für fast jede Methode, Leben auszulöschen, fand Edsel die passende Waffe.

»Versuchen wir mal diese hier«, sagte Parke. Edsel, der gerade eine dreiläufige Waffe von interessanter Bauart ausprobieren wollte, hielt inne.

»Ich bin beschäftigt«, sagte er knapp.

»Hören Sie auf, mit diesem Zeug herumzuspielen. Sehen wir uns lieber einmal die wirklich schweren Brocken an.«

Parke stand neben einer gedrungenen schwarzen Maschine auf Rädern. Gemeinsam zogen sie das schwere Ding ins Freie. Parke schaute zu, wie Edsel daran herumdrehte. Tief im Innern der Maschine entstand ein feines Summen. Dann bildete sich ringsum ein bläulicher Dunst. Als Edsel wieder an den Hebeln drehte, breitete sich der Dunstschleier aus, bis er die beiden Männer einhüllte.

»Schießen Sie doch einmal darauf«, sagte Parke. Edsel hob eine der Schußwaffen auf und drückte ab. Der blaue Nebel schluckte die Ladung. Rasch nacheinander probierte er drei weitere Waffen aus. Nichts konnte den bläulichen Schleier durchdringen.

Parke sagte leise: »Ich denke, das hält auch eine Atombombe aus. Es handelt sich um ein künstliches Kraftfeld.«

»Wissen Sie«, sagte Edsel, »Sie sind eigentlich ein feiner Kerl. Sie sind schon in Ordnung.«

»Danke«, sagte Parke. Sie machten kehrt und gingen in die Höhle zurück. Es wurde schon dunkel. Die matte Sonne näherte sich dem Horizont. Parke sah über die langen Reihen von Waffen hinweg.

»Sie nehmen mir doch nicht übel, daß ich Faxon erledigt habe?« fragte Edsel. »Er wollte schnurstracks zur Regierung laufen.«

»Im Gegenteil. Ich bin damit sehr einverstanden.«

»Prima. Wirklich, Sie sind in Ordnung. Sie hätten mich umlegen können, als ich auf Faxon zielte.« Edsel verschwieg, daß er selbst genau das getan hätte.

Parke zuckte die Achseln.

»Möchten Sie bei der Gründung meines Königreichs mit mir zusammenarbeiten?« fragte Edsel grinsend. »Ich denke, wir beide könnten es schaffen. Wir richten uns irgendwo hübsch ein, besorgen uns jede Menge Mädchen und haben viel Spaß. Was halten Sie davon?«

»Einverstanden«, antwortete Parke. »Auf mich können Sie zählen.« Edsel klopfte ihm kräftig auf die Schulter, dann gingen sie gemeinsam zwischen den Waffenregalen hin und her.

»Wie diese Dinger funktionieren, ist ziemlich klar«, sagte Parke, als sie das Ende der Höhle erreicht hatten. »Es handelt sich durchweg um Abwandlungen der schon ausprobierten Waffen.«

Am Ende des Saals befand sich eine Tür mit einer Inschrift in martianischen Schriftzeichen.

»Was heißt das?« fragte Edsel.

»Hier steht etwas von ›letzten Waffen‹«, übersetzte Parke und kniff die Augen zusammen, um die feinen Schriftzeichen besser lesen zu können. »Außerdem eine Warnung, den Raum nicht zu betreten.« Er öffnete die Tür. Die beiden wollten schon eintreten, doch dann fuhren sie unwillkürlich zurück.

Der Saal, der vor ihnen lag, war mindestens dreimal so groß wie der vordere Raum. Soweit sie blicken konnten, standen in dem Saal, dichtgedrängt, Soldaten. Sie trugen prächtige Uniformen, waren bis an die Zähne bewaffnet, standen aber regungslos wie Statuen da.

Sie waren leblos.

Neben dem Eingang stand ein Tisch, auf dem drei Gegenstände lagen. Der erste war eine Kugel ungefähr von der Größe einer Männerfaust, mit einem eingeteilten Zifferblatt darauf. Der zweite sah aus wie ein glänzender Helm. Der dritte Gegenstand war ein kleines schwarzes Kästchen mit martianischen Schriftzeichen darauf.

»Ist das eine Grabkammer?« fragte Edsel flüsternd und betrachtete voll Ehrfurcht die kraftvollen, fremdartigen Gesichter der Soldaten. Parke stand hinter ihm und gab keine Antwort.

Edsel trat an den Tisch und griff nach der Kugel. Vorsichtig drehte er den Zeiger um einen Strich weiter.

»Was glauben. Sie wohl, wozu das gut ist?« fragte er Parke.
»Meinen Sie...«

Sie hielten alle beide den Atem an und zogen sich zurück. In die Reihen der Krieger war Bewegung gekommen. Die Männer schwankten ein wenig und nahmen dann stramme Haltung an. Aber es war nicht mehr die Starre des Todes. Die antiken Kämpfer lebten.

Einer von ihnen, der eine faszinierende Uniform in Purpur und Silber trug, trat vor und verneigte sich vor Edsel.

»Sir, Ihre Truppen stehen bereit.«

Edsel war so verblüfft, daß er kein Wort herausbrachte.

»Wie kommt es, daß ihr nach Tausenden von Jahren noch am Leben seid?« fragte Parke. »Seid ihr Marsbewohner?«

»Wir sind die Diener der Marsianer«, sagte der Soldat. Dabei fiel Parke auf, daß sich seine Lippen nicht bewegt hatten. Der Mann verständigte sich durch Telepathie. »Sir, wir sind künstliche Soldaten.«

»Wem gehorcht ihr?« fragte Parke.

»Dem Betätiger, Sir.« Der Roboter wandte sich unmittelbar an Edsel und richtete den Blick auf die Kugel in dessen Hand. »Wir benötigen weder Nahrung noch Schlaf, Sir. Unser einziger Wunsch ist es, Ihnen zu dienen und zu kämpfen.« Die in Reih und Glied aufmarschierten Soldaten nickten beifällig.

»Führen Sie uns in die Schlacht, Sir!«

»Das werde ich auch!« sagte Edsel, der endlich wieder zu sich kam. »Ihr werdet schon noch ein paar Schlachten erleben, darauf könnt ihr euch verlassen.«

Die Soldaten ließen ihn mit ernsten Gesichtern dreimal hochleben. Edsel grinste und wandte sich an Parke.

»Was haben diese übrigen Nummern hier wohl zu bedeuten?« fragte Edsel. Der Soldat schwieg. Mit dieser Frage war sein programmiertes Wissen anscheinend überfordert.

»Damit werden vielleicht weitere Roboter aktiviert«, sagte Parke. »Es gibt vermutlich noch weitere unterirdische Kammern.«

»Junge, Junge!« rief Edsel. »Und ob ich euch in den Kampf führen werde!«

Wieder riefen die Soldaten ernst und zackig dreimal »Hurra!«

»Legen Sie sich wieder schlafen, dann wollen wir ein paar Pläne schmieden«, sagte Parke. Benommen drehte Edsel den Schalter zurück. Sofort fielen die Soldaten in ihre frühere Starre zurück.

»Kommen Sie mit nach draußen.«

»In Ordnung.«

»Und bringen Sie das Zeug da mit.« Edsel nahm den schimmernden Helm und das schwarze Kästchen und folgte dann Parke nach draußen. Die Sonne war inzwischen fast gesunken, und schwarze Schatten zogen sich über die rote Landschaft. Es war bitter kalt, doch das spürte keiner der beiden Männer.

»Haben Sie gehört, was sie sagen, Parke? Haben Sie das gehört? Ich bin ihr Anführer! Mit solchen Männern...« Er warf den Kopf in den Nacken und stieß ein lautes, triumphierendes Lachen aus. Mit diesen Soldaten und diesen Waffen konnte ihn nichts mehr aufhalten. Er würde sich das schönste Land auf der ganzen Welt erobern, sich mit den schönsten Mädchen umgeben – was für Aussichten!

»Ich bin ein General!« rief Edsel und stülpte sich den Helm über den Kopf. »Wie sehe ich aus, Parke? Sehe ich nicht aus wie ein...« Er hielt inne. Eine flüsternde, raunende Stimme drang ihm ans Ohr. Was sagte die Stimme?

»Verdammter Idiot, mit seinem kindischen Traum von einem Königreich. Ein solche Macht ist etwas für ein Genie, für einen Mann, der die Geschichte neu schreiben kann. Für mich!«

»Wer redet da? Das sind Sie, Parke, nicht wahr?« Edsel wurde schlagartig klar, daß der Helm es ihm erlaubte, die Gedanken anderer zu hören. Ihm blieb keine Zeit zu überlegen, was für eine unschlagbare Waffe das für einen Herrscher sein würde.

Parke schoß ihm aus dem Revolver, den er die ganze Zeit über in der Hand gehalten hatte, glatt und sauber eine Kugel in den Rücken.

»Was für ein Idiot!« sagte Parke zu sich selbst, als er sich den Helm aufsetzte. »Ein Königreich! Er hält alle Macht der Welt in der Hand und träumt von einem kleinen Königreich!« Er sah zurück zu der Höhle.

»Mit diesen Truppen, dem Kraftfeld und den Waffen kann ich die ganze Welt erobern!« Er sagte das bestimmt und eiskalt und wußte, daß es stimmte. Er wollte schon in die Höhle zurückkehren und die Roboter zum Leben erwecken, doch zuerst nahm er das kleine Kästchen an sich, das Edsel in der Hand gehalten hatte.

In geschwungenen martianischen Schriftzeichen war darauf eingraviert: >Die Letzte Waffe.<

Was mag das wohl sein? überlegte Parke. Er hatte Edsel lange genug leben lassen, damit er all die anderen Waffen ausprobierete. Schließlich hatte es keinen Sinn, selbst das Risiko eines Fehlschusses einzugehen. Schade, daß Edsel nicht lange genug gelebt hatte, um auch noch diese Waffe hier zu erproben.

Eigentlich brauche ich sie gar nicht, sagte er sich. Ich hab' auch so schon genug. Aber damit wird vielleicht alles leichter und sicherer. Was es auch sein mag – es muß gut sein.

Na schön, sagte er sich, sehen wir einmal, was die Marsianer als ihre letzte Waffe betrachteten. Er öffnete das Kästchen.

Dampf drang hervor, schwebte sekundenlang ungewiß hin und her und begann dann, Gestalt anzunehmen. Er breitete sich aus, wuchs und bekam immer deutlichere Umrisse.

Nach wenigen Sekunden war der Vorgang beendet, und es schwebte über dem Kästchen. Im letzten schimmernd-weißen Tageslicht sah Parke, daß es nur ein gewaltiges Maul war, mit einem Paar starrer Augen darüber.

»Hoho!« rief das Maul. »Protoplasma!« Es schwebte auf Edsels Leiche zu. Parke hob den Revolver und zielte sorgfältig.

»Ruhendes Protoplasma«, sagte das Ding und stupste Edsels Leiche an. »Ich mag stilles Protoplasma.« Mit einem einzigen Schluck verschlang es Edsels Leiche.

Parke drückte ab. Die Waffe riß ein großes Loch in den Boden. Aus dem Loch schwebte grinsend das gigantische Maul auf.

»Es ist schon so lange her«, sagte es.

Parke hatte sich eisern in der Gewalt. Ich darf nicht in Panik geraten, sagte er sich. Gelassen schaltete er das Kraftfeld ein. Eine blauschimmernde Dunstglocke aus Energie umgab ihn.

Immer noch leise lachend, durchdrang das Ding den Energiewegmantel.

Parke hob die Waffe auf, die Edsel gegen Faxon gebraucht hatte. Sie war gut ausbalanciert und fügte sich angenehm in die Hand. Als das Ding auf ihn zukam, zog er sich an den Rand des Kraftfeldes zurück und schaltete den Strahl ein.

Das Ding kam immer näher.

»Stirb! So stirb doch!« brüllte Parke. Seine Nerven machten nicht mehr mit.

Aber das Ding kam mit breitem Grinsen auf ihn zu.

»Ich mag stilles Protoplasma!« sagte das gigantische Maul, als es sich um Parke schloß.

»Aber ich mag auch lebendes Protoplasma!«

Ein großer Schluck, dann schwebte das Ding aus dem Kraftfeld heraus und erinnerte sich gierig an die Millionen von Brocken aus Protoplasma, die es in der guten alten Zeit hier gegeben hatte.

Große Fische

Sie wohnten erst seit einer Woche in dem Vorort, und dies war die erste Einladung, die sie erhalten hatten. Sie kamen um Punkt halb neun. Die Familie Carmichael erwartete sie offenbar schon, denn auf der Veranda brannte das Licht, die Haustür stand ein Stückchen offen, und das Wohnzimmer war taghell erleuchtet.

»Wie sehe ich aus?« fragte Phyllis an der Tür. »Kein Saum schief? Frisur in Ordnung?«

»Du siehst prächtig aus«, versicherte ihr Mann. »Mach nur den guten Eindruck nicht dadurch zunichte, daß du auf den Busch klopfst.«

Sie schnitt ihm eine kleine Grimasse und drückte auf die Klingel. Im Haus ertönte ein melodischer Gong.

Mallen rückte sich den Schlips gerade und wartete. Er zupfte das weiße Tuch in der Brusttasche seines Anzugs um einen Millimeter weiter heraus.

»Die müssen in den Keller gegangen sein«, sagte er zu seiner Frau. »Soll ich noch einmal klingeln?«

»Nein, warte einen Augenblick.«

Sie warteten, dann klingelte er noch einmal. Wieder ertönte der Gong.

»Das ist aber sehr seltsam«, sagte Phyllis ein paar Minuten später. »Wir waren doch für heute abend eingeladen, nicht wahr?«

Ihr Mann nickte. Die Carmichaels hatten bei dem warmen Frühlingswetter die Fenster offengelassen. Durch die Jalousien konnte man sehen, daß der Tisch zum Bridgespielen hergerichtet war, die Stühle bereitstanden, Schalen mit Konfekt auf die Gäste warteten – alles war vorbereitet. Aber es kam niemand an die Tür.

»Vielleicht sind sie für einen Sprung weggegangen?« sagte Phyllis Mallen. Ihr Mann ging rasch die wenigen Schritte über den Rasen hinüber zur Einfahrt.

»Der Wagen steht in der Garage.« Er kam zurück und stieß die Haustür auf.

»Jimmy, nicht hineingehen.«

»Ich geh' auch nicht hinein.« Er steckte den Kopf durch die Tür. »Hallo, ist jemand zu Hause?«

Im Haus herrschte Schweigen.

»Hallo!« rief er noch einmal und lauschte aufmerksam. Aus dem Nachbarhaus drangen die üblichen Geräusche des Freitagabends: Leute unterhielten sich und lachten. Ein Wagen fuhr auf der Straße vorbei. Irgendwo in dem verlassenen Haus knackte eine Diele, dann herrschte wieder Stille.

»Sie werden doch nicht weggehen und ihr Haus offenstehen lassen«, sagte er zu Phyllis. »Vielleicht ist etwas passiert.« Er betrat das Haus. Sie folgte ihm, blieb aber unsicher im Wohnzimmer stehen, während er in die Küche ging. Sie hörte, wie er die Kellertür öffnete und noch einmal rief: »Hallo, ist jemand zu Hause?« Dann schloß er sie wieder. Er kam ins Wohnzimmer zurück, legte die Stirn in Falten und ging nach oben.

Nach kurzer Zeit kam Mallen mit ratlosem Gesicht zurück. »Keiner da.«

»Gehen wir«, sagte Phyllis. Das hellerleuchtete, leere Haus machte sie plötzlich nervös. Sie beratschlagten, ob sie eine Notiz hinterlassen sollten, fanden es jedoch nicht richtig und entfernten sich über den Fußweg am Haus.

»Sollten wir nicht wenigstens die Haustür schließen?« fragte Jim Mallen und blieb stehen.

»Welchen Zweck hat das? Die Fenster stehen ja alle offen.«

»Trotzdem...« Er kehrte um und schloß die Tür. Dann gingen sie langsam nach Hause und warfen immer wieder Blicke zurück auf das Haus der Carmichaels.

Mallen rechnete fast damit, daß ihnen die Carmichaels nachgelaufen kamen und sie erschrecken wollten.

Aber das Haus blieb still.

Sie wohnten gleich im nächsten Häuserblock, in einem Bungalow aus Klinkersteinen, der genauso aussah wie die zweihundert übrigen in der Vorortsiedlung. Mr. Carter saß am Kartentisch und bereitete künstliche Fliegen zum Forellenfangen vor. Er arbeitete langsam und geschickt, und seine gelenkigen Finger führten die farbigen Fäden mit liebevoller Sorgfalt. Er war so in seine Arbeit vertieft, daß er gar nicht hörte, wie die Mallens nach Hause kamen.

»Wir sind wieder zu Hause, Dad«, sagte Phyllis.

»Ach«, murmelte Mr. Carter. »Seht euch mal dieses Prachtstück an.« Er hielt die fertige Fliege hoch. Es war die täuschende Nachahmung einer Hornisse. Der Haken war zwischen überhängenden gelben und schwarzen Faden geschickt versteckt.

»Die Carmichaels waren ausgegangen – jedenfalls glauben wir das«, sagte Mallen und hängte sein Jackett auf.

»Ich will morgen früh den Old Creek ausprobieren«, sagte Mr. Carter. »Ich habe so eine Ahnung, daß die Forelle, die mir immer wieder entwischt, dort oben steht.«

Mallen grinste vor sich hin. Es war nicht einfach, sich mit Phyllis' Vater zu unterhalten. Fischen war fast sein einziges Gesprächsthema. Der alte Mann hatte sich an seinem siebzigsten Geburtstag nach einem außerordentlich erfolgreichen Leben als Geschäftsmann in den Ruhestand zurückgezogen und beschäftigte sich nur noch mit seinem Lieblingssport.

Inzwischen ging Mr. Carter auf die Achtzig zu, aber er sah noch großartig aus. Erstaunlich, dachte Mallen. Seine Haut war rosig,

die Augen klar und ruhig, das reinweiße Haar ordentlich zurückgekämmt. Er befand sich auch im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte – solange man mit ihm über das Fischen sprach.

»Essen wir eine Kleinigkeit«, sagte Phyllis. Voll Bedauern nahm sie den roten Hut ab, strich über den Schleier und legte ihn auf ein Tischchen. Mr. Carter wickelte noch einen Faden um seine Forellenfliege, betrachtete sie aus der Nähe, legte sie dann hin und folgte ihnen in die Küche.

Während Phyllis Kaffee kochte, berichtete Mallen dem alten Mann, was geschehen war. Mr. Carters Antwort war typisch.

»Geh lieber morgen fischen, dann vergißt du die ganze Sache. Fischen ist mehr als nur ein Sport, Jim. Fischen ist eine Lebensweisheit und eine Philosophie. Mir macht es Spaß, einen kleinen Teich ausfindig zu machen und ganz still am Ufer zu sitzen. Ich sag' mir dann, wenn es irgendwo Fische gibt, dann bestimmt auch dort.«

Phyllis lächelte, als sie sah, wie Jim unruhig auf seinem Stuhl hin und her rutschte. Wenn ihr Vater erst einmal angefangen hatte, fand er meist kein Ende. Und für ihn führte jedes Thema zum Gespräch über das Fischen.

»Stell dir mal einen jungen Geschäftsmann vor«, sagte Mr. Carter. »Etwa einen Mann wie dich, Jim – er rennt einen Flur entlang. Ganz alltäglich, wie? Aber am Ende des letzten langen Korridors fließt ein Forellenbach vorbei. Oder denk an einen Politiker. Du siehst sie sicher oft in Albany. Aktentasche unter dem Arm, voller Sorgen...«

»Es ist seltsam«, unterbrach ihn Phyllis mitten im Satz. Sie hielt eine ungeöffnete Milchflasche in der Hand.

»Sieh dir das mal an. Die Milch kommt aus der Molkerei Stannerton. Auf dem grünen Etikett der Flasche steht ›Molkerei Stanneron‹. Ohne ›t‹.«

»Und sieh mal hier.« Sie zeigte auf die Zeile darunter. Die lautete: ›kontrolliert vom Gesundheitsamtt neW yoRK‹. Es sah aus wie die ungeschickte Nachahmung des offiziellen Etiketts.

»Wo hast du die her?« fragte Mallen.

»Nun, ich nehme an, aus Mr. Elgers Laden. Kann das ein Werbegag sein?«

»Ich verachte die Leute, die mit einem Wurm fischen«, erklärte Mr. Carter ernsthaft. »Eine Fliege – eine Fliege ist ein Kunstwerk. Aber ein Mann, der mit einem Wurm fischt, beraubt auch Waisen und brennt Kirchen nieder.«

»Trink das nicht«, sagte Mallen. »Komm, wir sehen uns erst einmal die übrigen Lebensmittel an.«

Es waren noch drei weitere gefälschte Artikel darunter. Eine Tafel Schokolade, angeblich von der Marke ›Mellow-Bite‹, trug ein orangefarbenes Etikett statt des gewohnten knallroten. Ein Napf mit ›Amerikanischer Käse‹ war fast ein Drittel größer als die normalen Behälter dieser Marke, und auf einer Flasche stand ›SPRudl-Wassr‹.

»Das ist wirklich sehr seltsam«, sagte Mallen und rieb sich das Kinn.

»Die Kleinen werfe ich immer wieder 'rein«, sagte Mr. Carter. »Es ist unsportlich, sie zu behalten, das gehört einfach mit zu den Grundsätzen eines guten Fischers. Laß sie wachsen, laß sie reif werden, laß sie Erfahrung sammeln. Was ich haben will, sind die alten, raffinierten Biester, die unter Balken lauern und beim ersten Anblick eines Anglers davonhuschen. Diese Burschen wehren sich wenigstens anständig.«

»Ich werde das Zeug zu Elger zurückbringen«, sagte Mallen und steckte die Sachen in eine Papiertüte. »Solltest du etwas Ähnliches sehen, heb's auf.«

»Der Old Creek ist genau der richtige Ort«, sagte Mr. Carter. »Dort verstecken sie sich immer.«

Der Samstagmorgen war strahlend schon. Mr. Carter frühstückte sehr früh und brach zum Old Creek auf, leichtfüßig wie ein junger Mann, seinen alten, zerdrückten, mit künstlichen Fliegen

gespickten Hut flott aufs Ohr gesetzt. Jim Mallen trank seinen Kaffee aus und ging hinüber zum Haus der Carmichaels.

Der Wagen stand immer noch in der Garage. Die Fenster waren immer noch offen, der Bridgetisch stand da und alle Lichter brannten – es war alles genauso, wie sie es am Abend zuvor zurückgelassen hatten.

Das Haus erinnerte Mallen an eine Geschichte, die er einmal gelesen hatte; es ging um ein Schiff, das mit vollen Segeln dahinfuhr, auf dem alles in bester Ordnung war – nur daß sich keine Menschenseele an Bord befand.

»Ob wir wohl jemanden verständigen sollten?« fragte Phyllis, als ihr Mann nach Hause zurückkam. »Ich bin jetzt ganz sicher, daß da etwas nicht stimmt.«

»Klar. Aber wen?« Sie waren in dem Vorort noch fremd. Drei oder vier Familien kannten sie flüchtig vom Sehen, aber sie hatten nicht die geringste Ahnung, mit wem die Carmichaels bekannt waren.

Das Telefon klingelte und bereinigte dieses Problem.

»Wenn es jemand aus der Gegend hier ist, dann frag sie mal«, sagte Jim, als Phyllis zum Telefon ging.

»Hallo?«

»Hallo, ich glaube, Sie werden mich nicht kennen. Ich bin Marian Carpenter und wohne ein paar Häuser von Ihnen entfernt. Ich dachte nur... Ist mein Mann zufällig bei Ihnen drüben?« Über das Telefon klang die Stimme ein wenig verzerrt, aber Phyllis hörte doch die Sorge und die Angst heraus.

»Aber nein, heute morgen war noch niemand hier.«

»Ach so.« Die matte Stimme zögerte.

»Kann ich etwas für Sie tun?« fragte Phyllis.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Mrs. Carpenter. »George – das ist mein Mann – hat heute morgen mit mir gefrühstückt. Dann

ging er nach oben, sein Jackett holen, seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

»Oh.«

»Ich bin sicher, daß er nicht wieder heruntergekommen ist. Ich ging hinauf, um nachzusehen, was er dort machte – wir wollten nämlich wegfahren –, aber er war nicht da. Ich habe das ganze Haus abgesucht. Ich dachte, das sollte vielleicht ein Scherz sein, obgleich George in seinem ganzen Leben nie Witze gemacht hat. Also sah ich unter den Betten und auch in den Schränken nach. Dann war ich im Keller und fragte die nächsten Nachbarn, aber niemand hatte ihn gesehen. Ich dachte, vielleicht hätte er Sie besucht – er hatte etwas davon erwähnt...«

Phyllis berichtete ihr, was sie über das Verschwinden der Carmichaels wußte. Sie sprachen noch ein paar Worte miteinander, dann legten sie auf.

»Jim«, sagte Phyllis, »es gefällt mir nicht. Du solltest lieber der Polizei über die Carmichaels Bescheid geben.«

»Wir machen uns ziemlich lächerlich, wenn sich nachher herausstellt, daß sie nur Freunde in Albany besucht haben.«

»Das müssen wir riskieren.«

Jim suchte die Nummer heraus und wählte sie, aber der Anschluß war besetzt.

»Ich gehe mal selbst hin.«

»Und nimm dieses Zeug mit.« Sie reichte ihm die Papiertüte.

Captain Lessner vom Polizeirevier war ein geduldiger Mann mit derbgutmütigem Gesicht, der sich die ganze Nacht und den größten Teil des Vormittags einen endlosen Strom von Klagen und Beschwerden angehört hatte. Seine Streifenbeamten waren müde, seine Sergeanten waren müde, und er war der müdeste von allen. Trotzdem führte er Mr. Mallen in sein Büro und hörte sich seine Geschichte an.

»Schreiben Sie mir bitte auf, was Sie mir da erzählt haben«, sagte Lessner, als Mallen geendet hatte. »Gestern am späten Abend rief uns ein Nachbar wegen der Carmichaels an. Wir haben versucht, sie ausfindig zu machen. Wenn man Mrs. Carpenters Ehemann mitrechnet, sind das schon zehn in zwei Tagen.«

»Zehn?«

»Zehn Leute, die verschwunden sind.«

»Großer Gott«, sagte Mallen tonlos. Er nahm die Papiertüte in die andere Hand. »Und alle aus diesem Vorort?«

»Alle«, sagte Captain Lessner rauh. »Sie stammen alle aus der Siedlung Vainsville. Genauer gesagt, aus einem Umkreis, der nicht größer ist als vier Häuserblocks.« Er nannte Mallen die betroffenen Straßen.

»Ich wohne auch dort«, sagte Mallen.

»Ich auch.«

»Haben Sie eine Ahnung, wer dieser – dieser Kidnapper sein konnte?« fragte Mallen.

»Wir glauben nicht, daß es sich um einen Kidnapper handelt«, sagte Lessner und zündete sich an diesem Morgen schon die zwanzigste Zigarette an. »Es wird kein Lösegeld gefordert. Die Leute werden wahllos herausgegriffen. Viele der vermißten Personen wären für einen Kidnapper keinen Pfifferling wert. Und dann in diesen Mengen – nein, das scheidet aus.«

»Also ein Verrückter?«

»Klar, aber wie kommt der an ganze Familien? Oder an erwachsene Männer, groß und kräftig wie Sie? Und wo hat er sie, beziehungsweise ihre Leichen, versteckt?« Lessner drückte die Zigarette wütend aus. »Meine Leute haben jeden Zollbreit der ganzen Umgebung abgesucht. Jeder Polizeibeamte im Umkreis von zwanzig Meilen hält die Augen offen. Die Landpolizei kontrolliert alle Autos. Aber wir haben nicht das Geringste gefunden.«

»Ach, und hier ist noch etwas.« Mallen zeigte ihm die nachgeahmten Artikel.

»Auch hier habe ich keine Ahnung, was es soll«, gab Captain Lessner zu, »ich habe für dieses Zeug noch wenig Zeit gehabt. Es liefen noch weitere Anzeigen ein...« Das Telefon schlug an, aber Lessner ließ es klingeln.

»Es sieht fast nach Schwarzmarkt aus. Ich habe ein paar Sachen zur Untersuchung nach Albany geschickt. Ich versuche, den Verteilungsstellen auf die Spur zu kommen. Vielleicht sind die Sachen ausländischen Ursprungs. Übrigens will sich sogar FBI... Der Teufel soll das Telefon holen!«

Er riß den Hörer von der Gabel.

»Hier Lessner. Ja... ja. Bist du ganz sicher? Natürlich, Mary, ich komme sofort.« Er legte auf.

Aus seinem roten Gesicht war plötzlich jeder Blutstropfen gewichen.

»Das war meine Schwägerin«, verkündete er. »Meine Frau ist verschwunden!«

Mallen fuhr in halsbrecherischem Tempo nach Haus. Er trat auf die Bremsen, rannte mit dem Kopf gegen die Windschutzscheibe, sprang heraus und lief ins Haus.

»Phyllis!« schrie er. Wo war sie nur? O Gott, dachte er, wenn sie weg ist...

»Ist was passiert?« fragte Phyllis und kam aus der Küche.

»Ich dachte nur...« Er packte sie und drückte sie an sich, bis ihr die Luft ausging.

»Na, na«, sagte sie lächelnd. »Wir sind doch kein junges Brautpaar mehr. Jetzt sind wir schon eineinhalb Jahre verheiratet...«

Er berichtete, was er bei der Polizei erfahren hatte. Phyllis sah sich im Wohnzimmer um. Noch vor einer Woche war es ihr so warm und fröhlich vorgekommen. Jetzt ängstigte sie der

Schatten unter der Couch. Beim Anblick einer halboffenen Schranktür erschauerte sie. Sie wußte, daß es nie wieder so sein würde wie früher.

Es klopfte an der Tür.

»Geh nicht hin«, bat Phyllis.

»Wer ist da?« rief Mallen.

»Joe Dutton, ich wohne ein paar Häuser weiter. Sie haben's wahrscheinlich schon gehört?«

»Ja«, sagte Mallen und blieb neben der geschlossenen Tür stehen.

»Wir errichten Straßensperren«, sagte Dutton. »Wir werden jeden überprüfen, der herein oder hinaus will. Diese Geschichte muß aufhören, auch wenn es die Polizei nicht schafft. Machen Sie mit?«

»Und ob«, sagte Mallen und öffnete die Tür.

Der untersetzte, breitschultrige Mann draußen trug eine alte Uniformjacke. In den Fäusten hielt er einen dicken Holzprügel.

»Wir werden diese ganzen Häuserblocks wie mit einer Decke zudecken«, sagte Dutton. »Wenn noch jemand geschnappt wird, dann wird es unterirdisch geschehen müssen.«

Mallen gab seiner Frau einen Kuß und schloß sich Dutton an.

Am Nachmittag fand in der Aula der Schule eine Massenversammlung statt. Alle Leute aus den betroffenen Häuserblocks waren da, und noch viele andere Einwohner der Stadt hatten sich hereingedrängt.

Zunächst wurde festgestellt, daß trotz der Straßensperren aus der Siedlung Vainsville drei weitere Personen verschwunden waren.

Captain Lessner hielt eine Rede und erklärte ihnen, daß er Albany um Hilfe ersucht habe. Spezialisten seien schon

unterwegs, und auch das FBI werde sich einschalten. Er erklärte freimütig, daß er nicht wisse, worauf das Verschwinden dieser Leute zurückzuführen sei und warum sie verschwänden. Er sei nicht einmal dahintergekommen, warum alle Vermißten aus derselben Ecke der Siedlung Vainsville stammten.

Er hatte inzwischen aus Albany Bescheid über die gefälschten Nahrungsmittel erhalten, die über die ganze Siedlung verstreut entdeckt worden waren. Die Chemiker konnten bei der Untersuchung nicht die geringste Spur irgendwelcher Giftstoffe entdecken. Damit brach auch die Theorie zusammen, in die Nahrungsmittel seien Drogen gemischt worden, die die Menschen dazu veranlaßten, einfach von zu Hause wegzugehen und irgendwo unterzutauchen. Lessner warnte jedoch alle vor dem Genuß dieser Nahrungsmittel. Sicher könne man nicht sein.

Die Firmen, deren Etiketts nachgeahmt worden waren, hatten erklärt, mit der ganzen Sache nichts zu tun zu haben. Sie bereiteten Gerichtsverfahren gegen jedermann vor, der sich unrechtmäßig ihrer geschützten Warenzeichen bediente.

Der Bürgermeister gab ein paar gutgemeinte Allgemeinplätze von sich und riet ihnen, guten Mutes zu sein. Die städtischen Behörden würden die ganze Sache in die Hand nehmen.

Aber natürlich wohnte der Bürgermeister nicht in Vainsville.

Dann löste sich die Versammlung auf, und die Männer kehrten wieder an ihre Barrikaden zurück. Sie begannen bereits, Brennholz für die Nacht zu suchen, doch das erwies sich als unnötig. Aus Albany traf Hilfe ein: eine ganze vollausgerüstete Streitmacht. Die vier Häuserblocks wurden mit bewaffneten Posten umstellt. Tragbare Scheinwerfer wurden aufgestellt und über die Gegend ab zwanzig Uhr eine Ausgangssperre verhängt.

Mr. Carter bekam von der ganzen Aufregung nichts mit. Er war von früh bis spät beim Angeln gewesen. Beim Sonnenuntergang kehrte er zurück, mit leeren Händen, aber glücklich. Die Wachen ließen ihn durch. Er betrat das Haus.

»Ein herrlicher Tag zum Fischen heute«, erklärte er.

Die Mallens verbrachten eine schreckliche Nacht. In voller Kleidung nickten sie hin und wieder ein bißchen ein, aber immer wieder kreisten die Suchscheinwerfer über die Fenster ihres Hauses, und die Mallens hörten die Schritte der bewaffneten Posten.

Um acht Uhr am Sonntag morgen wurden zwei weitere Personen vermißt. Sie waren aus einem Bereich von vier Häuserblocks verschwunden, die strenger bewacht wurden als ein Konzentrationslager.

Um zehn Uhr setzte sich Mr. Carter über den Widerspruch der Mallens hinweg, schulterte sein Angelgerät und ging. Seit dem 30. April hatte er nicht einen einzigen Tag verpaßt, und er beabsichtigte auch nicht, einen einzigen Tag auszulassen, solange die Angelsaison andauerte.

Am Sonntag mittag war eine weitere Person verschwunden. Damit stieg die Gesamtzahl auf sechzehn.

Sonntag, dreizehn Uhr: Alle vermißten Kinder wurden wieder aufgefunden!

Ein Streifenwagen entdeckte sie auf einer Nebenstraße am Rand der Stadt; alle acht, auch der Junge der Carmichaels, marschierten ein wenig benommen nach Hause. Sie wurden eilig in ein Krankenhaus gebracht.

Von den vermißten Erwachsenen wurde jedoch nicht die geringste Spur entdeckt.

Durch Mundpropaganda verbreitete sich die Nachricht rascher, als Zeitungen oder Rundfunk es vermocht hätten. Die Kinder waren völlig unverletzt. Bei der Untersuchung durch Psychiater stellte sich heraus, daß sie sich nicht erinnern konnten, wo sie gewesen waren oder wie sie dorthin gelangt waren. Das einzige, was die Psychiater aus den Berichten mühsam rekonstruieren konnten, war ein Gefühl des Fliegens, begleitet von Übelkeit. Die Kinder wurden aus Gründen der Sicherheit unter strenger Bewachung im Krankenhaus gehalten.

Doch an diesem Nachmittag verschwand ein weiteres Kind aus Vainsville.

Kurz vor Sonnenuntergang kam Mr. Carter nach Hause. In seinem Matchsack brachte er zwei große Regenbogenforellen mit. Er begrüßte die Mallens vergnügt und ging in die Garage, um die Fische zu schuppen.

Jim Mallen trat auf den Hinterhof hinaus und folgte ihm stirnrunzelnd in die Garage. Er wollte den alten Mann etwas fragen, worüber dieser vor zwei Tagen gesprochen hatte. Er konnte sich nicht mehr genau erinnern, was es war, aber es erschien ihm wichtig.

Sein nächster Nachbar, dessen Name ihm nicht einfiel, grüßte ihn.

»Was?« fragte Mallen.

»Mallen«, rief er. »Ich glaube, ich weiß es jetzt.«

»Haben Sie sich mal über die Theorien Gedanken gemacht?« fragte der Nachbar.

»Natürlich.« Der Nachbar war ein hagerer Bursche in Hemdsärmeln und Weste. Sein kahler Schädel glänzte rötlich beim Sonnenuntergang.

»Dann hören Sie zu: Es kann gar kein Kidnapper sein. Es steckt weder Sinn noch Methode dahinter, stimmt's?«

»Ja, ich denke schon.«

»Ein Verrückter scheidet ebenfalls aus. Wie sollte der an fünfzehn oder sechzehn Menschen herankommen? Selbst eine Bande von Verrückten würde das nicht schaffen, jedenfalls nicht bei dem Aufgebot von Polizei hier in der Gegend. Stimmt's?«

»Fahren Sie fort.« Aus den Augenwinkeln sah Mallen die dicke Frau des Nachbarn die Stufen herunterkommen. Sie trat zu ihnen und hörte zu.

»Dasselbe gilt auch für eine Verbrecherbande. Oder sogar für Marsbewohner. Es ist undurchführbar, und selbst wenn sie es schafften, wäre es sinnlos. Wir müssen also nach etwas Unlogischem suchen – und dabei bleibt nur eine einzige mögliche Antwort.«

Mallen wartete und sah dabei die Frau an. Sie ließ keinen Blick von ihm und hatte die Arme vor der Brust verschränkt. Er hatte sogar das Gefühl, als funkelte sie ihn böse an. Was habe ich denn nur getan? dachte Mallen. Was kann sie gegen mich haben?

»Die einzige mögliche Antwort«, sagte sein Nachbar langsam, »besteht darin, daß es hier irgendwo ein Loch gibt. Ein Loch im Raum-Zeit-Kontinuum.«

»Was?« platzte Mallen heraus. »Das verstehe ich nicht ganz.«

»Ein Loch in der Zeit«, erklärte ihm sein kahlköpfiger Nachbar. »Oder ein Loch im Raum oder in beidem. Fragen Sie mich nicht, wie es entstanden ist, es ist einfach da. Nun geschieht folgendes: Jemand tritt in das Loch, und, bums, ist er irgendwo anders. Oder in einer anderen Zeit. Oder beides. Das Loch kann man natürlich nicht sehen – es ist in der vierten Dimension – , aber es ist vorhanden. Nach meiner Meinung sollte man genau nachprüfen, wo diese Leute gewesen sind. Man würde feststellen, daß jeder einzelne von ihnen eine bestimmte Stelle überquert hat und dabei verschwand.«

»Hm«, Mallen überlegte. »Das klingt interessant – aber wir wissen doch, daß eine Menge Leute direkt aus ihren eigenen Wohnungen verschwunden sind.«

»Ja«, bestätigte der Nachbar. »Lassen Sie mich überlegen... Ich weiß es! Das Loch im Raum-Zeit-Kontinuum ist nicht stationär, es driftet und bewegt sich. Zuerst ist es in Carpenters Wohnung, dann schwebt es ziellos weiter...«

»Und warum verläßt es den Umkreis dieser vier Häuserblocks nicht?« fragte Mallen. Er überlegte, warum ihn die dicke Frau immer noch mit böse zusammengepreßten Lippen anstarrte.

»Nun«, antwortete der Nachbar, »es scheint dafür eine gewisse Begrenzung zu geben.«

»Und warum wurden die Kinder zurückgegeben?«

»Ach, zum Teufel, Mullen, Sie können doch nicht von mir verlangen, daß ich die Sache bis in die letzte Kleinigkeit austüftele. Es ist jedenfalls eine gute Ausgangstheorie. Wir brauchen noch mehr Fakten, bevor wir die Sache ausarbeiten können.«

»Hallo«, rief Mr. Carter und trat aus der Garage. Er hielt zwei wunderschöne Forellen hoch, sauber geschuppt und gereinigt.

»Die Forelle ist ein sportlicher Kämpfer und schmeckt außerdem noch prächtig. Ein ausgezeichnete Sport und eine ausgezeichnete Mahlzeit!«

Er schlenderte gemächlich zum Haus hinüber.

»Ich habe eine bessere Theorie«, sagte die Frau des Nachbarn, entfaltete ihre Arme und stützte die Hände auf die ausladenden Hüften.

Beide Männer wandten sich ihr zu.

»Wer ist der einzige weit und breit, der sich um das, was hier vorgeht, nicht die geringsten Sorgen macht? Wer läuft dauernd mit einem Sack herum, von dem er behauptet, er hätte Fische drin? Wer behauptet, er verbringe seine ganze Zeit mit Angeln?«

»Aber nein«, sagte Mullen, »doch nicht Opa Carter. Er hat eine eigene Philosophie über das Fischen...«

»Seine Philosophie ist mir gleichgültig«, schrie die Frau. »Er hält euch zum Narren, aber mich nicht. Ich weiß nur, daß er der einzige Mann weit und breit ist, der sich nicht die geringsten Sorgen macht und jeden Tag frei herumläuft. Es wäre wahrscheinlich noch zu gnädig, wenn man ihn lynchen würde!« Damit drehte sie sich um und watschelte ins Haus zurück.

»Hören Sie, Mallen«, sagte der kahle Nachbar. »Tut mir leid, Sie wissen doch, wie die Frauen sind. Sie ist aufgeregt, selbst wenn Danny jetzt sicher im Krankenhaus liegt.«

»Schon gut«, sagte Mallen.

»Sie versteht die Sache mit dem Raum-Zeit-Kontinuum nicht«, fuhr der Mann ernsthaft fort. »Aber ich werde es ihr heute abend erklären. Morgen früh wird sie sich entschuldigen. Sie werden schon sehen.«

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und kehrten in ihre Häuser zurück.

Rasch brach die Dunkelheit herein, und Suchscheinwerfer streiften über die Häuser. Lichtstrahlen stachen wie Messer die Straßen entlang, in die Hinterhöfe, wurden von geschlossenen Fenstern reflektiert. Die Einwohner von Vainsville bereiteten sich darauf vor, daß wieder jemand verschwinden würde.

Jim Mallen wünschte sich nur, das Ding oder die Person, die dafür verantwortlich war, zwischen die Finger zu bekommen. Nur für eine einzige Sekunde – mehr würde er nicht brauchen. Aber herumsitzen und warten... Er kam sich so hilflos vor. Die Lippen seiner Frau waren blaß und aufgesprungen, und ihre Augen sahen müde aus.

Aber Mr. Carter war vergnügt wie immer. Er briet die Forellen auf dem Gasherd und servierte sie ihnen dann.

»Ich habe heute einen herrlich stillen Tümpel entdeckt«, erklärte Mr. Carter. »Er liegt in der Nähe der Mündung des Old Creek, ein Stück einen kleinen Zufluß hinauf. Ich habe dort den ganzen Tag gefischt, am grasigen Ufer gelehnt und in die Wolken gesehen. Phantastisch, diese Wolken! Ich gehe morgen wieder hin und werde noch einmal einen Tag dort fischen. Dann suche ich mir eine andere Stelle. Ein kluger Angler fischt einen Bach nie ganz leer. Mäßigung ist die Devise aller Fischer. Ein bißchen Nehmen, ein bißchen Dalassen. Ich habe oft gedacht...«

»Dad, bitte!« schrie Phyllis und brach in Tränen aus.

Mr. Carter schüttelte betrübt den Kopf, lächelte verständnisvoll und aß seine Forelle auf. Dann ging er ins Wohnzimmer und begann, an einer neuen Fliege zu arbeiten.

Erschöpft gingen die Mallens zu Bett.

Mallen wachte plötzlich auf und saß kerzengerade im Bett. Er wandte den Kopf zur Seite und sah seine Frau schlafend neben sich liegen. Das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr zeigte 4.58 Uhr an. Schon fast Morgen, dachte er.

Er stand auf, zog einen Bademantel über und ging leise die Treppe hinunter. Die Scheinwerfer waren auf das Wohnzimmerfenster gerichtet, und draußen sah er einen Posten stehen.

Ein beruhigender Anblick, dachte er und ging in die Küche. So leise wie möglich richtete er sich ein Glas Milch her. Auf dem Kühlschrank stand frischer Kuchen, von dem er sich eine Scheibe abschnitt.

Kidnapper! dachte er. Verrückte! Marsmenschen! Löcher im Raum! Oder ein bißchen von allem! Nein, das stimmte nicht.

Wenn er sich nur daran erinnern könnte, was er eigentlich Mr. Carter fragen wollte. Es war sehr wichtig.

Er spülte das Glas aus, stellte den Kuchen wieder auf den Kühlschrank und ging ins Wohnzimmer. Plötzlich wurde er mit einem Ruck zur Seite geschleudert.

Etwas hatte ihn gepackt! Er wedelte mit beiden Armen, aber er griff nur ins Leere. Etwas hielt ihn wie mit einer eisernen Faust fest und hob ihm die Beine weg. Er warf sich zur Seite und stemmte die Füße ein. Aber die Füße hoben sich vom Boden ab, und er hing für einen Augenblick strampelnd und zappelnd in der Luft. Die Faust, die seine Rippen umklammert hielt, war so hart, daß er keine Luft bekam und keinen Laut von sich geben konnte. Unerbittlich wurde er hochgehoben.

Ein Loch im Raum, dachte er und versuchte zu schreien. Seine wildrudernden Arme schlugen gegen die Sofakante, und er

klammerte sich daran fest. Das Sofa wurde mit ihm hochgehoben. Er gab sich einen Ruck, der Griff ließ für eine Sekunde nach, und er *fiel* zu Boden.

Er robbte über den Fußboden auf die Tür zu. Wieder packte ihn die eiserne Faust, aber er befand sich jetzt in der Nähe eines Heizkörpers. Mit beiden Händen hielt er sich daran fest und widerstand mit aller Kraft dem Zug, der auf ihn ausgeübt wurde. Noch einmal gab er sich einen Ruck und brachte es fertig, erst das eine Bein und dann auch das andere um den Heizkörper zu schlingen.

Der Heizkörper knackte, als sich der Zug verstärkte. Mallen glaubte schon, die unsichtbare Kraft würde ihm das Kreuz brechen, aber er ließ nicht locker, wenn auch alle seine Muskeln bis zum Zerreißen gespannt waren. Plötzlich ließ die eiserne Faust ganz los.

Er brach auf dem Boden zusammen.

Als er wieder zu sich kam, war es heller Tag. Phyllis spritzte ihm kaltes Wasser ins Gesicht. Sie biß sich auf die Unterlippe. Er blinzelte und wußte im ersten Augenblick nicht, wo er sich befand.

»Bin ich noch hier?« fragte er.

»Alles in Ordnung?« fragte Phyllis zurück. »Was ist denn geschehen? Ach, Liebling, gehen wir doch weg von hier.«

»Wo ist dein Vater?« fragte Mallen benommen und raffte sich auf.

»Zum Angeln. Bitte, bleib sitzen. Ich werde einen Arzt rufen.«

»Nein, warte.« Mallen ging in die Küche. Auf dem Kühlschrank stand noch der Karton mit dem Kuchen. Die Aufschrift hieß: »Johnsons Conditorei, Vainsville, New YorK«. Ein großes »K« in New York«. Eigentlich nur ein ganz kleiner Fehler.

Und Mr. Carter? War hier die Antwort zu suchen? Mallen rannte nach oben und zog sich an. Er knüllte den Karton zusammen und steckte ihn in die Tasche. Dann lief er zur Tür hinaus.

»Berühr hier nichts, bis ich zurück bin«, rief er Phyllis zu. Sie sah, wie er in den Wagen stieg und die Straße entlangraste. Den Tränen nahe ging sie in die Küche zurück.

Nach fünfzehn Minuten war Mallen oben am Old Creek. Er parkte den Wagen und ging den Bach hinauf.

»Mr. Carter«, rief er. »Mr. Carter.«

Eine halbe Stunde lang lief er schreiend an dem Bach entlang und geriet dabei tiefer und tiefer in den Wald hinein. Die Zweige hingen jetzt über den Bachlauf, und er mußte durch das Wasser waten, um rascher voranzukommen. Er beeilte sich, sosehr er konnte, planschte, spritzte, rutschte auf Steinen aus und versuchte trotzdem zu laufen.

»Mr. Carter!«

»Hallo«, hörte er die Stimme des alten Mannes rufen.

Er ging dem Ton nach und watete einen Seitenarm des Baches hinauf. Dort saß Mr. Carter am steilen Ufer eines kleinen Tümpels, die lange Bambusrute in der Hand. Mallen krabbelte zu ihm hinauf.

»Langsam, langsam, mein Sohn«, sagte Mr. Carter. »Bin froh, daß du dich nach meinem Rat gerichtet hast, was das Fischen betrifft.«

»Nein«, keuchte Mallen. »Ich möchte, daß du mir etwas erklärst, Dad.«

»Gern«, sagte der Alte. »Was möchtest du wissen?«

»Ein Fischer wird doch einen Tümpel nie ganz leer fischen?«

»Nein, aber manche tun das.«

»Und der Köder. Benutzt jeder gute Fischer künstliche Köder?«

»Ich bin auf meine Fliegen sehr stolz«, sagte Mr. Carter. »Ich bemühe mich, sie so naturgetreu wie möglich zu machen. Hier hast du zum Beispiel eine hübsche Nachahmung einer Hornisse.« Er nahm einen gelben Haken von seinem Hut. »Und da ist ein hübscher Moskito.«

Plötzlich straffte sich die Angelleine. Sicher und ruhig holte der alte Mann sie ein. Er fing die nach Luft schnappende Forelle mit der Hand und zeigte sie Mallen.

»Ist nur ein kleiner Bursche – werde ihn nicht behalten.« Er löste behutsam den Haken aus den flatternden Kiemen und warf den Fisch ins Wasser zurück.

»Wenn du ihn zurückwirfst – glaubst du, er weiß dann Bescheid? Sagt er es den anderen?«

»Aber nein«, antwortete Mr. Carter. »Aus Erfahrung lernt er überhaupt nichts. Ich hab's schon gehabt, daß derselbe Jungfisch zwei- oder dreimal angebissen hat. Sie müssen schon etwas größer werden, bevor sie Erfahrung sammeln.«

»Das habe ich mir gedacht.« Mallen sah den Alten an. Mr. Carter hatte die Welt ringsum vergessen, und auch das Entsetzen, das über Vainsville hereingebrochen war, kümmerte ihn nicht.

Angler leben in einer eigenen Welt, dachte Mallen.

»Aber du hättest vor einer Stunde hier sein sollen«, sagte Mr. Carter. »Da hatte ich einen Prachtkerl am Haken. Einen großartigen Burschen, mindestens zwei Pfund schwer. Ein echter Gegner für einen alten Angler wie mich. Und der kam davon. Aber es werden schon noch andere anbeißen. He, wo willst du hin?«

»Zurück«, rief Mallen und planschte durchs Wasser. Er wußte nun, was er bei Mr. Carter gesucht hatte. Eine Parallele, und nun war alles klar.

Der harmlose Mr. Carter brachte seine Forellen ein, genau wie der andere größere Angler seine...

»Ich will zurück und die anderen Fische warnen«, rief Mallen über die Schulter und stolperte durch das Bachbett. Hoffentlich hat Phyllis nichts von den Nahrungsmitteln angerührt! Er zog den Kuchenkarton aus der Tasche und warf ihn so weit von sich, wie er nur konnte. »Der verdammte Köder!«

Unterdessen warfen die beiden Angler, jeder in seinem eigenen Bereich, lächelnd wieder ihre Leinen aus.

Traumwelt

Unendlich viele Welten existieren im Unendlichen eines jeden Zyklus – aetii de placitis reliquae.

Lanigan hatte wieder denselben Traum und brachte es fertig, sich selbst mit einem heiseren Schrei zu wecken. Er saß aufrecht im Bett und sah sich mit weit aufgerissenen Augen in der violetten Dunkelheit um. Seine Zähne waren aufeinandergebissen und seine Lippen zu einer krampfhaft lächelnden Grimasse zurückgezogen. Er spürte, wie sich neben ihm Estelle, seine Frau, bewegte und aufsetzte.

Lanigan sah sie nicht an. Er war noch in seinem Traum befangen und wartete auf handfeste Beweise der Welt.

Ein Stuhl trieb langsam an seinem Blickfeld vorüber und prallte mit dumpfem Schlag gegen die Wand. Lanigans Gesicht entkrampfte sich ein wenig. Dann spürte er Estelles Hand auf seinem Arm – die Berührung sollte beruhigend wirken, aber sie brannte auf seiner Haut wie Feuer.

»Hier«, sagte sie, »trink das.«

»Nein«, antwortete Lanigan. »Ist schon alles wieder in Ordnung.«

»Trink es trotzdem.«

»Nein, wirklich nicht, es ist alles in Ordnung.«

Denn inzwischen war er den Fängen des Alptraums völlig entronnen. Er war wieder ganz er selbst, und auch die Welt war genauso wie immer. Für Lanigan war das sehr wertvoll. Er wollte diese Eindrücke jetzt nicht fahrenlassen, nicht einmal für die herrliche Befreiung eines Beruhigungsmittels.

»War es derselbe Traum?« fragte Estelle.

»Ja, genau derselbe... Ich möchte nicht darüber reden.«

»Schon gut«, sagte Estelle.

Sie will mich besänftigen, dachte Lanigan. Ich mache ihr Angst. Ich mache mir selbst auch Angst.

Sie fragte: »Liebling, wie spät ist es?«

Lanigan sah auf die Uhr. »Viertel nach sechs.« Aber er hatte kaum ausgesprochen, da machte der Stundenzeiger einen ruckartigen Sprung nach vorn. »Nein, es ist fünf Minuten vor sieben.«

»Kannst du nicht wieder einschlafen?«

»Ich glaube nicht«, sagte Lanigan. »Ich werde lieber aufbleiben.«

»Fein, mein Schatz«, sagte Estelle. Sie gähnte, schloß die Augen, schlug sie wieder auf und fragte: »Liebling, meinst du nicht, daß es besser wäre, wenn du...«

»Ich bin mit ihm für 12.10 Uhr verabredet«, unterbrach sie Lanigan.

»Das ist fein«, sagte Estelle. Sie schloß wieder die Augen. Während Lanigan sie beobachtete, überkam sie der Schlaf. Ihr kastanienbraunes Haar bekam einen mattblauen Schimmer, und sie stieß einen tiefen Seufzer aus.

Lanigan stieg aus dem Bett und zog sich an. Er war ein kräftiger Mann, den man nicht so leicht mit einem anderen verwechseln konnte. Seine Gesichtszüge waren stark ausgeprägt. Er hatte einen Hautausschlag am Hals. Ansonsten war nichts Außergewöhnliches an ihm, nur hatte er immer wieder denselben Traum, der ihn allmählich in den Wahnsinn trieb.

Die nächsten Stunden verbrachte er auf der Veranda vor seinem Haus, er beobachtete, wie die Sterne im bleichwerdenden Morgenhimmel explodierten. Später machte er einen Spaziergang. Der Zufall führte ihm nicht weit von seinem Haus entfernt George Torstein über den Weg. Vor einigen Monaten hatte er Torstein in einem unbedachten Augenblick von seinem Traum erzählt. Torstein hatte eine unverblümete, offenherzige Art. Er glaubte an Selbsthilfe, Disziplin, praktische Geschicklich-

keit, gesunden Menschenverstand und andere, noch langweiligere Tugenden. Seine fast brutale Sachlichkeit hatte auf Lanigan im ersten Augenblick erleichternd gewirkt. Aber nun konnte er ihn nicht mehr riechen. Männer wie Torstein waren zweifellos das Salz der Erde und das Rückgrat des Landes, aber für Lanigan, der vergebens gegen etwas Ungreifbares ankämpfte, war Torstein nicht mehr nur lästig, sondern ein Angsttraum.

»Na, Tom, wie geht's uns denn?« begrüßte ihn Torstein.

»Fein«, sagte Lanigan. »Wirklich sehr gut.« Er nickte freundlich und ging unter einem schmelzend grünen Himmel weiter. Aber Torstein entkam er nicht so leicht.

»Hören Sie, Tom, ich habe über Ihr Problem nachgedacht«, sagte Torstein. »Sie machen mir wirklich Sorgen.«

»Nun, das ist sehr nett von Ihnen«, sagte Lanigan, »aber Sie sollten sich wirklich nicht weiter darum kümmern...«

»Ich möchte es aber«, widersprach Torstein und sagte damit die schlichte, wenn auch beklagenswerte Wahrheit. »Ich interessiere mich eben für Menschen, Tom. Ich habe mich seit meiner Kindheit immer für Menschen interessiert. Und wir beide sind doch schon so lange Zeit Freunde und Nachbarn.«

»Ja, das stimmt«, sagte Lanigan dumpf. – Das Schlimmste für einen Menschen, der Hilfe braucht, ist, daß er sie annehmen muß.

»Nun, Tom, ich glaube, was Ihnen am meisten helfen würde, das wäre ein kleiner Urlaub.«

Torstein hatte für jedes Übel ein einfaches Rezept. Da er ohne amtliche Genehmigung den Seelenarzt spielte, verschrieb er immer nur Mittel, die man frei kaufen konnte.

»Ich kann mir diesen Monat wirklich keinen Urlaub leisten«, sagte Lanigan. – Der Himmel war jetzt ockerbraun und rosa. Drei Pinien waren verwittert, eine Eiche hatte sich in einen Kaktus verwandelt.

Torstein lachte laut und herzlich. »Junge, Sie können es sich nicht leisten, jetzt keinen Urlaub zu nehmen! Ist Ihnen dieser Gedanke noch nicht gekommen?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Na, dann überlegen Sie sich das mal. Sie sind müde, abgespant und richtig überdreht. Sie haben zu schwer gearbeitet.«

»Ich feiere schon die ganze Woche krank«, sagte Lanigan. Er sah auf die Uhr. Das goldene Gehäuse hatte sich in Blei verwandelt, aber die Zeitangabe schien noch zu stimmen. Seit dem Beginn dieser Unterhaltung waren fast zwei Stunden vergangen.

»Nein, so geht das nicht«, sagte Torstein. »Sie sind hier in der Stadt geblieben, zu dicht bei Ihrem Arbeitsplatz. Sie müssen mehr mit der Natur in Berührung kommen. Tom, wann waren Sie das letzte Mal beim Camping?«

»Camping? Ich glaube nicht, daß ich jemals in einem Zelt übernachtet habe.«

»Da haben Sie es. Junge, Junge, Sie müssen zusehen, daß Sie mit den wirklich echten Dingen wieder mehr in Berührung kommen. Keine Straßen, keine Häuser, sondern Berge und Flüsse.«

Lanigan sah wieder auf die Uhr und stellte erleichtert fest, daß sie sich in Gold zurückverwandelte. Er war sehr froh. Für das Uhrgehäuse hatte er sechzig Dollar bezahlt.

»Bäume und Flüsse«, schwärmte ihm Torstein vor. »Das Gefühl von frischem Gras, das unter den Füßen wächst, der Anblick hoher schwarzer Berge, und vor einem goldenem Himmel...«

Lanigan schüttelte den Kopf. »Ich habe schon auf dem Land Ferien gemacht, George, es hilft mir nichts.«

Torstein ließ nicht locker. »Sie müssen einmal von allem Künstlichen weg.«

»Es kommt mir alles gleich künstlich vor«, sagte Lanigan.
»Bäume oder Häuser – wo ist da schon der Unterschied?«

»Häuser sind von Menschen gemacht«, erklärte Torstein. »Aber die Bäume macht Gott.«

Lanigan hegte hinsichtlich beider Behauptungen gewisse Zweifel, aber die wollte er Torstein nicht auf die Nase binden.
»Vielleicht haben Sie da nicht so unrecht, ich will mal darüber nachdenken.«

»Tun Sie das«, sagte Torstein. »Ich kenne da zufällig das genau richtige Fleckchen für Sie. Es liegt in Maine, Tom, gleich in der Nähe von diesem kleinen See...«

Torstein verstand sich meisterhaft auf nicht endenwollende Beschreibungen. Zum Glück für Lanigan wurde er abgelenkt. Auf der anderen Straßenseite ging ein Haus in Flammen auf.

»He, wem gehört denn das Haus?« fragte Lanigan.

»Makelby«, antwortete Torstein. »Bei ihm brennt's in diesem Monat schon zum zweitenmal.«

»Vielleicht sollten wir Feuersalarm geben.«

»Sie haben recht. Ich werde es gleich selbst tun«, sagte Torstein. »Und vergessen Sie nicht, was ich Ihnen über dieses Fleckchen in Maine gesagt habe, Tom.«

Torstein wandte sich zum Gehen, und in diesem Augenblick geschah etwas Urkomisches. Während er über den Zement dahinschritt, verflüssigte sich dieser unter seinem linken Fuß. Torstein war nicht darauf gefaßt und sank bis zum Knöchel ein. Der eigene Schwung ließ ihn nach vorn auf die Straße stürzen.

Tom wollte ihm helfen, ehe der Zement wieder hart wurde.

»Haben Sie sich verletzt?« fragte er.

»Hab' mir den verdammten Knöchel verrenkt«, murmelte Torstein. »Ist schon wieder gut. Ich kann noch laufen.«

Er humpelte davon, um Feuersalarm zu geben. Lanigan blieb stehen und sah sich den Brand an.

Das Feuer war nach seiner Meinung durch plötzliche Verbrennung entstanden. Wenige Minuten später verlöschte es, wie er erwartet hatte, genauso plötzlich wieder.

Man soll nie schadenfroh sein, sagte sich Lanigan. Aber wenn er an Torsteins verrenkten Knöchel dachte, mußte er unwillkürlich lachen. Nicht einmal das plötzliche Auftauchen mächtiger Wasserfluten aus der Mainstreet konnte seine vergnügte Stimmung beeinträchtigen.

Dann fiel ihm sein Traum wieder ein, und die Panik setzte erneut ein. Er suchte mit raschen Schritten seinen Arzt auf.

Dr. Sampsons Behandlungsraum war in dieser Woche klein und düster. Das alte graue Sofa war verschwunden. Seine Stelle nahmen zwei Louis-XV.-Stühle und eine Hängematte ein. Der abgetretene Teppich hatte sich von selbst umgewebt, und die braunrote Decke wies ein Brandloch von einer Zigarette auf. Aber das Porträt Andrettis hing an seinem gewohnten Platz an der Wand, und der große, unregelmäßig geformte Aschenbecher war peinlich sauber.

Die Tür zum Privatbüro ging auf, und Dr. Sampson steckte den Kopf heraus. »Hallo«, sagte er. »Bin gleich bei Ihnen.« Dann verschwand sein Kopf wieder.

Sampson hielt Wort. Nach Lanigans Uhr war er mit der Arbeit, die er gerade tat, nach genau drei Sekunden fertig. Eine Sekunde später lag Lanigan ausgestreckt auf der Ledercouch und hatte eine frische Papierserviette unter dem Kopf liegen.

Dr. Sampson sagte: »Na, Tom, wie war's denn so in letzter Zeit?«

»Immer dasselbe«, sagte Lanigan. »Nur schlimmer.«

»Der Traum?«

Lanigan nickte.

»Gehen wir ihn noch einmal durch.«

»Das möchte ich lieber nicht«, sagte Lanigan.

»Angst?«

»Mehr denn je.«

»Selbst jetzt?«

»Ja, ganz besonders jetzt.«

Es folgten einige Sekunden therapeutischen Schweigens.

Danach sagte Dr. Sampson: »Sie haben doch schon früher über Ihre Angst und diesen Traum gesprochen. Sie haben mir nur noch nie erzählt, warum Sie sich so sehr davor fürchten.«

»Nun – das klingt so albern.«

Sampsons Gesicht wirkte ernst, ruhig und gelassen. Es war das Gesicht eines Mannes, der nichts albern fand, der von seiner ganzen Veranlagung her überhaupt nicht fähig war, etwas albern zu finden. Vielleicht war das nur eine Pose, aber Lanigan beruhigte diese Haltung jedenfalls.

»Na schön, ich werd's Ihnen sagen«, antwortete Lanigan unvermittelt. Dann hielt er inne.

»Fahren Sie fort«, ermunterte ihn Dr. Sampson.

»Nun, es liegt daran, daß ich glaube, daß irgendwie, irgendwo – ich verstehe nicht ganz...«

»Ja, fahren Sie nur fort«, sagte Sampson.

»Nun, ich fürchte, daß meine Traumwelt irgendwie wirklich wird.« Er hielt wieder inne. Dann brach es aus ihm heraus: »Und daß ich eines Tages aufwache und mich in jener anderen Welt wiederfinde. Und daß die Welt dann die echte Welt geworden ist und diese Welt hier dann später der Traum sein wird.«

Er wandte den Kopf zur Seite, weil er sehen wollte, welchen Eindruck diese verrückte Eröffnung auf Sampson gemacht hatte. Falls der Arzt wirklich verwirrt war, ließ er es sich zumindest nicht anmerken. Er zündete sich in aller Ruhe mit der glimmen-

den Spitze seines linken Zeigefingers seine Pfeife an. Dann blies er den Zeigefinger aus und sagte: »Ja, bitte, fahren Sie fort.«

»Fortfahren? Aber das ist doch schon alles!«

Auf Sampsons malvenfarbenem Teppich erschien ein Fleck von der Größe eines Vierteldollars. Er wurde dunkler, dicker, größer und wuchs sich zu einem kleinen Obstbaum aus. Sampson pflückte eine der purpurnen Schoten, roch daran und legte sie auf seinen Tisch. Er sah Lanigan streng und betrübt an.

»Tom, Sie haben früher schon über Ihre Traumwelt erzählt.«

Lanigan nickte.

»Wir haben darüber gesprochen, sind den Ursprüngen nachgegangen und haben ermittelt, was das alles für Sie bedeutet. In den vergangenen Monaten haben wir, so glaube ich, entdeckt, warum Sie unter diesem Alptraum leiden müssen.«

Lanigan nickte unglücklich.

»Und doch wollen Sie es nicht einsehen«, sagte Sampson. »Sie vergessen immer wieder, daß Ihre Traumwelt ein Traum ist, nichts weiter als ein Traum, der nach willkürlichen Formgesetzen abläuft, die Sie selbst erfunden haben, um ihre psychischen Bedürfnisse zu befriedigen.«

»Ich wünsche mir selbst, daß ich das glauben könnte«, sagte Lanigan. »Das schlimme ist nur, daß meine Traumwelt so verdammt vernünftig erscheint.«

»Ganz und gar nicht«, widersprach Sampson. »Das liegt nur daran, daß Ihre Illusion hermetisch, in sich geschlossen und selbständig erscheint. Die Handlungen eines Menschen beruhen auf gewissen Vorstellungen von der Wesensart der Welt. Legt man diese Vorstellungen zugrunde, dann ist sein Verhalten vollkommen vernünftig. Aber es ist fast unmöglich, diese Vorstellungen, diese grundsätzlichen Axiome, zu ändern. Wie wollen Sie beispielsweise einem Menschen beweisen, daß er nicht in seinen Handlungen durch geheime Radiowellen beeinflusst wird, die nur er hören kann?«

»Das leuchtet mir ein«, murmelte Lanigan. »Und – das bin ich?«

»Ja, Tom, das ist Ihr eigentliches Problem. Sie wollen, daß ich Ihnen beweise, daß diese Welt wirklich ist und daß die Welt der Toms falsch ist. Sie sind bereit, Ihre Phantasie aufzugeben, wenn ich Ihnen diese erforderlichen Beweise liefere.«

»Ja, genau«, rief Lanigan.

»Aber sehen Sie, das kann ich nicht«, sagte Sampson. »Die Wesensart der Welt ist offenkundig, aber nicht beweisbar.«

Lanigan überlegte eine Weile, dann sagte er: »Sehen Sie, Doktor, ich bin doch nicht so krank wie der Kerl mit dem geheimen Radio, nicht wahr?«

»Nein, das sind Sie nicht. Sie sind vernünftiger, rationaler. Sie haben Ihre Zweifel, was die Realität der Welt betrifft, aber glücklicherweise zweifeln Sie auch an der Gültigkeit Ihrer Illusion.«

»Dann versuchen Sie es doch«, sagte Lanigan. »Ich verstehe Ihre Schwierigkeiten, aber ich schwöre Ihnen, daß ich alles glauben werde, was mir einigermaßen glaubhaft erscheint.«

»Das ist eigentlich nicht mein Gebiet«, sagte Sampson. »Für so etwas ist ein Metaphysiker zuständig. Ich bin wahrscheinlich nicht sehr geschickt bei...«

»Versuchen Sie es doch«, bat Lanigan.

»Na schön, versuchen wir es.« Sampson legte die Stirn in Falten und konzentrierte sich. Dann sagte er: »Ich habe den Eindruck, daß wir die Welt mit Hilfe unserer Sinne betrachten, und daher müssen wir letzten Endes den Beweis jener Sinne akzeptieren.«

Lanigan nickte und der Arzt fuhr fort.

»Wir wissen daß ein Ding existiert, weil unsere Sinne uns sagen, daß es existiert. Aber wie überprüfen wir die Genauigkeit unserer Beobachtungen? Indem wir sie mit den Sinneseindrü-

cken anderer Menschen vergleichen. Wir wissen, daß unsere Sinne nicht lügen, wenn auch die Sinne anderer Menschen uns die Existenz des fraglichen Dings bestätigen.«

Lanigan überlegte eine Weile, dann sagte er: »Die wirkliche Welt ist also ganz einfach das, was die meisten Menschen für die wirkliche Welt halten.«

Sampson verzog den Mund und sagte: »Ich habe Ihnen doch gesagt, daß Metaphysik nicht meine Stärke ist. Trotzdem halte ich das für eine ganz annehmbare Theorie.«

»Ja, gut. Aber setzen wir einmal voraus, all die anderen Beobachter irren sich, nehmen wir zum Beispiel an, es gibt viele Welten und viele Realitäten, nicht nur eine. Nehmen wir an, was wir um uns haben, ist lediglich eine willkürlich aus unendlich vielen Daseinsformen herausgegriffene Existenz. Oder nehmen wir an, das Wesen der Realität selbst ist eines Wandels fähig, und jemand wie ich ist imstande, diesen Wandel zu erkennen.«

Sampson seufzte, entdeckte eine kleine grüne Fledermaus, die in seinem Jackett herumflatterte, und erschlug sie zerstreut mit einem Lineal.

»Da haben Sie es«, sagte er. »Ich kann nicht eine einzige Ihrer Behauptungen widerlegen. Ich glaube, Tom, wir sollten lieber den ganzen Traum noch einmal durchgehen.«

Lanigan verzog das Gesicht. »Das möchte ich lieber nicht. Ich habe ein Gefühl...«

»Das weiß ich«, sagte Sampson mit mattem Lächeln. »Aber damit wäre es doch ein für allemal bewiesen oder nicht bewiesen, stimmt's?«

»Ich glaube schon«, sagte Lanigan. Er nahm – unklugerweise – all seinen Mut zusammen und sagte: »Nun, es fängt damit an... Mein Traum beginnt...«

Schon beim Sprechen packte ihn das Entsetzen. Er fühlte sich schwindlig, krank, verängstigt. Er versuchte, sich von der Couch zu erheben. Das Gesicht des Arztes hing wie ein mächtiger

Ballon über ihm. Er sah Metall glitzern und hörte Sampson sagen: »Versuchen Sie, sich zu entspannen – kurzer Anfall – versuchen Sie, an etwas Angenehmes zu denken.«

Dann schwanden Lanigan die Sinne – oder die Welt ging unter.

Lanigan und/oder die Welt kehrten wieder zum Bewußtsein zurück. Es war einige Zeit vergangen, oder vielleicht auch nicht. Alles konnte geschehen oder auch nicht geschehen sein. Lanigan setzte sich auf und sah Sampson an.

»Wie fühlen Sie sich jetzt?« fragte Sampson.

»Ganz gut«, sagte Lanigan. »Was war los?«

»Es ging Ihnen nicht gut«, antwortete Sampson. »Ruhen Sie sich noch eine Weile aus.«

Lanigan legte sich zurück und versuchte, sich zu beruhigen. Der Arzt saß an seinem Schreibtisch und machte sich Notizen. Lanigan zählte mit geschlossenen Augen bis zwanzig und öffnete sie dann wieder. Sampson schrieb immer noch.

Lanigan sah sich in dem Behandlungsraum um, zählte die fünf Bilder an der Wand, zählte sie noch einmal, betrachtete stirnrunzelnd den grünen Teppich und schloß die Augen wieder. Diesmal zählte er bis fünfzig.

»Nun, wollen Sie darüber reden?« fragte Sampson und klappte sein Notizbuch zu.

»Nein, nicht jetzt gleich«, sagte Lanigan. – Fünf Gemälde, grüner Teppich.

»Wie Sie wollen«, antwortete der Arzt. »Ich glaube, die verabredete Zeit ist jetzt so ziemlich abgelaufen. Aber wenn Sie sich im Vorraum noch ein wenig hinlegen wollen...«

»Nein, danke, ich gehe nach Hause«, sagte Lanigan.

Er stand auf, ging über den grünen Teppich zur Tür und warf dann einen Blick zurück über die fünf Gemälde und den Arzt, der ihn ermutigend anlächelte. Dann trat Lanigan durch die Tür hinaus in den Vorraum und von da durch eine weitere Tür hinaus

in den Korridor. Der Korridor führte zur Treppe, die Treppe nach unten und hinaus auf die Straße.

Er ging dahin und betrachtete die Bäume, deren grüne Zweige sich in der schwachen Brise ganz matt und normal bewegten. Der Verkehr lief auf der einen Straßenseite in diese Richtung, aber auf der anderen Straßenseite in die entgegengesetzte. Der Himmel war von einem unveränderten Blau und schien schon seit einer ganzen Weile so gewesen zu sein.

Ein Traum? Er kniff sich in den Arm. Spürte er den Schmerz auch im Traum? Er wachte nicht auf. Er schrie. War es ein eingebildeter Schrei? Er wachte nicht auf.

Er befand sich wieder auf dem vertrauten Boden seines Alptrahms. Aber der dauerte diesmal sehr viel länger als sonst. Daher war es kein Traum mehr. – Ein Traum ist das verkürzte Leben, und das Leben ist der verlängerte Traum.

Lanigan hatte den Übergang geschafft. Oder der Übergang hatte Lanigan geschafft. Das Unmögliche war geschehen. Und zwar ganz einfach dadurch, daß es sich ereignet hatte.

Der Straßenbelag gab unter seinen Schritten nicht ein einziges Mal nach. Drüben auf der anderen Seite lag die First National City Bank. Sie war gestern dagewesen und würde auch morgen dort stehen. Das Gebäude war auf groteske Weise aller anderen Möglichkeiten entblößt – es konnte niemals ein Grab, ein Flugzeug oder das Skelett eines Vorzeitungeheuers werden. Trist und langweilig würde es bleiben, was es war: ein Gebäude aus Beton und Stahl, stumpfsinnig, verharrend in seiner Unveränderlichkeit, bis Männer mit Werkzeugen kamen und es mühsam niederrissen.

Lanigan wanderte durch diese versteinerte Welt unter einem blauen Himmel, der am Horizont mit weißen Rändern lockte, aber damit ein Versprechen gab, das er nie einhalten konnte. Die Autos fuhren rechts, die Leute überquerten die Straße an den Kreuzungen, die Uhren stimmten auf Minuten genau überein.

Irgendwo jenseits der Stadt lag das weite Land. Aber Lanigan wußte, daß man das Gras nicht unter den Füßen wachsen spürte. Es lag ganz einfach da und wuchs auch zweifellos, aber unmerklich – die Sinne hatten nichts davon. Die Berge waren immer noch schwarz und hoch, aber sie waren Giganten, die mitten im Schritt verharrten und nie wieder vor einem goldenen – oder purpurnen oder grünen – Himmel dahinmarschieren würden.

Das hier war die erfrorene Welt. Es war die Zeitlupenwelt der Ordnung, der Routine, der Gewohnheit. Es war die Welt, in der die unheimliche Langeweile nicht nur möglich, sondern sogar unvermeidlich war. Es war die Welt, in der der Wandel, dieses quecksilbrige Ding, zu einer zähen, trägen, klebrigen Masse herabgesunken war.

Deshalb war der Zauber der phänomenalen Welt nicht mehr möglich. Und ohne diesen Zauber kann man nicht leben.

Lanigan schrie auf. Er hörte nicht auf zu schreien, während sich Leute um ihn sammelten und ihn ansahen – aber nichts taten und nichts wurden. Dann kam ein Polizeibeamter, wie es sich gehörte – aber die Sonne veränderte nicht ein einziges Mal ihre Gestalt. Dann raste ein Krankenwagen die unveränderliche Straße entlang – aber ohne Trompeten und auf vier Rädern – statt auf drei oder auf fünfundzwanzig. Und die Sanitäter brachten ihn in ein Gebäude, das sich genau an der Stelle befand, an der sie es vermuteten, und es wurde viel geredet – geredet von Leuten, die unverändert und unveränderlich um ihn herumstanden und die ihm in einem Zimmer mit unerbittlich weißen Wänden unerbittliche Fragen stellen.

Sie verschrieben ihm Ruhe, Stille und Beruhigungsmittel.

Es war schrecklich: Genau das war das Gift, das Lanigan immer wieder aus seinem Kreislauf zu verdrängen suchte. Natürlich gaben sie ihm eine Überdosis.

Er starb nicht.

So gut war das Gift auch wieder nicht. Statt dessen wurde er völlig verrückt. Er wurde drei Wochen später entlassen. Ein Musterpatient nach einer Musterkur.

Nun läuft er herum und glaubt, daß ein Wandel nicht mehr möglich sei. Er ist zu einem Masochisten geworden. Er ergötzt sich an der niederträchtigen Regelmäßigkeit der Dinge. Er ist auch ein Sadist geworden. Er predigt anderen die unveränderliche, göttliche Ordnung der Dinge.

Er hat seine Verrücktheit oder die der Welt völlig assimiliert – bis auf einen einzigen Punkt. Er ist nicht glücklich.

Ordnung und Glück sind Gegensätze, die das Universum bisher nicht miteinander in Einklang bringen konnte.

Diplomatische Immunität

»Treten Sie doch bitte ein, meine Herren!« Der Botschafter führte sie in die ganz besondere Suite, die das Außenministerium ihm zugewiesen hatte. »Bitte, nehmen Sie Platz.«

Colonel Cercy setzte sich und versuchte, sich ein Bild von dem Individuum zu machen, über das sich ganz Washington graue Haare wachsen ließ. Der Botschafter wirkte gar nicht bedrohlich. Er war mittelgroß und zierlich und trug einen unauffälligen braunen Tweedanzug, den er vom Außenministerium erhalten hatte. Sein Gesicht war intelligent, fein modelliert und unnahbar.

Sieht ganz menschlich aus, dachte Cercy und betrachtete den Fremden mit ausdruckslosen, nüchternen Augen.

»Womit kann ich Ihnen dienen?« erkundigte sich der Botschafter mit höflichem Lächeln.

»Der Präsident hat mir die Leitung Ihres Falles übertragen«, sagte Cercy. »Ich habe Professor Darrigs Berichte studiert.« Er nickte dem Wissenschaftler an seiner Seite zu. »Aber ich möchte das alles selbst gern einmal hören.«

»Selbstverständlich«, sagte der Fremde und zündete sich eine Zigarette an. Die Frage schien ihn ehrlich zu erfreuen. Sehr interessant, dachte Cercy. In dieser einen Woche seit seiner Landung hat sich jeder Wissenschaftler von Rang mit ihm beschäftigt.

Aber wenn's hart auf hart geht, wird doch das Militär gerufen, erinnerte sich Cercy. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und vergrub beide Hände tief in den Hosentaschen. Seine rechte Hand umschloß dabei einen entscherten 45er Revolver.

»Ich bin als Sonderbotschafter zu Ihnen gekommen«, sagte der Fremde. »Ich repräsentiere ein Reich, das sich über die halbe Galaxis erstreckt. Ich möchte Sie im Namen meines Volkes willkommen heißen und Sie einladen, sich unserer Organisation anzuschließen.«

»Aha«, sagte Cercy. »Einige der Wissenschaftler gelangten zu dem Eindruck, der Beitritt sollte zwangsweise erfolgen.«

»Sie werden sich uns anschließen«, sagte der Botschafter und blies einen Rauchring durch die Nase.

Cercy bemerkte, daß sich Darrig auf seinem Stuhl aufrichtete und auf die Lippen biß. Cercy rückte den Revolver so zurecht, daß er ihn rasch ziehen konnte.

»Wie haben Sie uns gefunden?« fragte er.

»Uns Sonderbotschaftern wird ein unerforschter Sektor des Weltraums zugewiesen«, erklärte der Fremde. »Wir untersuchen jedes Sonnensystem dieses Sektors nach Planeten und diese Planeten nach intelligenten Lebensformen. Sie müssen wissen, daß intelligentes Leben in der Galaxis nicht häufig vorkommt.«

Cercy nickte, obgleich ihm diese Tatsache nicht bekannt gewesen war.

»Wenn wir einen solchen Planeten finden, landen wir, wie ich es getan habe, und bereiten die Bewohner auf ihre Rolle innerhalb unserer Organisation vor.«

»Woher weiß Ihr Volk, daß Sie intelligentes Leben entdeckt haben?« fragte Cercy.

»Zu unserer Struktur gehört ein Sendemechanismus«, antwortete der Botschafter. »Er wird ausgelöst, sobald wir einen bewohnten Planeten betreten haben. Dieses Signal wird ununterbrochen in den Raum hinausgestrahlt, und zwar mit einer Reichweite von mehreren tausend Lichtjahren. Horchtrupps streifen ständig an den Grenzen der Reichweiten eines jeden Sonderbotschafters entlang und warten auf solche Signale. Wird eines empfangen, folgt ihm eine Kolonisationsmannschaft zu dem betreffenden Planeten.«

Er streifte seine Zigarette behutsam am Rand des Aschenbechers ab. »Diese Methode ist wesentlich vorteilhafter als die Aussendung kombinierter Forschungs- und Kolonisationstrupps. Auf diese Weise brauchen wir nicht größere Einheiten für eine

Suche auszurüsten, die unter Umständen Jahrzehnte dauern kann.«

»Klar.« Cercys Miene blieb ausdruckslos, »Würden Sie mir mehr über diese Botschaft erzählen?«

»Viel mehr brauchen Sie gar nicht darüber zu wissen. Der Sendestrahle ist mit Ihren Methoden nicht auffindbar und kann deshalb nicht gestört werden. Dieses Signal wird laufend ausgesendet, solange ich am Leben bin.«

Darrig hielt den Atem an und warf Cercy einen Blick zu.

»Wenn Sie aufhören würden zu senden«, bemerkte Cercy beiläufig, »dann würde unser Planet also niemals aufgefunden werden.«

»Jedenfalls erst dann, wenn dieser Raumsektor einer neuen Untersuchung unterzogen wird«, bestätigte ihm der Diplomat.

»Sehr gut. Als bevollmächtigter Vertreter des Präsidenten der Vereinigten Staaten ersuche ich Sie, die Sendung einzustellen. Wir lehnen es ab, Bestandteil Ihres Reichs zu werden.«

»Tut mir leid«, sagte der Botschafter mit leichtem Achselzucken. Cercy fragte sich, wie oft er diese Rolle wohl schon auf anderen Planeten gespielt haben mochte. »Aber das liegt wirklich nicht in meiner Macht.« Er stand auf.

»Sie wollen also nicht damit aufhören?«

»Ich kann nicht. Wenn die Sendung erst einmal eingesetzt hat, habe ich keinen Einfluß mehr darauf.« Der Diplomat wandte sich ab und trat ans Fenster. »Ich habe jedoch für Sie eine entsprechende philosophische Einstellung vorbereitet. Als Botschafter habe ich die Pflicht, den Schock der Umstellung so weitgehend wie nur möglich abzumildern. Meine Philosophie wird Sie sofort erkennen lassen...«

Als der Botschafter das Fenster erreichte, hatte Cercy auch schon die Waffe aus der Tasche gezogen. Der Schuß krachte. Sechsmal drückte Cercy kurz hintereinander ab und zielte dabei

auf den Rücken und den Kopf des Botschafters. Dann durchlief ihn ein Schauer.

Der Botschafter war nicht mehr vorhanden!

Cercy und Darrig starrten einander an. Darrig murmelte etwas von Geistern. Dann tauchte der Botschafter ebenso plötzlich, wie er verschwunden war, wieder auf.

»Sie haben doch wohl selbst nicht daran geglaubt, daß es so einfach sein würde, nicht wahr?« fragte er. »Wir Botschafter genießen selbstverständlich eine gewisse diplomatische Immunität.« Er betastete eins der Einschußlöcher in der Wand. »Falls Sie mich nicht verstanden haben sollten, will ich mich klarer ausdrücken. Es liegt nicht in Ihrer Macht, mich zu töten. Sie würden nicht einmal begreifen können, auf welche Art und Weise ich mich schütze.«

Er sah sie an, und in diesem Augenblick spürte Cercy, wie vollkommen fremd ihnen der Botschafter war.

»Guten Tag, meine Herren«, sagte er.

Darrig und Cercy marschierten schweigend zurück zum Kontrollraum. Keiner der beiden hatte ernsthaft damit gerechnet, daß sich der Botschafter so leicht würde umbringen lassen, doch als die Kugeln ins Leere gegangen waren, bedeutete das für sie doch einen Schock.

»Ich nehme an, Sie haben alles gesehen, Malley?« fragte Cercy, als sie den Kontrollraum erreicht hatten.

Der hagere, kahlköpfige Psychiater nickte betrübt. »Ich hab's auch gefilmt.«

»Ich möchte zu gern wissen, worin seine Philosophie besteht«, murmelte Darrig vor sich hin.

»Es war unlogisch, sich davon etwas zu versprechen. Keine Rasse des Universums würde einen Botschafter mit einer solchen Mitteilung losschicken und erwarten, daß er am Leben bleibt. Es sei denn...«

»Es sei denn was?«

»Es sei denn, er verfügte über einen recht wirksamen Schutz«, schloß der Psychiater traurig.

Cercy ging durch den Raum und betrachtete den Fernsehschirm. Die Suite des Botschafters war ganz besonders ausgestattet. Sie war vor zwei Tagen, nachdem er gelandet war und seine Botschaft übermittelt hatte, eiligst konstruiert worden. Die Suite war mit Stahl und Blei gepanzert, mit Fernseh- und Filmkameras ausgerüstet und mit Bandgeräten, Mikrofonen und zahlreichen anderen Geräten bestückt.

Sie war das Raffinierteste, was es auf dem Gebiet der Todeszellen gab.

Auf dem Bildschirm sah Cercy, daß der Botschafter an einem Tisch saß. Er tippte auf einer kleinen Reiseschreibmaschine, die ihm von der Regierung zur Verfügung gestellt worden war.

»He, Harrison?« rief Cercy. »Wollen mal Plan Zwei anlaufen lassen!«

Harrison trat aus dem Nebenraum. Dort hatte er die Leitungen, die in die Suite des Botschafters führten, kontrolliert. Gewissenhaft prüfte er die Druckmesser, stellte die Hebel ein und sah Cercy an. »Gleich?« fragte er.

»Jetzt gleich.« Cercy sah auf den Schirm. Der Botschafter tippte immer noch.

Harrison legte einen Schalter um, und der Raum war plötzlich in Flammen gehüllt. Feuerstrahlen schossen aus verborgenen Wandöffnungen, aus Decke und Fußboden.

Im nächsten Augenblick glich der Raum dem Innern eines Hochofens.

Cercy ließ das Feuer zwei Minuten lang wüten, dann gab er Harrison ein Zeichen. Der legte den Schalter wieder um, und gemeinsam sahen sie in den versengten Raum hinein.

Sie suchten hoffnungsvoll nach einer verkohlten Leiche.

Doch der Botschafter tauchte neben dem Tisch wieder auf und blickte bedauernd auf die ausgeglühte Schreibmaschine herab. Er war vollkommen unversehrt.

»Könnten Sie mir bitte eine andere Schreibmaschine besorgen?« fragte er und schaute direkt in die Linse einer der versteckten Aufnahmekameras. »Ich setze für euch undankbares Gesindel eine philosophische Lehre auf.«

Er ließ sich auf den Überresten eines Lehnstuhls nieder. Im nächsten Augenblick schien er eingeschlafen zu sein.

»Schön, sucht euch jeder einen Platz, es wird Zeit für den großen Kriegsrat«, sagte Cercy.

Malley kippte seinen Stuhl zurück. Harrison zündete sich beim Hinsetzen seine Pfeife an und brachte sie paffend in Gang.

»Also«, begann Cercy, »die Regierung hat uns die Sache zugeschoben. Anscheinend bleibt uns nichts anderes übrig, als den Botschafter zu töten. Ich wurde zum Leiter des Unternehmens bestimmt.« Cercy grinste bedauernd. »Vermutlich will kein ranghöherer Offizier die Verantwortung für einen Fehlschlag übernehmen. Und euch drei habe ich als meinen engeren Stab ausgewählt. Wir kriegen alles, was wir haben wollen – jede Unterstützung, jeden erdenklichen Rat. So weit, so gut. Irgendwelche Ideen?«

»Wie war's mit Plan Drei?« fragte Harrison.

»Dazu kommen wir noch«, sagte Cercy. »Aber ich glaube nicht, daß der Plan funktionieren wird.«

»Ich auch nicht«, pflichtete ihm Darrig bei. »Wir wissen nicht einmal, auf welche Art er sich schützt.«

»Das wäre der erste Punkt unserer Tagesordnung. Malley, nehmen Sie alle bisher vorhandenen Angaben und beauftragen Sie jemanden, den Derichman-Analysator damit zu füttern. Sie wissen ja, was wir wollen. Welche Eigenschaften weist X auf, wenn X das und das machen kann?«

»In Ordnung«, sagte Malley. Im Weggehen murmelte er etwas über die Vorherrschaft der Naturwissenschaften in den Bart hinein.

»Harrison«, fragte Cercy. »Ist alles für Plan Drei vorbereitet?«

»Natürlich.«

»Versuchen Sie es damit.«

Während Harrison die letzten Einstellungen vornahm, sah Cercy zu Darrig hinüber. Der dicke kleine Physiker starrte gedankenvoll ins Leere und murmelte etwas vor sich hin. Cercy hoffte, daß dabei etwas herauskommen würde. Er hielt große Stücke auf Darrig.

Da Cercy wußte, daß er keinen großen Stab einsetzen konnte, hatte er sich seine Mitarbeiter sorgfältig ausgesucht. Was er brauchte, war Qualität.

Angesichts dieser Erkenntnis hatte er zuerst Harrison ausgewählt. Der klobige, mürrische Ingenieur war dafür bekannt, daß er so gut wie alles zu bauen verstand, wenn man ihm nur andeutungsweise sagte, wie es nachher funktionieren sollte.

Malley, den Psychiater, hatte Cercy zugezogen, weil er nicht sicher wußte, ob sich die Beseitigung des Botschafters nicht zu einem rein psychologischen Problem entwickeln würde.

Darrig war Mathematiker und Physiker, doch sein rastloser, ewig forschender Verstand war auch auf anderen Gebieten auf ein paar interessante Theorien gestoßen. Als einziger der vier Männer interessierte ihn der Botschafter auch als intellektuelles Problem.

»Er ist genau wie der Alte Eiserne Mann«, sagte Darrig schließlich.

»Wer ist das?«

»Haben Sie noch nie die Geschichte vom Alten Eisernen Mann gehört? Nun, er war ein Ungeheuer, ganz mit einer schwarzen Metallrüstung bedeckt. Ihm trat Drachentöter, ein Held der

Apachenkultur, entgegen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen konnte Drachentöter den Alten Eisernen Mann töten.«

»Wie hat er das gemacht?«

»Er hat ihm einen Pfeil in die Achselhöhle geschossen. Dort war er nicht gewappnet.«

»Fein.« Cercy grinste. »Bitten Sie unseren Botschafter, daß er die Arme hebt.«

»Alles fertig!« rief Harrison.

»Prima. Los!«

Unsichtbare Strahlenduschen begannen das Zimmer des Botschafters mit tödlicher Strahlung zu verseuchen.

Aber kein Botschafter war da, den die Todesstrahlen hätten treffen können.

»Das reicht«, sagte Cercy nach einer Weile. »Das hätte längst eine ganze Elefantenherde umgebracht.«

Doch der Botschafter blieb fünf Stunden lang unsichtbar, bis die Intensität der Strahlung etwas nachgelassen hatte. Dann trat er wieder in Erscheinung.

»Ich warte immer noch auf die Schreibmaschine«, sagte er.

»Hier ist der Bericht des Analysators.« Malley überreichte Cercy einige Papiere. »Das ist die Zusammenfassung der Endauswertung.«

Cercy las laut vor: »Der einfachste Schutz gegen jegliche Waffe besteht darin, zu der jeweiligen Waffe zu werden.«

»Prächtig«, sagte Harrison. »Und was bedeutet das?«

Darrig erklärte: »Das bedeutet, daß sich der Botschafter in Feuer verwandelt, wenn wir ihn mit Feuer angreifen. Schießen wir auf ihn, dann wird er eine Kugel – bis die Gefahr vorüber ist, dann verwandelt er sich wieder zurück.« Er nahm Cercy die Seiten aus der Hand und blätterte sie durch.

»Hm. Ob's dafür wohl in der Geschichte eine Parallele gibt? Ich glaube kaum.« Er hob den Kopf. »Das ist zwar nicht ganz schlüssig, klingt aber recht logisch. Jede andere Form der Verteidigung würde voraussetzen, daß die betreffende Waffe erst erkannt und dann abgeschätzt werden muß, worauf eine Gegenmaßnahme entsprechend den Möglichkeiten der Waffe eingeleitet werden müßte. Der Schutz, den der Botschafter gewählt hat, funktioniert viel rascher und sicherer. Er braucht die Waffe nicht erst zu erkennen. Ich nehme an, sein Körper identifiziert sich irgendwie ganz einfach mit der jeweils anstehenden Gefahr.«

»Hat der Analysator etwas über die Möglichkeiten ausgesagt, diesen Schutz zu durchbrechen?« fragte Cercy.

»Der Analysator sagt ausdrücklich, daß es keine solche Möglichkeit gibt, falls die genannte Voraussetzung zutrifft«, antwortete Malley düster.

»Dieses Urteil können wir außer acht lassen«, sagte Darrig. »Jede Maschine hat ihre Grenzen.«

»Aber wir haben immer noch keine Möglichkeit, ihn außer Gefecht zu setzen«, verdeutlichte Malley. »Und er strahlt immer noch dieses Signal aus.«

Cercy überlegte eine Weile. »Rufen Sie alle Experten zusammen, die Sie finden können. Wir werden dem Botschafter mit allem, was wir haben, zu Leibe rücken.« Er bemerkte Darrigs zweifelnde Miene und fügte hinzu: »Ich weiß. Aber wir müssen es zumindest versuchen.«

Während der nächsten Tage wurde der Botschafter jeder Kombination und jeder Permutation des Todes ausgesetzt. Er wurde mit allen möglichen Waffen bearbeitet, angefangen von Steinzeitäxten bis zu modernen Karabinern, er wurde mit Handgranaten beworfen, in Säure untergetaucht, mit Giftgas erstickt.

Er zuckte immer nur philosophisch die Schultern und arbeitete dann weiter auf seiner neuen Schreibmaschine, die sie ihm gebracht hatten.

Bakterien wurden in den Raum geschleust, zuerst die bekannten ansteckenden Krankheiten, dann mutierte Formen.

Der Diplomat nieste nicht einmal.

Er wurde mit Elektrizität, mit Strahlung, mit hölzernen Waffen, mit eisernen Waffen, mit Waffen aus Kupfer, Messing, Uran bearbeitet – nur um keine einzige Möglichkeit auszulassen.

Er selbst trug nicht den geringsten Kratzer davon, nur sein Zimmer sah aus, als sei es der Schauplatz einer fünfzig Jahre dauernden Keilerei unter Betrunkenen gewesen.

Malley arbeitete an einer eigenen Idee, ebenso Darrig. Der Physiker unterbrach seine Arbeit für einen Augenblick und rief Cercy den Baidur-Mythos in Erinnerung. Baidur war mit Waffen aller Art angegriffen worden und unverletzt geblieben, da alle Dinge auf Erden versprochen hatten, ihn zu lieben. Jedes Ding – bis auf die Mistel. Als ein dünner Mistelzweig gegen ihn abgeschossen wurde, starb er.

Cercy wandte sich ungeduldig ab, ließ aber doch für alle Fälle eine Ladung Mistelzweige kommen.

Sie erwiesen sich als ebenso unwirksam wie die Sprenggranaten oder Pfeil und Bogen. Die Mistelzweige bewirkten nichts weiter, als daß sie dem verwüsteten Raum eine seltsam festliche Note verliehen.

Nachdem das so eine Woche lang weitergegangen war, verlegten sie den Botschafter, der keinen Einwand erhob, in eine neue, größere, haltbarere Todeszelle. Wegen der immer noch vorhandenen Strahlung und der Mikroorganismen durften sie sich nicht in seine alte Suite wagen.

Der Botschafter setzte sich wieder an seine Schreibmaschine und arbeitete weiter. Seine bisherigen Manuskripte waren ausnahmslos verbrannt, zerrissen oder zersetzt worden.

»Reden wir lieber mit ihm«, empfahl Darrig, nachdem ein weiterer Tag verstrichen war. Cercy war damit einverstanden. Vorläufig waren ihnen die Ideen ausgegangen.

»Bitte, treten Sie ein, meine Herren«, sagte der Botschafter so aufgeräumt, daß Cercy übel wurde. »Tut mir leid, daß ich Ihnen nichts anbieten kann. Durch ein Versehen habe ich seit etwa zehn Tagen weder etwas zu essen noch zu trinken bekommen. Das soll natürlich nicht heißen, daß es mir etwas ausmacht.«

»Das hört man gern«, sagte Cercy. Der Botschafter sah kaum so aus, als hätte er jede Form der Gewalt über sich ergehen lassen, die es auf der Erde gibt. Im Gegenteil – Cercy und seine Mitarbeiter sahen aus, als hätten sie unter Beschuß gestanden und nicht der Botschafter.

»Sie verfügen wirklich über einen tollen Selbstschutz«, sagte Malley im Plauderton.

»Freut mich, daß er Ihnen gefällt.«

»Würden Sie uns vielleicht einmal erklären, wie das funktioniert?« fragte Darrig harmlos.

»Wissen Sie das denn nicht?«

»Wir glauben es zu wissen. Sie verwandeln sich in das, was gegen Sie eingesetzt wird. Stimmt's?«

»Gewiß«, sagte der Botschafter. »Wie Sie sehen, habe ich vor Ihnen keine Geheimnisse.«

»Gibt es irgend etwas, das wir Ihnen dafür anbieten können, daß Sie dieses Signal abstellen?« fragte Cercy.

»Bestechung?«

»Klar«, sagte Cercy. »Irgend etwas, das Sie...«

»Nichts«, erwiderte der Botschafter.

»Seien Sie doch vernünftig«, sagte Harrison. »Sie wollen doch keinen Krieg anzetteln, wie? Die Erde ist jetzt vereint. Wir rüsten uns...«

»Womit?« fragte der Botschafter dazwischen.

»Mit Atombomben«, antwortete Malley. »Wasserstoffbomben. Und wir...«

»Lassen Sie doch eine auf mich fallen«, sagte der Botschafter. »Sie würde mich nicht töten. Wie kommen Sie auf den Gedanken, Sie könnten solche Bomben wirksam gegen mein Volk einsetzen?«

Die vier Männer schwiegen. Daran hatten sie seltsamerweise nicht gedacht.

»Die kriegerischen Fähigkeiten eines Volkes sind der Maßstab für den Stand seiner Zivilisation«, stellte der Botschafter fest. »Das erste Stadium ist die Anwendung simpler physikalischer Mittel. Das zweite Stadium ist die Beherrschung des molekularen Bereichs. Sie stehen an der Schwelle zum dritten Stadium, obgleich sie noch weit davon entfernt sind, die atomaren und subatomaren Kräfte wirklich zu meistern.« Er lächelte gewinnend. »Mein Volk erreicht gerade die letzten Ausläufer des fünften Stadiums.«

»Worin würde das bestehen?« fragte Darrig.

»Sie werden es schon noch feststellen«, sagte der Botschafter. »Aber Sie werden sich vielleicht gefragt haben, ob meine Fähigkeiten typisch für mein Volk sind. Ich sage Ihnen gern, daß das nicht der Fall ist. Damit ich meine Aufgabe erfüllen kann und nicht mehr, sind mir gewisse Hemmungen mitgegeben worden. Ich bin dadurch nur passiver Handlungen fähig.«

»Warum?« fragte Darrig.

»Aus einleuchtenden Gründen. Wenn ich in einem Augenblick des Zorns aktiv handeln würde, könnte ich Ihren ganzen Planeten vernichten.«

»Und das sollen wir Ihnen glauben?« fragte Cercy.

»Warum nicht? Ist das so schwer zu verstehen? Wollen Sie denn nicht begreifen, daß es Kräfte gibt, von denen Sie keine Ahnung haben? Und für meine passive Haltung gibt es noch einen weiteren Grund. Den dürften Sie inzwischen wohl entdeckt haben?«

»Sie wollen damit vermutlich unseren Widerstand brechen«, sagte Cercy.

»Genau. Selbst wenn ich es Ihnen sage, wird sich daran nichts ändern. Das Schema ist immer dasselbe. Ein Botschafter landet und überbringt einer draufgängerischen, wilden jungen Rasse wie der Ihren seine Botschaft. Zunächst erhebt sich erbitterter Widerstand gegen ihn; es kommt zu krampfhaften Versuchen, ihn zu töten. Sind all diese Versuche fehlgeschlagen, zeigt sich das betreffende Volk für gewöhnlich sehr bestürzt. Wenn dann die Kolonisationsmannschaft eintrifft, vollzieht sich die Umerziehung um so schneller.« Er hielt inne und sagte dann: »Die meisten Planeten sind allerdings an der Philosophie, die ich ihnen zu bieten habe, stärker interessiert. Ich versichere Ihnen, daß dadurch der Übergang wesentlich erleichtert würde.«

Er hielt ihnen ein Bündel maschinengeschriebener Seiten entgegen. »Wollen Sie sich das nicht wenigstens ansehen?«

Darrig nahm die Seiten entgegen und schob sie in die Tasche. »Sobald es mir meine Zeit erlaubt.«

»Ich würde empfehlen, daß Sie es versuchen«, sagte der Botschafter. »Sie müssen den Krisenpunkt nun fast erreicht haben. Warum geben Sie es nicht auf?«

»Noch nicht«, antwortete Cercy tonlos.

»Vergessen Sie nicht, meine Philosophie zu lesen«, drängte der Botschafter.

Eilig verließen die Männer den Raum.

»Hören Sie«, sagte Malley, als sie den Kontrollraum wieder erreicht hatten. »Es gibt noch einige Dinge, die wir nicht ausprobiert haben. Wie wäre es mit angewandter Psychologie?«

»Wenden Sie an, was Sie wollen«, sagte Cercy. »Meinetwegen auch Schwarze Magie. Wie dachten Sie sich das?«

Malley antwortete: »Wie ich es sehe, hat sich der Botschafter darauf eingestellt, augenblicklich auf jede Drohung zu reagieren. Er muß über einen absoluten Abwehrreflex verfügen. Ich schlage vor, daß wir es zuerst mit etwas versuchen, das diesen Reflex nicht auslöst.«

»Was denn zum Beispiel?« fragte Cercy.

»Hypnose. Vielleicht finden wir etwas heraus.«

»Klar«, sagte Cercy, »Versuchen Sie es. Sie können alles versuchen.«

Cercy, Malley und Darrig versammelten sich um den Kontrollschirm. Eine winzige Menge eines hypnotischen Gases leichter Art wurde ins Zimmer des Botschafters eingeblassen. Gleichzeitig schlug ein Blitz von hoher elektrischer Spannung in den Stuhl ein, auf dem der Botschafter gerade saß.

»Das sollte ihn nur ablenken«, erklärte Malley. Der Botschafter war verschwunden, bevor ihn die Hochspannung erreichen konnte. Dann erschien er wieder, bequem in den Lehnstuhl gekuschelt.

»Das genügt«, flüsterte Malley und schloß das Ventil. Sie beobachteten aufmerksam den Schirm. Nach einer Weile legte der Botschafter sein Buch beiseite und starrte ins Leere.

»Wie seltsam«, sagte er. »Alfern tot. Gute Freunde... Und nur ein abwegiger Unfall! Ist ihm da draußen über den Weg gelaufen. Ihm blieb keine Chance. Aber es kommt nicht oft vor.«

»Er denkt laut«, flüsterte Malley, obgleich ihn der Botschafter ohnehin nicht hätte hören können. »Er drückt seine Gedanken in Worten aus. Er muß sich schon seit einer ganzen Weile gedanklich mit seinem Freund beschäftigt haben.«

Der Botschafter fuhr fort: »Natürlich mußte Alfern irgendwann einmal sterben. Keiner ist unsterblich – noch nicht. Aber auf diese Weise – wehrlos... Draußen im Raum tauchen sie einfach auf. Sind immer da, im Verborgenen, und warten nur auf die Gelegenheit, hervorzutreten.«

»Sein Körper registriert das Hypnosegas noch nicht als Bedrohung«, flüsterte Cercy.

»Nun«, sagte der Botschafter zu sich selbst, »das Ordnungsprinzip hat sich recht gut bewährt. Es unterdrückt alles und glättet die Unregelmäßigkeiten...«

Plötzlich sprang er auf. Sein Gesicht wurde für einen Augenblick blaß, als er versuchte, sich zu erinnern, was er alles gesagt hatte. Dann lachte er.

»Sehr schlau. Das war das erste und letzte Mal, daß ich auf diesen Trick hereingefallen bin. Aber, meine Herren, es wird Ihnen nichts nützen. Ich weiß selbst nicht, wie man es anstellen müßte, mich zu töten.« Er lachte die leeren Wände an.

»Außerdem muß die Kolonisationsmannschaft inzwischen die Richtung angepeilt haben«, fuhr er fort. »Man wird Sie mit oder ohne meine Hilfe finden.«

Lächelnd ließ er sich wieder nieder.

»Das war's!« rief Darrig. »Er ist nicht unverwundbar. Irgendwie ist sein Freund Alfern umgekommen.«

»Ihm ist draußen im Raum etwas begegnet«, erinnerte ihn Cercy. »Was mag das nur gewesen sein?«

»Wollen mal sehen«, überlegte Darrig laut. »Das Ordnungsprinzip. Das muß ein Naturgesetz sein, von dem wir nichts wissen. Und was meint er mit ›im Verborgenen‹?«

»Er sagte, die Kolonisationsmannschaft würde uns ohnehin finden«, warf Malley ein.

»Immer schön der Reihe nach«, sagte Cercy. »Vielleicht war das nur ein Bluff – aber nein, ich glaube es nicht. Wir müssen trotzdem versuchen, den Botschafter zu beseitigen.«

»Ich glaube, ich weiß, was mit ›im Verborgenen‹ gemeint ist!« rief Darrig. »Wie großartig! Vielleicht eine vollkommen neue Kosmologie.«

»Und was ist es?« fragte Cercy. »Etwas, das wir uns zunutze machen können?«

»Ich glaube schon. Aber lassen Sie mich in Ruhe darüber nachdenken. Ich glaube, ich fahre jetzt in mein Hotel zurück. Dort habe ich einige Bücher, die ich konsultieren möchte, und ich möchte auch für die nächsten Stunden nicht gestört werden.«

»Na schon«, stimmte Cercy zu, »Aber was...«

»Nein, ich könnte mich irren«, unterbrach ihn Darrig. »Ich möchte die Sache erst ausarbeiten.«

Er verließ eilig den Kontrollraum.

»Worauf will er wohl hinaus?« fragte Malley.

»Das ist mir zu hoch.« Cercy zuckte die Achseln. »Kommen Sie, versuchen wir es weiter mit dem psychologischen Kram.«

Zuerst ließen sie eine ordentliche Menge Wasser ins Zimmer des Botschafters einlaufen. Nicht so viel, daß er hätte ertrinken können, aber doch genug, um es ihm ausgesprochen unbequem zu machen.

Dann kamen die Lampen hinzu. Acht Stunden lang blitzten die Lichter im Zimmer des Botschafters auf – grelle Lichter, die auch geschlossene Lider durchdrangen, matte Lichter, die ihn verwirren sollten.

Als nächstes folgten akustische Signale: Quietschen, Schreie und schrille, knarrende Geräusche; das Geräusch menschlicher Fingernägel, die über eine Schiefertafel kratzen, tausendfach verstärkt, dazu seltsame saugende Geräusche, Rufe und Geflüster.

Dann die Gerüche. Ihnen folgte alles andere, das menschliche Gehirne ausdenken konnten, um einen Menschen in den Wahnsinn zu treiben.

Doch der Botschafter verschlief friedlich die ganze Tortur.

»Schluß mit dem Quatsch«, sagte Cercy am folgenden Tag. »Wir müssen endlich beginnen, unseren verdammten Verstand zu gebrauchen.« Seine Stimme klang heiser und rau. Die psychologische Tortur schien den Botschafter nicht gestört zu haben, dafür zeitigte sie aber Rückwirkungen auf Cercy und seine Männer.

»Wo zum Teufel steckt dieser Darrig?«

»Er arbeitet immer noch an seiner Idee«, sagte Malley und rieb sich über das Stoppelkinn. »Angeblich steht er dicht vor einer Lösung.«

»Wir gehen davon aus, daß er es nicht schafft«, sagte Cercy. »Strengen Sie endlich Ihre Köpfe an. Zum Beispiel die präge: Wenn sich der Botschafter in alles verwandeln kann, gibt es dann etwas, in das er sich nicht verwandeln kann?«

»Eine gute Frage«, knurrte Harrison.

»Es ist die große Preisfrage«, sagte Cercy. »Es hat keinen Sinn, einen Speer gegen einen Mann zu schleudern, der sich in einen Speer verwandeln kann.«

»Und wie war's damit?« fragte Malley. »Wenn wir voraussetzen, daß er sich in alles verwandeln kann – können wir ihn dann nicht in eine Lage bringen, wo er angegriffen wird, nachdem er sich verwandelt hat?«

»Ich höre«, sagte Cercy.

»Nehmen wir einmal an, er gerät in Gefahr. Er verwandelt sich in das Ding, das ihn bedroht. Und wenn nun dieses Ding seinerseits bedroht wird? Wenn es wiederum zu einer Drohung gegen etwas anderes eingesetzt würde? Was wird er dann tun?«

»Und wie wollen Sie das verwirklichen?« fragte Cercy.

»So zum Beispiel.« Malley griff nach dem Telefon. »Hallo? Geben Sie mir den Zoo von Washington. Es ist dringend.«

Der Botschafter drehte sich um, als die Tür aufging. Ein widerstrebender, zorniger, hungriger Tiger wurde hereingestoßen. Dann fiel die Tür wieder ins Schloß.

Der Tiger sah den Botschafter an und dieser den Tiger.

»Sehr geistreich«, sagte der Botschafter.

Beim Klang der Stimme kam Bewegung in das Raubtier. Es schnellte hoch, wie von einer Stahlfeder getrieben, und landete dort, wo eben noch der Botschafter gestanden hatte.

Wieder ging die Tür auf. Ein zweiter Tiger wurde hereingeschoben. Er fauchte wütend und sprang den ersten Tiger an. Mitten im Sprung krachten sie zusammen.

Ein paar Meter daneben tauchte der Botschafter auf und sah den beiden Tieren interessiert zu. Er zog sich zurück, als ein Löwe hereinkam, den mächtigen Schädel witternd erhoben. Der Löwe sprang den Botschafter an und überschlug sich fast, als er ins Leere griff. Da der Löwe keine menschliche Beute erwischte, warf er sich auf einen der Tiger.

Der Botschafter tauchte in seinem Sessel wieder auf. Dort blieb er gemütlich rauchend sitzen und sah zu, wie sich die wilden Tiere gegenseitig zerfleischten.

Nach zehn Minuten sah es in dem Zimmer aus wie in einer Abdeckerei. Doch inzwischen war der Botschafter des blutigen Schauspiels müde geworden und hatte sich lesend aufs Bett gelegt.

»Ich geb's auf«, sagte Malley. »Das war mein letzter kluger Einfall.«

Cercy starrte zu Boden und gab ihm keine Antwort. Harrison hockte in einer Ecke und betrank sich stillschweigend.

Das Telefon läutete.

»Ja?« meldete sich Cercy.

»Ich hab's!« schrie Darrigs Stimme aus dem Hörer. »Ich glaube, das ist es wirklich. Hört mal, ich komme sofort mit einem Taxi hin. Sagen Sie Harrison, er soll ein paar Helfer herbeischaffen.«

»Worum geht's denn?« fragte Cercy.

»Um das Chaos im Verborgenen!« erwiderte Darrig und legte den Hörer auf.

Sie liefen erregt auf und ab und warteten auf ihn. Eine halbe Stunde verstrich, dann eine ganze. Schließlich kam Darrig drei Stunden nach seinem Anruf hereinspaziert.

»Hallo«, grüßte er beiläufig.

»Zum Teufel mit Ihnen!« schrie ihn Cercy an. »Wo sind Sie so lange geblieben?«

Darrig antwortete: »Auf dem Weg hierher habe ich die Philosophie des Botschafters gelesen. Ein großartiges Werk!«

»Und deshalb hat es so lange gedauert?«

»Ja. Ich habe dem Fahrer gesagt, er soll mich ein paarmal um den Park herumfahren, während ich das las.«

»Lassen Sie das! Wie steht's mit...«

»Das kann ich nicht lassen«, sagte Darrig mit fremdartig klingender, gepreßter Stimme. »Ich fürchte, wir haben uns geirrt. In den Fremden, meine ich. Es ist völlig in Ordnung, daß sie uns regieren sollen. Ich würde es sogar begrüßen, wenn sie sich beeilten und möglichst bald herkämen.«

Aber Darrig schien seiner Sache nicht sicher zu sein. Seine Stimme schwankte, und Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er rang die Hände wie in höchster Verzweiflung.

»Es ist schwer zu erklären«, fuhr er fort. »Alles wurde mir in dem Augenblick klar, wo ich zu lesen begann. Ich erkannte, wie

dumm es von uns war, in diesem eng verflochtenen Universum unabhängig bleiben zu wollen. Ich sah ein... Hören Sie, Cercy, lassen Sie uns doch endlich mit all dem Unsinn aufhören und den Botschafter als unseren Freund akzeptieren.«

»Beruhigen Sie sich!« brüllte Cercy den vollkommen ruhigen Physiker an. »Sie wissen ja nicht mehr, was Sie da reden!«

»Es ist seltsam«, sagte Darrig. »Ich weiß, wie ich vorher dazu stand, aber das hat sich grundlegend geändert. Jetzt denke ich. Jedenfalls weiß ich, wo Ihre Schwierigkeiten liegen. Sie haben seine philosophischen Grundsätze nicht gelesen. Wenn Sie das erst einmal gelesen haben, werden Sie einsehen, was ich meine.« Er überreichte Cercy das Bündel Schreibmaschinenseiten. Cercy zündete das Papier sofort mit seinem Feuerzeug an.

»Das macht nichts«, sagte Darrig. »Ich hab's auswendig gelernt. Hören Sie mir zu. Grundsatz Nummer eins. Alle Völker...«

Cercy schlug ihn mit einem kurzen, trockenen Haken zu Boden. Darrig sank in sich zusammen.

»Die Worte müssen auf eine unterschwellige Wirkung abzielen«, sagte Malley. »Sie sind wahrscheinlich so gewählt, daß sie in uns bestimmte Reaktionen hervorrufen. Der Botschafter macht nichts weiter, als seine Philosophie jeweils so abzuändern, daß sie genau auf das Volk paßt, mit dem er es zu tun hat.«

»Hören Sie, Malley«, sagte Cercy. »Das ist nun Ihre Aufgabe. Darrig kennt die Lösung, oder er sollte sie zumindest kennen. Sie müssen sie aus ihm herausholen.«

»Das wird nicht leicht sein«, sagte Malley. »Wenn er es uns sagte, würde er meinen, alles zu verraten, woran er glaubt.«

»Es ist mir gleichgültig, wie Sie es schaffen«, sagte Cercy. »Nur holen Sie es aus ihm heraus.«

»Auch wenn es ihn umbringt?« fragte Malley.

»Auch dann, wenn es Sie umbringt!«

»Dann helfen Sie mir, ihn in mein Labor hinüberzuschaffen«, sagte Malley.

In dieser Nacht bewachten Cercy und Harrison den Botschafter vom Kontrollraum aus. Cercy stellte fest, daß sich seine Gedanken in Kreisen bewegten.

Was hat Alfern im Weltraum getötet? Kann man das auf der Erde nachahmen? Worin bestand das Ordnungsprinzip? Was war unter dem ›Chaos im Verborgenen‹ zu verstehen?

Was zum Teufel mache ich hier eigentlich? fragte er sich. Aber damit durfte er gar nicht erst anfangen.

»Wofür halten Sie den Botschafter überhaupt?« fragte er Harrison. »Ist er ein Mensch?«

»Er sieht zumindest wie einer aus«, antwortete Harrison schläfrig.

»Aber er benimmt sich nicht wie ein Mensch. Ob das wohl seine wahre Gestalt ist?«

Harrison schüttelte den Kopf und zündete sich eine Pfeife an »Was wissen wir schon von ihm?« fuhr Cercy fort. »Er sieht zwar wie ein Mensch aus, aber er kann sich in alles andere verwandeln. Man kann ihm nichts anhaben, er paßt sich immer an. Er ist wie Wasser, das die Form eines jeden Gefäßes annimmt, in das man es gießt.«

»Wasser kann man zum Kochen bringen.« Harrison gähnte.

»Klar. Wasser hat keine feste Form, nicht wahr? Oder doch? Wie ist das grundsätzlich?«

Mit Mühe gelang es Harrison, sich auf Cercys Worte zu konzentrieren. »Molekulare Anordnung? Genetische Matrix?«

»Matrix«, wiederholte Cercy und mußte ebenfalls gähnen. »Ein Muster, eine Anordnung. Etwas Ähnliches muß es wohl sein. Ein solches Muster oder Schema ist abstrakt, nicht wahr?«

»Sicher. Allen Dingen kann man ein Schema aufdrücken. Was habe ich vorhin gesagt?«

»Warten Sie mal«, sagte Cercy. »Ein Muster. Eine Matrix. Alles an dem Botschafter ist wandlungsfähig. Es muß eine übergeordnete Kraft geben, die seine Persönlichkeit aufrechterhält. Etwas, das sich nicht verändert, gleichgültig, welche Verwandlungen er auch durchmacht.«

»Wie ein roter Faden«, murmelte Harrison mit geschlossenen Augen.

»Sicher. Man kann Knoten hineinmachen, ein Seil daraus flechten, ihn sich um den Finger wickeln – es bleibt doch ein Faden.«

»Ja.«

»Aber wie geht man gegen ein Schema vor?« fragte Cercy. Und warum sollte er selbst nicht endlich ein bißchen Schlaf bekommen? Zum Teufel mit dem Botschafter und seinen Horden von Kolonisatoren. Jetzt wollte er erst einmal für eine Weile die Augen zumachen...

»Aufwachen, Colonel!«

Cercy öffnete mühsam die Augen und sah Malley vor sich stehen. Neben ihm schnarchte Harrison laut und vernehmlich. »Etwas gefunden?«

»Überhaupt nichts«, gab Malley zu. »Diese Philosophie muß ihn tiefgreifend beeinflußt haben. Aber hundertprozentig hat sie nicht gewirkt. Darrig weiß zumindest noch, daß er vorher die Absicht hatte, den Botschafter zu töten, und zwar aus triftigen Gründen. Jetzt ist er zwar anderer Meinung, aber er hat dabei doch das Gefühl, uns zu hintergehen. Einerseits kann er nichts gegen den Botschafter tun; andererseits bringt er es nicht fertig, uns zu schaden.«

»Will er Ihnen nichts sagen?«

»Ich fürchte, so einfach ist das nicht«, sagte Malley. »Wissen Sie, wenn Sie ein unüberwindliches Hindernis vor sich sehen, das jedoch überwunden werden muß... Außerdem glaube ich, daß diese Philosophie auf seinen Verstand nachteilige Auswirkungen...«

»Was wollen Sie damit sagen?« Cercy sprang auf.

»Entschuldigung«, murmelte Malley. »Ich konnte absolut nichts machen. Darrig hat den Kampf ganz allein mit sich ausgefochten, und als er nicht länger kämpfen konnte – da zog er sich zurück. Ich fürchte, er ist hoffnungslos geistesgestört.«

»Ich will ihn sehen!«

Sie gingen den Korridor entlang zu Malleys Labor. Darrig lag entspannt auf einer Couch. Seine glasigen Augen waren starr zur Decke gerichtet.

»Gibt es eine Möglichkeit, ihn zu heilen?« fragte Cercy.

»Vielleicht mit Hilfe der Schocktherapie«, antwortete Malley zweifelnd. »Aber das kann sehr lange dauern. Und er wird dann vermutlich alles verdrängen, was mit dieser Geschichte zu tun hatte.«

Cercy mußte sich abwenden. Ihm wurde übel. Selbst wenn Darrig gerettet werden konnte, würde es zu spät sein. Die Fremden mußten inzwischen das Signal des Botschafters aufgefangen haben. Sie befanden sich zweifellos schon unterwegs zur Erde.

»Was ist das hier?« fragte Cercy und griff nach einem Stück Papier, das neben Darrigs Hand lag.

»Ach, er hat darauf herumgekritzelt«, sagte Malley. »Steht denn etwas darauf geschrieben?«

Cercy las laut vor: »Bei näherem Überlegen erkenne ich, daß das Chaos und die Gorgonische Medusa in enger Beziehung zueinander stehen.«

»Was bedeutet das?« fragte Malley.

»Das weiß ich nicht«, sagte Cercy ratlos. »Er hat sich immer schon für Legenden interessiert.«

»Klingt schizophren«, sagte der Psychiater.

Cercy las den Satz noch einmal: »Bei näherem Überlegen erkenne ich, daß das Chaos und die Gorgonische Medusa in enger Beziehung zueinander stehen.« Er starrte die Worte an.

Nach einer Weile fragte er Malley: »Wäre es nicht denkbar, daß er versucht hat, uns damit einen Fingerzeig zu geben? Daß er sich selbst überlisten wollte – gleichzeitig etwas sagen und doch nicht sagen?«

»Schon möglich«, bestätigte Malley. »Ein erfolgloser Kompromißversuch. Aber was könnte es bedeuten?«

»Chaos.« Cercy erinnerte sich, daß Darrig dieses Wort in dem Telefongespräch verwendet hatte. »Das Chaos war der ursprüngliche Zustand des Universums nach der griechischen Sage, nicht wahr? Die Formlosigkeit, aus der sich alles entwickelt hat?«

»So ungefähr«, sagte Malley. »Und Medusa war eine der drei Schwestern mit den schrecklichen Gesichtern.«

Cercy stand einen Augenblick da und starrte das Papier an. Chaos. Medusa. Und das Ordnungsprinzip! Selbstverständlich!

»Ich glaube...«

Damit drehte er sich um und stürzte hinaus. Malley sah ihm nach. Dann zog er eine Spritze auf und folgte ihm.

Im Kontrollraum schrie Cercy Harrison an, bis dieser wieder zu sich kam.

»Hören Sie«, sagte er. »Sie müssen mir ganz schnell etwas bauen. Verstehen Sie mich?«

»Klar.« Harrison setzte sich blinzelnd auf. »Warum plötzlich diese Hast?«

»Ich weiß, was uns Darrig klarmachen wollte«, sagte Cercy. »Kommen Sie, ich sage Ihnen, was ich brauche. Malley, legen

Sie die Spritze weg. Ich bin nicht plemplem. Besorgen Sie mir sofort ein Buch über griechische Mythologie. Beeilen Sie sich!«

Um zwei Uhr morgens ist es nicht einfach, ein Buch über griechische Mythologie ausfindig zu machen. Mit Hilfe von FBI-Beamten warf Malley einen Buchhändler aus dem Bett. Er bekam das gesuchte Buch und machte sich eilig auf den Rückweg.

Cercy hatte rotgeränderte Augen. Er war aufgeregt. Harrison und seine Helfer arbeiteten an drei verrückt aussehenden Dingern. Cercy riß Malley das Buch aus der Hand, sah etwas nach und legte es wieder weg.

»Prächtige Arbeit«, sagte er. »Jetzt kann's losgehen. Fertig, Harrison?«

»Beinahe.« Harrison und zehn Helfer schraubten gerade die letzten Teile fest. »Wollen Sie mir nicht verraten, was das sein soll?«

»Mir auch«, bat Malley.

»Ich will nicht geheimnisvoll tun«, sagte Cercy. »Ich hab's nur einfach eilig. Ich werde es Ihnen unterwegs erklären.« Er stand auf. »Okay, wecken wir den Botschafter auf!«

Sie beobachteten den Bildschirm, als ein elektrischer Blitz von der Zimmerdecke zum Bett des Botschafters niederfuhr. Augenblicklich war der Botschafter verschwunden.

»Nun ist er Bestandteil des Elektronenstroms, nicht wahr?« fragte Cercy.

»Das hat er uns zumindest gesagt«, antwortete Malley.

»Aber sein Schema bleibt auch in dem Strom erhalten«, fuhr Cercy fort. »Es muß erhalten bleiben, sonst könnte er sich nicht wieder in seine frühere Gestalt zurückverwandeln. Nun setzen wir den ersten Unterbrecher ein.«

Harrison schloß die Maschine an den Stromkreis an und schickte seine Helfer weg.

»Hier haben Sie eine laufende Darstellung des Elektronenstroms«, sagte Cercy. »Sehen Sie den Unterschied?« Die Darstellung bekam Unregelmäßigkeiten, Spitzen und Täler, die sich dauernd verlagerten und wieder ausglich. »Erinnern Sie sich noch, als Sie den Botschafter hypnotisierten? Er sprach von einem Freund, der im Weltraum umgekommen ist.«

»Stimmt.« Malley nickte. »Sein Freund war von etwas getötet worden, das plötzlich da war.«

»Er hat noch etwas gesagt«, fuhr Cercy fort. »Er hat uns erzählt, die grundlegende Ordnungskraft des Universums verhindere dergleichen für gewöhnlich. Was sagt Ihnen das?«

»Die Ordnungskraft«, wiederholte Malley langsam. »Hat nicht Darrig gesagt, dabei handele es sich um ein Naturgesetz?«

»Das hat er gesagt. Aber überlegen Sie einmal die Auswirkungen, wie es Darrig getan hat. Wenn irgendwo ein Ordnungsprinzip wirksam wird, muß es etwas geben, das ihm entgegensteht. Was der Ordnung entgegensteht...«

»Das Chaos!«

»Das dachte Darrig, und wir hätten es ebenfalls erkennen müssen. Das Chaos ist das Primäre, und aus ihm entwickelte sich das Ordnungsprinzip. Wenn ich es recht verstehe, suchte dieses Prinzip das ursprüngliche Chaos zu unterdrücken und alles in eine Ordnung zu zwingen. Aber das Chaos kommt gelegentlich immer noch zum Durchbruch, wie Alfern feststellen mußte. Vielleicht ist das Ordnungsschema draußen im leeren Raum schwächer. Jedenfalls sind diese Punkte gefährlich, solange sie nicht dem Ordnungsprinzip unterworfen werden.«

Er drehte sich um. »Okay, Harrison, schließen Sie den zweiten Unterbrecher an!« Die Höhen und Tiefen der Linie veränderten sich. Sie ballten sich zu verrückten, sinnlosen Formen zusammen.

»Betrachten Sie einmal im Licht dieser Tatsache Darrigs Mitteilung. Wir wissen, das Chaos ist im Verborgenen wirksam, das Grundlegende. Alles ist aus ihm entstanden. Die Gorgonische

Medusa war etwas, das man nicht ansehen konnte. Wie Sie sich erinnern, ließ sie Menschen versteinern und vernichtete sie. Darrig entdeckte also eine Beziehung zwischen dem Chaos und dem, was man nicht ansehen kann. Natürlich alles mit Bezug auf den Botschafter.«

»Der Botschafter kann das Chaos nicht ansehen!« rief Malley.

»Das ist es. Der Botschafter ist einer unendlichen Zahl von Veränderungen und Permutationen fähig. Doch etwas kann sich nicht ändern, nämlich die Matrix. Sonst würde nämlich nichts mehr übrigbleiben. Wenn man etwas so Abstraktes wie ein Schema zerstören will, braucht man einen Zustand, in dem kein Schema mehr möglich ist. Den Zustand des Chaos.«

Der dritte Unterbrecher wurde eingeschaltet. Die Linie auf dem Spektrographen sah aus, als würde sie von einer betrunkenen Raupe gezeichnet.

»Diese Unterbrecher sind Harrisons Idee«, sagte Cercy. »Ich sagte ihm, ich brauche einen elektrischen Strom, der absolut kein zusammenhängendes Schema aufweist. Die Unterbrecher sind eine Weiterentwicklung der Störsender, wie man sie beim Funk verwendet. Der erste verändert die elektrische Frequenz. Er soll einen Zustand der Schemalosigkeit herstellen. Der zweite Unterbrecher versucht, das vom ersten noch übriggelassene Schema zu zerstören. Der dritte Unterbrecher hat die durch die beiden ersten gebildeten Muster zu verwischen. Dann kommt es zu einer Rückkopplung, und jegliches noch verbleibende Schema wird im erneuten Kreislauf vernichtet – hoffe ich.«

»Und damit soll der Zustand des Chaos erreicht werden?« fragte Malley und sah auf den Schirm.

Eine Zeitlang hörten sie nichts als das hohe Singen der Maschinen; sie sahen das verrückte Tanzen des Spektrogramms. Dann tauchte plötzlich mitten im Zimmer des Botschafters ein Fleck auf. Er zitterte, schrumpfte zusammen, dehnte sich wieder aus.

Was nun geschah, war unbeschreiblich. Sie wußten nur, daß alles, was sich innerhalb dieses Flecks befand, verschwunden war.

»Abschalten!« rief Cercy. Harrison legte den Schalter um.

Der Fleck wurde immer größer.

»Wie kommt es, daß wir es ansehen können?« fragte Malley und starrte auf den Schirm.

»Der Schild des Perseus, wissen Sie noch?« erklärte Cercy. »Als er ihn als Spiegel verwendete, konnte er Medusa ins Antlitz sehen.«

»Der Fleck wächst immer noch!« schrie Malley.

»Ein gewisses Risiko lag natürlich in dem Versuch«, sagte Cercy. »Es besteht immer die Möglichkeit, daß das Chaos unkontrolliert um sich greift. Falls das eintritt, spielt es keine große Rolle mehr, was...«

Der Fleck hörte zu wachsen auf. Die Ränder wurden verschwommen, begannen auszufransen, dann schrumpfte er ein.

»Das Ordnungsprinzip«, sagte Cercy und sank erschöpft in den nächsten Stuhl.

»Irgendein Anzeichen von dem Botschafter?« fragte er einige Minuten später.

Der Fleck schwankte und waberte immer noch. Dann war er verschwunden. Augenblicklich ereignete sich eine Explosion. Die stählernen Wände krümmten sich nach innen, hielten aber stand. Die Bildschirme erloschen.

»Eine Implosion«, erklärte Cercy. »Der Fleck hat alle Luft aus dem Zimmer entfernt. Auch sämtliche Möbel und den Botschafter.«

»Er konnte nicht standhalten«, sagte Malley. »In einem Zustand der Schemalosigkeit kann sich kein Schema halten. Er ist jetzt unterwegs zu Alfarn.«

Malley begann albern zu lachen. Cercy hätte am liebsten mitgekichert, aber er riß sich zusammen.

»Immer mit der Ruhe«, sagte er. »Wir haben es noch nicht überstanden.«

»Klar haben wir das! Der Botschafter...«

»Ist aus dem Weg geräumt. Aber da ist immer noch die Flotte der Fremden, die diesen Sektor des Weltraums ansteuert. Eine Flotte von solcher Macht, daß wir sie mit einer H-Bombe nicht einmal ankratzen könnten. Sie werden uns suchen.«

Er erhob sich.

»Geht nach Hause und schlaft erst einmal aus. Ich habe das Gefühl, daß wir morgen anfangen müssen, uns eine Methode zu überlegen, wie man einen ganzen Planeten tarnen kann.«

Geist V

»Jetzt liest er unser Firmenschild«, sagte Gregor. Er hatte sein langes, knochiges Gesicht dicht an das Guckloch der Bürotür gepreßt.

»Laß mal sehen«, bat Arnold.

Gregor schob ihn zurück. »Gleich wird er klopfen. Nein – er hat es sich anders überlegt. Er geht.«

Arnold kehrte an seinen Schreibtisch zurück und begann eine neue Patience. Gregor hielt weiter am Guckloch Wache.

Sie hatten dieses Guckloch drei Monate nach Gründung der Firma und Einzug in dieses Büro aus purer Langeweile konstruiert. Damals hatte die Planetenentseuchungsgesellschaft nichts zu tun, obwohl sie bereits im Telefonbuch eingetragen stand. Planetenentseuchung war ein altes, wohleingeführtes Geschäft, das von zwei mächtigen Monopolgesellschaften beherrscht wurde.

Die Lage war für eine kleine, neue Firma, die von zwei jungen Männern mit großartigen Ideen und einer Menge noch unbezahltem Gerät betrieben wurde, ziemlich entmutigend.

»Er kommt zurück«, rief Gregor. »Rasch! Tu so, als ob du ein vielbeschäftigter und wichtiger Mann wärst!«

Arnold schob die Spielkarten in eine Schublade und hatte gerade seinen Laborkittel fertig zugeknöpft, als es an der Tür klopfte.

Ihr Besucher war ein kleiner, kahlköpfiger, müde aussehender Mann. Er betrachtete sie zweifelnd.

»Sie entseuchen also Planeten?«

»Das ist richtig, Sir«, sagte Gregor, schob einen Stapel Papiere beiseite und schüttelte dem Mann die feuchte Hand. »Ich bin Richard Gregor, das hier ist mein Partner, Dr. Frank Arnold.«

Arnold, der mit seinem weißen Laborkittel und der dunklen Hornbrille sehr bedeutend aussah, nickte geistesabwesend und vertiefte sich wieder in die Untersuchung einer Reihe uralter, verkrusteter Reagenzgläser.

»Nehmen Sie doch bitte Platz, Mr...«

»Fernraum.«

»...Mr. Fernraum. Ich glaube, wir können so ziemlich alles übernehmen, was in unserer Branche anfällt«, sagte Gregor herzlich. »Regulierung der Flora oder Fauna, Reinigung der Atmosphäre, Entgiftung des Trinkwassers, Sterilisierung des Bodens, Stabilitätstests, Kontrolle von Vulkanismus und Erdbeben... Wir können alles tun, um einen Planeten für Menschen bewohnbar zu machen.«

Fernraums Zweifel schienen immer noch nicht beseitigt zu sein. »Ich will Ihnen gegenüber ganz ehrlich sein. Ich habe da einen schwierigen Planeten an der Hand.«

Gregor nickte zuversichtlich. »Für solche Schwierigkeiten sind wir ja da.«

»Ich bin selbständiger Grundstücksmakler«, sagte Fernraum. »Sie wissen ja, wie das geht – man kauft einen Planeten und verkauft ihn wieder – man muß sich halt so durchschlagen. Normalerweise konzentriere ich mich auf Steppenplaneten und überlasse die Entseuchung den Käufern. Aber vor ein paar Monaten bot sich mir die Möglichkeit, einen wirklich ausgezeichneten Planeten zu kaufen. Ich habe ihn den großen Firmen genau vor der Nase weggeschnappt.«

Fernraum wischte sich unglücklich die Stirn mit dem Taschentuch ab. »Eine wunderbare Welt«, fuhr er ohne jede Begeisterung fort. »Durchschnittstemperatur 22 Grad Celsius. Bergig, aber fruchtbar. Wasserfälle, Regenbogen – alles vorhanden. Aber keinerlei Fauna.«

»Klingt ja großartig«, sagte Gregor. »Mikroorganismen?«

»Nichts Gefährliches.«

»Und was ist dann an dem Planeten faul?«

Fernraum wurde verlegen. »Vielleicht haben Sie schon davon gehört. Er ist unter der Katalognummer RYC-5 registriert. Aber normalerweise nennt man ihn nur ›Geist V‹.«

Gregor hob eine Augenbraue. ›Geist‹ war ein seltsamer Spitzname für einen Planeten, aber er hatte schon ausgefallene zu hören bekommen. Schließlich muß man dem Kind ja einen Namen geben. Innerhalb der Reichweite von Raumschiffen gab es Tausende von Sonnen mit Planetensystemen, von denen viele bewohnbar oder wenigstens potentiell bewohnbar waren. Und in den zivilisierten Welten gab es wiederum viele Leute, die bereit waren, diese Planeten zu kolonisieren. Religiöse Sekten, politische Minoritäten, philosophische Gruppen – oder ganz einfach Pioniere, die irgendwo neu anfangen wollten.

»Ich glaube nicht, daß ich schon davon gehört habe«, sagte Gregor.

Fernraum rutschte ungemütlich auf seinem Stuhl hin und her.

»Ich hätte auf meine Frau hören wollen. Aber nein – ich wollte es so machen wie die Großen. Hab' für ›Geist V‹ zehnmal soviel bezahlt, wie ich sonst zu zahlen pflege, und nun sitze ich darauf fest.«

»Aber was ist denn nun faul daran?« fragte Gregor.

»Es scheint dort Gespenster zu geben«, sagte Fernraum verzweifelt.

Fernraum hatte seinen Planeten mit Radar überprüfen lassen und ihn dann an eine landwirtschaftliche Genossenschaft von Dijon IV verpachtet. Die acht Mann starke Vorhut landete und schickte schon am ersten Tag über Funk wirre Berichte über Dämonen, Geister, Vampire, Dinosaurier und andere feindselige Geschöpfe zurück.

Als ein Rettungsschiff sie abholen wollte, waren sie alle tot. Nach dem Bericht der Autopsie konnten die Risse, Schnitte und Male an ihren Leichen jede nur erdenkliche Ursache haben und

sogar von Dämonen, Geistern, Vampiren und Dinosauriern herrühren, falls es solche gab.

Fernraum wurde wegen unzureichender Entseuchung bestraft. Die Farmer kündigten ihren Pachtvertrag. Es gelang ihm jedoch, den Planeten an eine Gruppe von Sonnenanbetern von OPAL II zu vermieten. Die Sonnenanbeter waren vorsichtige Leute. Sie schickten ihre Geräte auf den Planeten, aber nur eine Vorhut von drei Mann, um die Ursache all des Ärgers auszukundschaften. Die drei Männer schlugen ein Lager auf, packten ihre Sachen aus und erklärten den Planeten zum Paradies. Sie forderten ihre Glaubensgenossen zu Hause auf, sofort nachzukommen – und dann plötzlich ertönte ein wilder Schrei, und der Funkkontakt brach ab.

Ein Patrouillenschiff landete auf ›Geist V‹, beerdigte die drei verstümmelten Leichen und hob innerhalb von fünf Minuten wieder ab.

»Damit war ich erledigt«, sagte Fernraum. »Niemand will den Planeten mehr haben, zu keinem noch so günstigen Preis. Die Mannschaften von Raumschiffen weigern sich, dort zu landen. Und ich weiß immer noch nicht, was eigentlich geschehen ist.« Mit einem tiefen Seufzer sah er Gregor an. »Wenn Sie wollen, können Sie den Auftrag haben.«

Gregor und Arnold entschuldigten sich für einen Augenblick und gingen in den Vorraum hinaus.

Arnold jubelte sofort: »Wir haben einen Auftrag!«

»Jaja«, sagte Gregor, »aber was für einen.«

»Wir wollten doch immer die schwierigen Aufträge haben«, erklärte ihm Arnold. »Wenn wir diesen schaffen, ist unser Ruf fest gegründet – ganz zu schweigen von dem Gewinn, den wir bei einer prozentualen Beteiligung heraus wirtschaften können.«

Gregor entgegnete: »Du scheinst zu vergessen, daß ich derjenige bin, der auf diesem Planeten zu landen hat. Du sitzt nur hier herum und wertest meine Angaben aus.«

»So haben wir es vereinbart«, erinnerte ihn Arnold. »Ich bin die Forschungsabteilung – du bist die Feuerwehr. Hast du das vergessen?«

Gregor hatte es nicht vergessen. Schon seit ihrer Kindheit hatte er immer den Kopf hingehalten, während Arnold zu Hause blieb und ihm erklärte, warum er den Kopf hinzuhalten hatte.

»Mir gefällt das nicht«, sagte er.

»Du glaubst doch nicht an Gespenster – oder doch?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Nun, mit allem anderen werden wir schon fertig. Wer nicht wagt, gewinnt nicht.«

Gregor zuckte die Achseln. Sie gingen zu Fernraum hinein.

Eine halbe Stunde später hatten sie sich über die Bedingungen geeinigt, im Erfolgsfall sollten sie von allen zukünftigen Gewinnen eine hohe prozentuale Beteiligung erhalten, im Falle eines Mißlingens verfiel jeder Anspruch auf ein Honorar.

Gregor begleitete Fernraum an die Tür. »Übrigens, Sir«, sagte er, »wie kommen Sie ausgerechnet auf uns?«

»Weil niemand sonst den Auftrag übernehmen will«, sagte Fernraum und schien mit sich selbst außerordentlich zufrieden zu sein. »Viel Glück.«

Drei Tage später war Gregor an Bord eines klapprigen Raumfrachters unterwegs zu ›Geist V‹. Er verbrachte seine Zeit mit dem Studium der Berichte von den beiden Kolonisationsversuchen sowie der Lektüre verschiedener Untersuchungen von übernatürlichen Erscheinungen.

Das alles half ihm nicht weiter. Auf ›Geist V‹ hatte man keine Spur von tierischem Leben entdeckt. Und nirgendwo sonst in der ganzen Galaxis hatten sich Beweise für die Existenz übernatürlicher Geschöpfe finden lassen.

Darüber dachte Gregor nach. Dann überprüfte er seine Waffen, während der Frachter sich in weiten Spiralen dem Gebiet von ›Geist V‹ näherte. Er führte ein Arsenal mit, das ausreichend war, einen kleinen Krieg anzuzetteln und ihn auch zu gewinnen.

Falls er etwas fand, worauf man schießen konnte...

Der Kapitän des Frachters brachte sein Schiff bis auf ein paar tausend Meter an den freundlich grünen Planeten heran, aber nicht näher. Gregor warf seine Ausrüstung mit Fallschirmen in der Nähe der beiden früheren Lager ab, drückte dem Kapitän die Hand und sprang dann selbst mit dem Fallschirm hinunter.

Er landete sicher und hob den Kopf. Der Frachter brauste wie von Furien gehetzt in den Raum hinaus.

Gregor war allein auf ›Geist V‹.

Nachdem er seine Ausrüstung auf etwaige Schäden hin untersucht hatte, teilte er Arnold über Funk mit, daß er sicher gelandet sei. Dann kontrollierte er mit schußbereitem Strahler das Lager der Sonnenanbeter.

Sie hatten sich am Fuß eines Berges eingerichtet, neben einem kleinen, kristallklaren See. Die Häuser aus vorgefertigten Teilen befanden sich in ausgezeichnetem Zustand.

Kein Sturm hatte die Gebäude beschädigt, da ›Geist V‹ mit einem wunderbar gleichmäßigen Klima gesegnet war. Aber alles wirkte erschreckend einsam.

Gregor untersuchte genau eines der Gebäude. Kleidungsstücke lagen ordentlich verpackt in den Schränken, Bilder hingen an der Wand, und vor einem der Fenster gab es sogar einen Vorhang. In einer Ecke des Raums war eine Kiste mit Spielzeug bereits für die Ankunft der Kinder des Haupttrupps geöffnet worden.

Eine Wasserpistole, ein Spielzeugkreisel und ein Beutel mit Murmeln waren zu Boden gefallen.

Da es inzwischen Abend wurde, schleppte Gregor seine Ausrüstung in das Haus und traf seine Vorbereitungen. Er konstruierte ein Alarmsystem und stellte es so empfindlich ein,

daß selbst eine Küchenschabe es ausgelöst hätte. Zur Kontrolle der unmittelbaren Umgebung baute er ein Radarwarnsystem auf. Er packte seine Waffen aus, legte sich die schweren Karabiner griffbereit zurecht, behielt jedoch den Handstrahler im Gürtel. Dann setzte er sich zufrieden zu einem gemütlichen Abendessen nieder.

Draußen war es inzwischen Nacht geworden. Dunkelheit legte sich über das warme, verträumt daliegende Land. Eine sanfte Brise kräuselte die Wasserfläche des Sees und rief im hohen Gras ein seidiges Rauschen hervor.

Alles war sehr friedlich.

Die Siedler müssen hysterisch gewesen sein, sagte er sich. Wahrscheinlich hat sie die Panik gepackt, und sie haben sich gegenseitig umgebracht.

Nachdem Gregor sein Alarmsystem ein letztes Mal überprüft hatte, legte er seine Sachen über einen Stuhl, schaltete die Lichter aus und stieg ins Bett. Der Raum wurde vom Schimmer der Sterne matt erhellt. Sie leuchteten heller als der Vollmond auf der Erde. Der Handstrahler lag unter seinem Kopfkissen. Gregor war mit sich und der Welt zufrieden.

Er war gerade dabei einzunicken, als ihm bewußt wurde, daß er nicht mehr allein im Zimmer war.

Das war ausgeschlossen. Sein Alarmsystem hatte sich nicht gerührt. Das Radargerät summte immer noch friedlich vor sich hin.

Doch alle Nervenfasern seines Körpers sandten einen einzigen schrillen Warnruf aus. Er zog den Strahler unter dem Kopfkissen hervor und sah sich um.

Ein Mann stand in der Ecke des Raums.

Jetzt war nicht der richtige Augenblick zu überlegen, wie er hereingekommen war. Gregor hob den Strahler und sagte: »Okay, Hände hoch.« Seine Stimme klang ruhig und energisch.

Die Gestalt regte sich nicht.

Gregors Finger spannte sich um den Abzugshahn, aber ließ dann plötzlich wieder locker. Er erkannte den Mann. Es war seine eigene Kleidung, die er achtlos auf den Stuhl geworfen hatte, verzerrt vom vagen Sternenlicht und seiner Phantasie.

Grinsend ließ er den Strahler wieder sinken. Das Kleiderbündel begann, sich etwas zu bewegen. Gregor spürte eine schwache Brise, die vom Fenster herüberwehte, und grinste immer noch.

Dann stand das Kleiderbündel auf, streckte sich und kam mit zielstrebigem Schritten auf ihn zu.

Gregor lag starr vor Schrecken im Bett und betrachtete die körperlosen Kleider, die ungefähr menschliche Umrisse angenommen hatten und sich ihm näherten.

Als das Ding die Hälfte des Zimmers durchquert hatte und den leeren Jackenärmel nach ihm ausstreckte, drückte er ab.

Er schoß und schoß, denn die Lumpen und Überreste der Kleidung glitten auf ihn zu, als seien sie mit eigenem Leben erfüllt. Brennende Stoffetzen flatterten ihm ins Gesicht, und ein Gürtel versuchte, sich um seine Beine zu winden. Erst als er alles zu Asche verbrannt hatte, hörte der Angriff auf.

Als es vorüber war, schaltete Gregor sämtliche Lichter ein. Er braute sich eine Kanne Kaffee und goß den größten Teil einer Flasche Brandy hinein. Mit einiger Mühe widerstand er der Versuchung, sein nutzloses Alarmsystem vor Wut in Stücke zu schlagen.

Statt dessen rief er seinen Partner an.

»Das ist sehr interessant«, sagte Arnold, nachdem er sich Gregors ausführlichen Bericht angehört hatte. »Ein Fall von Belebung. Wirklich sehr interessant.«

»Ich habe gehofft, daß es dich amüsieren wird«, antwortete Gregor verbittert. Nach einigen Schlucken Brandy kam er sich allmählich verlassen und verraten vor.

»Sonst hat sich nichts ereignet?«

»Noch nicht.«

»Gut, sei vorsichtig. Ich habe da so meine Theorie, muß aber noch einige Ermittlungen anstellen. Übrigens nimmt ein verrückter Buchmacher Wetten von fünf zu eins gegen dich an.«

»Wirklich?«

»Ja, ich habe auch gewettet.«

»Für mich oder gegen mich?« fragte Gregor besorgt.

»Für dich natürlich«, sagte Arnold empört. »Wir sind doch Partner, oder nicht?«

Sie brachen das Gespräch ab. Gregor braute sich noch eine Kanne Kaffee. Er hatte ohnehin nicht vor, sich noch einmal zum Schlafen hinzulegen.

Der Gedanke, daß Arnold auf ihn gesetzt hatte, war beruhigend. Andererseits war Arnold für sein Pech im Spiel bekannt.

Als es hell wurde, bekam Gregor endlich ein paar Stunden unruhigen Schlaf. Am frühen Nachmittag wachte er wieder auf, fand etwas zum Anziehen und begann das Lager der Sonnenanbieter genauer zu untersuchen.

Gegen Abend fand er etwas. An die Wand eines der Häuser war hastig das Wort ›Tgasklit‹ hingekritzelt. Tgasklit‹ sagte ihm nichts, aber er gab es sofort an Arnold weiter.

Dann durchsuchte er sorgfältig sein Haus, schloß noch ein paar zusätzliche Lampen an, überprüfte das Alarmsystem und lud seinen Strahler nach.

Alles schien in Ordnung zu sein. Mit Bedauern sah er die Sonne untergehen und hoffte, wenigstens den nächsten Sonnenaufgang mitzuerleben. Dann ließ er sich in einen bequemen Sessel nieder und versuchte, einigen konstruktiven Gedanken nachzugehen.

Hier gab es kein tierisches Leben – auch keine beweglichen Pflanzen, intelligenten Felsen oder gigantischen Gehirne, die im

Innern des Planeten ruhten. »Geist V« besaß nicht einmal einen Mond, auf dem sich jemand hätte verstecken können.

An Geister oder Dämonen wollte er einfach nicht glauben. Er wußte, daß sich übernatürliche Ereignisse bei genauerer Untersuchung für gewöhnlich als vollkommen natürliche Vorgänge erklären ließen. Die Ereignisse, die sich nicht erklären ließen, hörten einfach auf. Gespenster halten nicht still und lassen sich von Zweiflern überprüfen. Der Schloßgeist hat unweigerlich Urlaub, wenn ein Wissenschaftler mit Kameras und Tonbandgeräten auftaucht.

Blieb nur noch eine andere Möglichkeit. Vielleicht wollte jemand anderer den Planeten haben, war aber nicht bereit, Fernraums Preis zu bezahlen. Könnte es nicht sein, daß dieser Jemand sich hier versteckte, die Siedler verschreckte, sie wenn nötig auch umbrachte – nur um den Preis zu drücken?

Das erschien ihm logisch. Auf diese Weise konnte man sogar das Verhalten seiner Kleidung erklären. Statische Elektrizität, richtig angewandt.

Vor ihm stand etwas. Wieder hatte sein Alarmsystem überhaupt nicht angesprochen.

Langsam hob Gregor den Kopf. Das Ding, das vor ihm stand, war etwa dreieinhalb Meter groß und von ungefähr menschlicher Gestalt, wenn man von dem Krokodilschädel absah. Es war leuchtendrot gefärbt und hatte purpurfarbene Längsstreifen am Körper. In einer Klaue hielt es eine große braune Dose.

»Hallo«, sagte das Ding.

»Hallo«, würgte Gregor hervor. Sein Strahler lag nur einen halben Meter entfernt auf dem Tisch. Ob das Ding mich wohl angreift, wenn ich die Hand danach ausstrecke?

»Wie heißt du?« fragte Gregor mit der absoluten Ruhe, die nur ein gewaltiger Schock hervorbringt.

»Ich bin der Gestreifte Greifer«, sagte das Ding. »Ich packe zu.«

»Wie interessant.« Gregors Hand bewegte sich in Richtung auf den Strahler.

»Ich packe zum Beispiel etwas, das Richard Gregor heißt«, erklärte der Greifer mit seiner hellen, freundlichen Stimme. »Und für gewöhnlich esse ich sie mit Schokoladensoße.« Er hielt die braune Dose hoch, und Gregor konnte das Etikett lesen: »Mix-Schokolade, eine ideale Couvertüre für Gregors, Arnolds und Flynns«.

Gregors Finger berührten den Kolben des Strahlers.

Er fragte: »Du hast also vor, mich zu essen?«

»Aber ja«, antwortete der Greifer.

Gregor hielt die Waffe jetzt in der Hand. Er schnippte die Sicherung zur Seite und drückte ab. Der leuchtende Strahl prallte von der Brust des Greifers ab und versengte den Fußboden, die Wände und Gregors Augenbrauen.

»Damit kannst du mir nichts anhaben«, erklärte der Greifer. »Ich bin zu groß.«

Der Strahler fiel Gregor aus der Hand. Der Greifer beugte sich vor.

»Ich werde dich nicht jetzt essen«, sagte der Greifer.

»Nein?« würgte Gregor hervor.

»Nein, ich kann dich erst morgen, am 1. Mai, essen. So sind nun einmal die Regeln. Ich wollte dich nur um einen Gefallen bitten.«

»Um welchen?«

Der Greifer lächelte gewinnend. »Würdest du vielleicht so freundlich sein und ein paar Äpfel essen? Das Fleisch bekommt dann einen so herrlichen Geschmack.«

Mit diesen Worten verschwand das Gestreifte Ungeheuer.

Mit zitternden Händen schaltete Gregor das Funkgerät ein und berichtete Arnold alles, was sich ereignet hatte.

»Hm«, machte Arnold. »Der Gestreifte Greifer, wie? Ich glaube, damit ist die Sache klar. Es paßt alles zusammen.«

»Was paßt zusammen?«

»Tu zunächst einmal, was ich dir sage. Ich möchte ganz sicher sein.«

Gregor richtete sich genau nach Arnolds Anweisungen. Er packte sein tragbares Chemielabor aus und legte sich eine Anzahl Reagenzröhren, Retorten und Chemikalien bereit. Er rührte, mischte, fügte hinzu und nahm wieder weg, wie es ihm gesagt wurde, und erhitzte die ganze Mixtur schließlich auf dem Ofen.

»So«, sagte Gregor und trat wieder ans Funkgerät. »Jetzt sag mir endlich, was hier los ist.«

»Gewiß. Ich habe das Wort ›Tgasklit‹ nachgeschlagen. Es ist opalianisch und bedeutet ›Vielgezählter Geist‹. Die Sonnenanbeter stammten von Opal. Was folgerst du daraus?«

»Daß sie von einem einheimischen Geist umgebracht wurden«, erwiderte Gregor bissig. »Er muß sich auf ihrem Schiff versteckt haben. Vielleicht gab es da einen Fluch und...«

»Beruhige dich«, unterbrach ihn Arnold. »Geister haben damit nichts zu tun. Kocht die Lösung schon?«

»Nein.«

»Sag mir Bescheid, wenn es soweit ist. Und nun zurück zu deiner belebten Kleidung. Erinnert es dich nicht an etwas?«

Gregor überlegte. »Nun, als ich noch ein Kind war... Nein, das ist lächerlich.«

»Heraus damit«, verlangte Arnold.

»Als ich ein Kind war, ließ ich niemals Kleidungsstücke auf einem Stuhl liegen. Im Dunkeln sahen sie immer wie ein Mensch

oder ein Drache oder etwas anderes aus. Ich glaube, diese Erfahrung macht jeder. Aber damit ist doch nicht erklärt...«

»Aber sicher erklärt das alles. Erinnerst du dich jetzt an den Gestreiften Greifer?«

»Nein, warum sollte ich?«

»Weil du ihn erfunden hast! Weißt du es nicht mehr? Wir waren damals acht oder neun. Du und ich und Jimmy Flynn. Wir erfanden die schrecklichsten Ungeheuer, die man sich vorstellen konnte – der Greifer war unser eigenes, ganz privates Ungeheuer und wollte nur dich oder mich oder Jimmy fressen – mit Schokoladensoße übergossen. Aber nur am Ersten eines jeden Monats, wenn der monatliche Schulbericht fällig war. Du konntest ihn nur loswerden, wenn du ein Zauberwort aussprachst.«

Da fiel Gregor alles wieder ein. Wie kann ich das alles nur vergessen haben? fragte er sich. Wieviel Nächte hatte er als Kind in der angstvollen Erwartung des Greifers wachgelegen? Im Vergleich dazu waren ihm selbst schlechte Schulzeugnisse bedeutungslos vorgekommen.

»Kocht die Lösung jetzt?« fragte Arnold.

»Ja«, antwortete Gregor und warf gehorsam einen Blick zum Ofen.

»Welche Farbe hat sie?«

»Eine Art grünblau. Nein, es ist mehr blau als...«

»Richtig, du kannst sie wegschütten. Ich möchte noch ein paar weitere Tests durchführen, aber ich glaube, wir haben das Problem gelöst.«

»Was haben wir gelöst? Könntest du mir nicht einiges erklären?«

»Es ist doch alles ganz klar. Der Planet besitzt kein tierisches Leben. Es gibt keine Geister oder zumindest keine, die handfest genug wären, um ein paar bewaffnete Männer töten zu können.

Die Lösung heißt Halluzination – also suchte ich nach etwas, das eine Halluzination hervorbringt. Ich fand eine ganze Menge. Abgesehen von den irdischen Drogen gibt es im Katalog ›Unbekannte chemische Stoffe‹ etwa ein Dutzend verschiedener Gase, die Halluzinationen hervorrufen. Es gibt Beruhigungsmittel und Aufputzungsmittel, die dir das Gefühl geben, als seiest du ein Genie oder ein Regenwurm oder ein Adler. Das Gas, das ich meine, entspricht Longstead 42 im Katalog. Es ist ein schweres, unsichtbares und geruchloses Gas, das keinen physischen Schaden anrichtet. Es wirkt nur anregend auf die Phantasie.«

»Du meinst, ich hatte nur Halluzinationen? Ich will dir mal was sagen...«

»So einfach ist das nicht«, unterbrach ihn Arnold. »Longstead 42 übt eine direkte Wirkung auf das Unterbewußtsein aus. Es setzt deine stärksten, unbewußten Ängste frei, all die Schrecken der Kindheit, die du unterdrückt hast. Es ruft sie ins Leben zurück. Und genau das hast du gesehen.«

»Dann ist eigentlich gar nichts hier?« fragte Gregor.

»Physisch nicht. Aber für den, der sie hat, sind die Halluzinationen wirklich echt.«

Gregor griff nach der zweiten Flasche Brandy. Diese Auskunft mußte gefeiert werden.

»Es wird nicht schwierig sein, ›Geist V‹ zu entseuchen«, fuhr Arnold zuversichtlich fort. »Wir können Longstead 42 ohne größere Schwierigkeiten ausscheiden. Und dann – dann sind wir reich, mein Freund.«

Gregor hatte schon einen Trinkspruch auf der Zunge, aber dann kam ihm ein bestürzender Gedanke.

»Wenn es nichts weiter als Halluzinationen sind – was ist dann aus den Siedlern geworden?«

Arnold schwieg eine Weile. »Nun«, sagte er schließlich, »vielleicht neigt Longstead 42 dazu, den Mortido anzuregen –

den Todesinstinkt. Die Siedler müssen verrückt geworden sein. Sie haben sich gegenseitig umgebracht.«

»Und keine Überlebenden?«

»Klar, warum nicht? Die letzten Überlebenden begingen Selbstmord oder starben an ihren Verletzungen. Mach dir darum keine Sorgen. Ich chartere sofort ein Schiff und komme nach, um diese Tests durchzuführen. Reg dich nicht auf, in ein oder zwei Tagen hole ich dich ab.«

Gregor schaltete das Gerät ab. Er genehmigte sich an diesem Abend den ganzen Rest der Flasche Brandy. Er hatte das Gefühl, den Schnaps verdient zu haben. Das Geheimnis von ›Geist V‹ war gelöst, und ein Vermögen war in Griffnähe gerückt. Bald würde er in der Lage sein, einen Mann einzustellen, der für ihn auf fremden Planeten landen mußte, während er zu Hause saß und nichts weiter zu tun hatte, als über Funk Anweisungen zu erteilen.

Am nächsten Morgen wachte er mit einem Brummschädel auf. Arnolds Schiff war noch nicht angekommen, also packte er seine Sachen ein und wartete. Am Abend war immer noch kein Schiff da. Er saß auf der Schwelle des Fertighauses und beobachtete den wunderbaren Sonnenuntergang. Dann ging er hinein und richtete sich sein Abendessen.

Das Problem der Siedler beunruhigte ihn immer noch, aber er war entschlossen, sich deshalb keine grauen Haare wachsen zu lassen. Zweifellos gab es auch dafür eine logische Erklärung.

Nach dem Essen streckte er sich auf dem Bett aus. Er hatte kaum die Augen geschlossen, da hörte er neben sich ein leises, entschuldigendes Husten.

»Hallo«, sagte der Gestreifte Greifer.

Seine ganz private Halluzination war wiedergekommen, um ihn aufzufressen.

»Hallo, alter Junge«, antwortete Gregor vergnügt und ohne die geringste Spur von Angst oder Sorge.

»Hast du die Äpfel gegessen?«

»Tut mir schrecklich leid, das habe ich ganz vergessen.«

»Na ja« Der Greifer bemühte sich, seine Enttäuschung zu verbergen. »Ich habe die Schokoladensoße mitgebracht.« Er hob die Dose hoch. Gregor lächelte. »Du kannst jetzt wieder gehen«, sagte er. »Ich weiß, daß du nichts weiter bist als eine Ausgeburt meiner eigenen Phantasie. Mir kannst du nichts anhaben.«

»Ich will dir auch nichts anhaben«, sagte der Greifer. »Ich will dich nur essen.«

Er ging auf Gregor zu. Gregor blieb ruhig sitzen und lächelte, obwohl es ihm lieber gewesen wäre, wenn der Greifer einen weniger handfesten und ganz und gar ungespenstischen Eindruck gemacht hätte. Der Greifer beugte sich vor und biß einmal probierend in seinen Arm.

Gregor fuhr zurück und betrachtete seinen Arm. Die Zähne hatten Eindrücke hinterlassen, aus denen Blut tröpfelte – echtes Blut, sein Blut.

Die Kolonisten waren zerbissen, zerrissen und zerfetzt aufgefunden worden.

In diesem Augenblick fiel Gregor die Vorführung eines Hypnotiseurs ein, die er einmal miterlebt hatte. Der Hypnotiseur hatte seinem Medium suggeriert, er drücke auf seinem bloßen Arm seine Zigarette aus. Dann hatte er die Stelle mit einem Bleistift berührt. Innerhalb weniger Sekunden hatte sich am Arm des Mediums eine knallrote Brandblase gebildet, weil es in dem Glauben war, es sei verbrannt worden. Wenn das Unterbewußtsein zu der Auffassung gelangt, daß man tot ist, dann ist man eben tot. Wenn es die Eindrücke von Zähnen befiehlt, dann sind sie auch vorhanden.

Er glaubte nicht an den Greifer.

Aber sein Unterbewußtsein glaubte daran.

Gregor wollte zur Tür rennen. Der Greifer schnitt ihm den Weg ab. Er packte ihn mit seinen Klauen und beugte sich zu seinem Nacken herab.

Das Zauberwort! Wie war es doch?

Gregor schrie: »Alphoisto?«

»Das falsche Wort«, sagte der Greifer. »Bitte, halt jetzt still.«

»Renastikio!«

»Nein. Hör endlich auf zu zappeln, dann ist alles vorbei, bevor du...«

»Vorspellhappilo!«

Der Greifer stieß einen Schmerzensschrei aus und ließ ihn los. Er sprang hoch in die Luft und verschwand.

Gregor sank auf einen Stuhl. Das war knapp gewesen. Viel zu knapp. Es wäre eine besonders alberne Todesart geworden – an den Todeswünschen des eigenen Unterbewußtseins zu sterben, erschlagen von der eigenen Phantasie, getötet von der eigenen Überzeugung. Wie gut, daß hm das Wort noch eingefallen war. Wenn sich Arnold nur beeilen würde...

Er hörte ein leises, belustigtes Kichern.

Es kam aus der Dunkelheit hinter einer halbgeöffneten Schranktür und rührte an eine fast vergrabene Erinnerung. Er war plötzlich wieder neun Jahre alt, und der Schattenmann – sein Schattenmann – war eine seltsame, hagere, grausige Erscheinung, die sich in dunklen Einfahrten verbarg, die unter Betten schlief und ihn nur im Dunkeln überfiel.

»Schalte die Lichter aus«, sagte der Schattenmann.

»Kommt nicht in Frage«, erwiderte Gregor und zog den Strahler. Solange das Licht brannte, war er in Sicherheit.

»Du solltest es lieber ausschalten.«

»Nein!«

»Na gut. Egan – Megan – Degan!«

Drei kleine Geschöpfe hüpfen ins Zimmer. Sie stürzten sich auf die nächste Glühbirne und begannen, sie heißhungrig aufzufressen.

Im Zimmer wurde es immer dunkler.

Gregor drückte jedesmal seinen Strahler ab, wenn sie sich wieder einer anderen Lampe näherten. Glas splitterte, aber die flinken, kleinen Geschöpfe hüpfen immer wieder zur Seite.

Dann erkannte Gregor, was er getan hatte. Die Geschöpfe konnten gar kein Licht fressen. Einbildung vermag nichts gegen unbelebte Materie. Er hatte sich nur vorgestellt, daß es im Zimmer dunkler wurde, und...

Dabei hatte er die eigenen Lampen ausgeschossen! Sein eigenes zerstörerisches Unterbewußtsein hatte ihm einen Streich gespielt.

Nun trat der Schattenmann hervor. Er hüpfte von einem Schatten zum anderen und kam Gregor immer näher.

Der Strahler hatte keine Wirkung. Gregor versuchte verzweifelt, sich an das Zauberwort zu erinnern – dann fiel ihm zu seinem Entsetzen ein, daß es keine Zauberformel gab, mit der sich der Schattenmann bannen ließ.

Er zog sich zurück, und der Schattenmann rückte vor, bis Gregor mit dem Rücken an einer Kiste stand. Der Schattenmann ragte hoch über ihm auf, und Gregor sank zu Boden. Er schloß die Augen.

Seine Hände berührten etwas Kaltes. Er hockte an der Packkiste der Siedler mit dem Kinderspielzeug. In der Hand hielt er die Wasserpistole.

Gregor hob die Pistole. Der Schattenmann zog sich ein Stück zurück und betrachtete angstvoll die Waffe.

Rasch lief Gregor zum Spülstein und füllte die Pistole. Und dann richtete er einen tödlichen Wasserstrahl auf das Geschöpf.

Der Schattenmann heulte vor Schmerz auf und verschwand.

Mit mattem Lächeln schob Gregor die leere Wasserpistole in den Gürtel.

Gegen eingebildete Ungeheuer ist eine Wasserpistole eben genau die richtige Waffe.

Es dämmerte schon, als das Schiff landete und Arnold ausstieg. Ohne weitere Zeitverschwendung baute er seine Versuche auf. Um die Mittagszeit war er damit fertig. Der wirksame Stoff war ganz einwandfrei Longstead 42.

Sofort packten er und Gregor ihre Sachen ein und starteten.

Als sie sich wieder im Raum befanden, erzählte Gregor seinem Partner alles, was sich ereignet hatte.

»Schlimm für dich«, sagte Arnold leise, aber mit tiefem Mitgefühl.

Jetzt, wo Gregor den Planeten ›Geist V‹ hinter sich gelassen hatte, konnte er über seinen Heldenmut bescheiden lächeln.

»Hätte noch schlimmer kommen können«, sagte er.

»Wie?«

»Stell dir einmal vor, Jimmy Flynn wäre hier. Der Junge konnte wirklich Ungeheuer erfinden! Erinnerst du dich noch an den Knurrer?«

»Ich weiß nur noch, daß ich deswegen nächtelang nicht schlafen konnte«, sagte Arnold.

Sie waren unterwegs nach Hause. Arnold machte sich Notizen zu einem Artikel mit der Überschrift »Der Todesinstinkt auf ›Geist V‹ – Eine Untersuchung der Stimulierung, Hysterie und Massenhalluzination des Unterbewußtseins bei der Hervorrufung physischer Stigmata«.

Dann ging er in den Kontrollraum, um den automatischen Piloten einzuschalten.

Gregor warf sich auf eine Couch und war fest entschlossen, zum ersten Mal seit seiner Landung auf ›Geist V‹ wieder einmal

anständig zu schlafen. Kaum war er eingenickt, da kam Arnold hereingestürzt, käsebleich vor Schrecken.

»Ich glaube, da ist etwas im Kontrollraum«, keuchte er.

Gregor richtete sich auf. »Das kann doch nicht sein. Wir sind nicht mehr auf...«

Aus dem Kontrollraum ertönte ein langgezogenes tiefes Knurren.

»Großer Gott!« stieß Arnold hervor. Ein paar Sekunden lang konzentrierte er sich verzweifelt. »Ich hab's! Ich habe bei der Landung die Luftschleusen offengelassen. Wir atmen immer noch die Luft von ›Geist V!«

In der offenen Tür erschien ein gewaltiges graues Geschöpf mit roten Flecken auf der Haut. Es hatte eine erstaunliche Anzahl von Armen, Beinen, Tentakeln, Klauen und Zähnen, dazu noch zwei winzige Schwingen auf dem Rücken. Langsam, murmelnd und ächzend, kam es auf die beiden Männer zu.

Sie erkannten beide gleichzeitig den Knurrer.

Gregor sprang vor und schlug ihm die Tür vor der Nase zu.

»Hier drin müßten wir eigentlich sicher sein. Die Tür schließt luftdicht«, sagte er. »Aber wie sollen wir das Schiff steuern?«

»Gar nicht«, erwiderte Arnold. »Wir verlassen uns ganz auf den automatischen Piloten – es sei denn, es fällt uns etwas ein, wie wir das Ding von Bord bekommen.«

Sie bemerkten, daß sich an den luftdicht versiegelten Kanten der Tür grauer Rauch bildete.

»Was ist das denn?« fragte Arnold mit einer Stimme, die einen schrillen Unterton der Angst hatte.

Gregor runzelte die Stirn. »Weißt du's denn nicht mehr? Der Knurrer kann in jeden Raum eindringen. Es gibt keine Möglichkeit, ihn auszusperrern.«

»Ich erinnere mich überhaupt nicht mehr daran«, sagte Arnold verzweifelt. »Frißt er auch Menschen?«

»Nein. Soweit ich mich erinnere, begnügt er sich damit, sie gründlich zu verstümmeln.«

Der graue Rauch begann sich zu den Umrissen des gewaltigen Knurrers zu verfestigen. Sie zogen sich ins nächste Abteil zurück und schlossen die Tür hinter sich. Innerhalb weniger Sekunden drang der graue Rauch auch hier ein.

»Das ist doch lächerlich!« rief Arnold und biß sich auf die Lippen. »Sich von einem eingebildeten Monstrum peinigen zu lassen – warte mal! Du hast doch noch die Wasserpistole bei dir?«

»Ja. Aber...«

»Gib sie her!«

Arnold lief zum Wassertank und füllte die Spritzpistole. Der Knurrer hatte wieder Gestalt angenommen und drang mit böartigem Grollen auf die beiden ein. Arnold übergab ihm mit einem Wasserstrahl.

Der Knurrer rückte weiter vor.

»Jetzt weiß ich's wieder«, sagte Gregor. »Mit einer Wasserpistole konnte man den Knurrer nicht aufhalten.«

Sie zogen sich in den nächsten Raum zurück und schlugen die Tür hinter sich zu. Hinter ihnen befand sich nur noch ein Schlafraum, und dann kam nichts als das tödliche Vakuum des Weltraums.

Gregor fragte: »Kannst du nicht die Luft hier drin ändern?«

Arnold schüttelte den Kopf. »Es verflüchtigt sich ohnehin schon. Aber es dauert etwa zwanzig Stunden, bis die Nachwirkungen von Longstead 42 abflauen.«

»Hast du kein Gegengift?«

»Nein.«

Wieder nahm der Knurrer Gestalt an. Es war weder ein sehr erfreulicher Anblick noch ein Ohrenschmaus.

»Wie können wir ihn nur umbringen?« fragte Arnold. »Es muß doch eine Möglichkeit geben. Zauberworte? Wie steht's mit einem Holzschwert?«

Gregor schüttelte den Kopf. »Ich erinnere mich jetzt auch wieder ganz genau an den Knurrer«, sagte er betrübt.

»Was tötet ihn?«

»Man kann ihn weder mit Wasserpistolen noch mit Knallbonbons, Knallfröschen, Schleudern, Stinkbomben oder anderen Spielzeugwaffen umbringen. Der Knurrer ist unbesiegbar!«

»Dieser Flynn mit seiner verdammten Phantasie! Warum mußten wir auch über ihn reden? Wie werden wir den Knurrer dann los?«

»Ich hab's dir doch gesagt. Man kann ihn nicht loswerden. Man muß einfach warten, bis er von allein fortgeht.«

Der Knurrer hatte inzwischen seine volle Größe erreicht. Gregor und Arnold zogen sich hastig in ihre winzige Schlafkabine zurück und knallten die letzte Tür zwischen sich und dem Ungeheuer zu.

»Denk nach, Gregor!« flehte Arnold. »Kein Kind erfindet ein Ungeheuer, gegen das es nicht irgendein Mittel gibt. Denk nach!«

»Den Knurrer kann man nicht umbringen«, wiederholte Gregor.

Das rotgefleckte Ungeheuer nahm erneut Gestalt an. Gregor erinnerte sich an alle schlaflos verbrachten Nächte seiner Kindheit. Es mußte doch etwas gegeben haben, womit er als Kind die Macht des Unbekannten neutralisiert hatte.

Und dann – fast schon zu spät – fiel es ihm wieder ein.

Die automatische Steuerung führte das Schiff, in dem der Knurrer als absoluter Herr und Meister herrschte, zur Erde zurück. Er marschierte die leeren Gänge auf und ab, schwebte durch stählerne Schotte in Kabinen und Abteile, stöhnte, ächzte, knurrte und fluchte, weil er kein Opfer finden konnte.

Das Schiff erreichte das Sonnensystem und schwenkte dann automatisch in eine Kreisbahn um den Mond ein.

Gregor riskierte vorsichtig einen Blick, bereit, sich notfalls sofort wieder zurückzuziehen. Es gab keine drohenden, schlurfenden Schritte mehr, kein Stöhnen und Knurren, keinen hungrigen Rauch, der durch Ritzen und Wände drang.

»Alles klar«, rief er Arnold zu. »Der Knurrer hat sich verzo-gen.«

Aus der Sicherheit ihrer allerletzten Zuflucht vor den Schrecken der Nacht – bis über den Kopf unter der Bettdecke – krochen sie aus der Schlafkabine hervor.

»Ich hab' dir gleich gesagt, daß die Wasserpistole nichts nützen würde«, sagte Gregor.

Arnold lächelte ihn mühsam an und schob die Pistole in den Gürtel zurück.

»Ich behalte sie trotzdem. Sollte ich jemals heiraten und einen Sohn haben, so wird das mein erstes Geschenk für ihn sein.«

»Für meine Kinder weiß ich etwas Besseres«, sagte Gregor. Er tätschelte liebevoll seine Schlafkoje. »Es gibt keinen besseren Schutz, als wenn man sich eine Decke über die Ohren zieht!«

Das Allerhöchste

Hadwell sah gespannt hinunter auf den Planeten, er zitterte vor Erregung, denn es war eine schöne Welt mit grünen Ebenen, roten Bergen und rastlosen, blaugrauen Meeren. Die Instrumente seines Raumschiffs holten rasch die erforderlichen Daten ein und gelangten zu dem Ergebnis, daß sich dieser Planet für menschliches Leben außerordentlich gut eignete.

Hadwell drückte auf einen Knopf und schlug eine Verzögerungsbahn ein. Dann klappte er sein Notizbuch auf.

Er war Schriftsteller, der Verfasser von ›Weiße Schatten im Planetoidengürtel‹, ›Die Saga aus dem tiefsten All‹, ›Wanderungen eines Raumvagabunden‹ und ›Terra – Planet der Geheimnisse‹.

Er schrieb in sein Notizbuch: ›Unter mir erstreckt sich ein neuer Planet, einladend und geheimnisvoll, ein Anreiz für Phantasie und Neugier. Was werde ich hier wohl vorfinden – ich, der Vagabund von jenseits der Sterne? Welche seltsamen Geheimnisse liegen unter der üppiggrünen Decke verborgen? Wird es Gefahren geben? Liebe? Erfüllung?‹

Richard Hadwell war ein großer, schlanker junger Mann mit rotem Haar. Er hatte von seinem Vater ein ansehnliches Vermögen geerbt und sich dafür einen Raumschoner der CC-Klasse gekauft. Mit diesem ein wenig altersschwachen Fahrzeug war er nun seit sechs Jahren durch den Weltraum gestreift und hatte über die Orte, die er gesehen hatte, begeisterte Bücher geschrieben. Die Begeisterung war allerdings zum größten Teil gemogelt, denn fremde Planeten sind zumeist recht trist.

Fremde Lebensformen, das hatte Hadwell herausgefunden, waren bemerkenswert dumm und erstaunlich häßlich. Ihre Ernährungsweise war unmöglich, ihre Manieren beklagenswert. Dennoch hatte Hadwell Romanzen erfunden und hoffte immer noch, eines Tages tatsächlich eine zu erleben.

Der Planet unter seinem Schiff trug keine Städte, er war von tropischer Schönheit. Hadwell setzte bereits in der Nähe eines Dorfes aus schilfgedeckten Hütten zur Landung an.

»Vielleicht werde ich es hier finden«, sagte sich Hadwell.

Schon früh am Morgen gingen Kataga und seine Tochter Mele über die Lianenbrücke hinüber zum Zerklüfteten Berg, um Duftblüten zu sammeln. Nirgendwo in ganz Igathi blühten die Duftpflanzen so üppig wie am Zerklüfteten Berg. Und so gehörte es sich auch, denn der Zerklüftete Berg war Thangookari, dem lächelnden Gott, geweiht.

Gegen Mittag gesellte sich noch Brog zu ihnen, ein langweiliger Junge mit ausdruckslosem Gesicht, den niemand wichtig nahm.

Mele hatte das Gefühl, daß irgendein sehr bedeutendes Ereignis unmittelbar bevorstand. Sie war groß und schlank und arbeitete wie in Trance, langsam und verträumt. Der Wind spielte mit ihrem langen Haar. Vertraute Gegenstände schienen ihr heute mit einer ungewöhnlichen Klarheit und Bedeutung erfüllt zu sein. Sie sah zum Dorf hinüber, dieser kleinen Ansammlung schlichter Hütten am anderen Ufer des Flusses, dann bestaunte sie den Gipfel, auf dem alle Ehen von Igathi besiegelt wurden; dahinter erstreckte sich in durchsichtigen Pastellfarben das Meer.

Sie war das hübscheste Mädchen von ganz Igathi, das gab selbst der alte Priester zu. Und sie sehnte sich nach einem aufregenden Leben. Doch im Dorf vergingen die Tage in dumpfer Gleichförmigkeit, und hier stand sie nun und pflückte unter den beiden heißen Sonnen Duftblüten. Das erschien ihr ungerecht.

Ihr Vater arbeitete flott und zielstrebig und summte dabei leise vor sich hin. Er wußte, daß die Blüten bald im Dorfbottich gären würden. Lag, der Priester, würde über dem Gebräu dann die passenden Worte murmeln und vor Thangookaris Bild ein Trankopfer darbringen. Nach Abschluß dieser Zeremonien würde sich das ganze Dorf einschließlich der Hunde herrlich besaufen.

Bei diesen Gedanken arbeitete er unwillkürlich noch schneller. Außerdem hatte sich Kataga zur Mehrung seines Ansehens einen ebenso raffinierten wie gefährlichen Plan zurechtgelegt. Das war ein Thema, mit dem er sich in Gedanken besonders gern beschäftigte.

Brog richtete sich auf, wischte sich mit dem Zipfel seines Lendentuchs übers Gesicht und hielt Ausschau nach den Anzeichen für den ersehnten Regen.

»He!« rief er.

Kataga und Mele hoben die Köpfe.

»Da!« schrie Brog. »Da – über uns!«

Aus großer Höhe senkte sich ein silbriger Fleck, umzüngelt von roten und grünen Flammen, langsam auf sie herab. Vor ihren Augen wurde er größer und größer, bis er als schimmernde Kugel zu erkennen war.

»Die Prophezeiung!« murmelte Kataga andächtig. »Endlich – nach all den vielen Jahrhunderten des Wartens!«

»Wir müssen es dem Dorf berichten!« rief Mele.

»Warte«, bat Brog. Er wurde feuerrot und bohrte mit der großen Zehe im Sand. »Ihr wißt doch, ich hab's zuerst gesehen.«

»Natürlich hast du das«, erwiderte Mele ungeduldig.

Brog fuhr zögernd fort: »Und weil ich's zuerst gesehen habe, weil ich dem Dorf damit einen wichtigen Dienst erwiesen habe, glaubt ihr nicht – wäre es da nicht angemessen...«

Brog wünschte sich dasselbe, was jeder Igathianer ersehnte, wofür man arbeitete und worum man betete – und zu dessen Erlangung kluge Männer wie Kataga gerissene Pläne schmiedeten. Aber es war ungehörig, das Ersehnte beim Namen zu nennen. Doch Mele und ihr Vater verstanden ihn.

»Was meinst du dazu?« fragte Kataga.

»Ich denke, etwas hat er sich damit verdient«, antwortete Mele. Brog rieb sich die Hände. »Wirklich, Mele? Würdest du es selbst tun?«

»Natürlich hängt das alles vom Priester ab«, sagte Mele.

»Bitte!« rief Brog. »Lag wird vielleicht meinen, ich sei noch nicht genügend vorbereitet. Bitte, Kataga! Tu's doch selbst!«

Kataga betrachtete die ausdruckslose Miene seiner Tochter und seufzte. »Tut mir leid, Brog, wenn wir allein darüber entscheiden könnten... Aber Mele ist streng rechtgläubig. Lassen wir den Priester darüber entscheiden.«

Brog nickte enttäuscht. Die schimmernde Kugel über ihren Köpfen senkte sich tiefer herab und steuerte die Ebene in der Nähe des Dorfes an. Die drei Igathianer nahmen ihre Säcke mit den gesammelten Blüten auf und machten sich auf den Heimweg.

Sie erreichten die Lianenbrücke, die sich über den tosenden Fluß spannte. Kataga schickte zuerst Brog und dann Mele hinüber. Er ging als letzter und zog ein kleines Messer hervor; das er unter seinem Lendentuch verborgen hatte.

Wie erwartet, drehten sich Mele und Brog nicht mehr um. Sie hatten genug damit zu tun, auf der gebrechlichen, schwankenden Brücke das Gleichgewicht zu halten. Als Kataga die Mitte erreicht hatte, fuhr er mit dem Finger prüfend unter der Liane entlang, die die Hauptlast trug. Sekunden später spürte er die abgenutzte Stelle, die er schon vor Tagen entdeckt hatte. Rasch sägte er mit dem Messer daran und fühlte, wie die Fasern nachgaben. Noch einen oder zwei schnelle Schnitte, und die Lianen würden unter dem Gewicht eines Mannes nachgeben.

Aber das genügte für den Augenblick. Zufrieden mit sich selbst, verbarg Kataga das Messerchen wieder unter dem Lendentuch und eilte Brog und Mele nach.

Als sich die Ankunft des Besuchers herumsprach, kam Leben in das Dorf. Für Männer wie auch Frauen gab es nur noch ein Gesprächsthema: das große Ereignis; vor dem Schrein des Werkzeugs begann spontan ein Tanz. Doch er wurde sofort unterbrochen, als der alte Priester aus Thangookaris Tempel gehumpelt kam.

Lag, der Priester, war ein großer, ausgemergelter, alter Mann. Nach den vielen Jahren des Dienstes an Thangookari hatte sein Gesicht eine gewisse Ähnlichkeit mit dem wohlwollend lächelnden Antlitz des von ihm verehrten Gottes angenommen. Sein kahles Haupt schmückte die Federkrone der Priesterkaste, und er stützte sich schwer auf die heilige schwarze Keule.

Die Leute versammelten sich vor ihm. Brog stand in der Nähe des Priesters, rieb sich hoffnungsvoll die Hände, fürchtete sich aber davor, auf seinen Lohn zu drängen.

»Mein liebes Volk«, sagte Lag. »Die uralte Prophezeiung von Igathi soll nunmehr in Erfüllung gehen. Eine große, leuchtende Kugel ist von den Himmeln herabgestiegen, wie es die alten Legenden voraussagen. In dieser Kugel wird sich ein Wesen befinden, das uns gleicht, und dieses Wesen wird der Abgesandte Thangookaris sein.«

Die Leute nickten hingerissen.

»Der Abgesandte wird große Taten vollbringen. Er wird Gutes tun, wie es noch kein Mensch jemals erlebt hat. Und wenn er sein Werk vollendet und sich die Ruhe verdient hat, wird er seinen Lohn fordern.« Lags Stimme sank zu einem eindringlichen Flüstern herab.

»Es ist der Lohn, den jeder Igathianer ersehnt, von dem er träumt, um den er betet. Er ist das höchste Geschenk, das Igathi denen gewährt, die ihm und dem Dorf wohl gedient haben.«

Der Priester wandte sich an Brog.

»Du, Brog«, sagte er, »warst der erste Zeuge der Ankunft dieses Abgesandten. Du hast dem Dorf wohl gedient.« Der

Priester hob beide Arme. »Freunde! Glaubt ihr, daß Brog den Lohn verdient, nach dem er sich sehnt?«

Die meisten der Dorfbewohner waren dieser Meinung. Doch Vassi, ein reicher Kaufmann, trat mit gerunzelter Stirn vor.

»Das ist nicht gerecht«, sagte er. »Wir anderen arbeiten jahrelang dafür und machen dem Tempel reiche Geschenke. Brog hat nicht genug getan, um sich auch nur die schlichteste Belohnung zu verdienen. Außerdem ist er von niederer Geburt.«

»Der Einwand ist berechtigt«, gab der Priester zu. Brog stöhnte hörbar auf. »Jedoch«, fuhr er fort, »Thangookaris Gaben sind nicht nur für die Hochgeborenen da. Auch der einfachste Bürger hat ein Anrecht darauf. Wenn Brog nicht seinen gebührenden Lohn empfängt – werden da nicht andere enttäuscht sein?«

Die Leute brüllten zustimmend, und Brogs Augen wurden feucht vor überquellender Dankbarkeit.

»Knie nieder, Brog«, gebot der Priester, und sein Gesicht strahlte Nachsicht und Liebe aus.

Brog kniete nieder. Die Dorfbewohner hielten den Atem an.

Lag hob seine schwarze Keule und ließ sie mit aller Kraft auf Brogs Schädel krachen. Es war ein guter Schlag, der genau traf. Brog brach zusammen, zuckte noch einmal und gab seinen Geist auf. Der Ausdruck der Freude auf seinem Gesicht war ein erhebender Anblick.

»Wie schön das war«, murmelte Kataga neidisch.

Mele packte ihn beim Arm. »Keine Angst, Vater, eines Tages wirst auch du deinen gerechten Lohn erhalten.«

»Ich hoffe es«, sagte Kataga. »Aber weiß ich es bestimmt? Sieh dir Rii an. Nie hat es einen freundlicheren, frommeren Mann gegeben. Dieser arme Alte hat sein ganzes Leben lang für einen gewaltsamen Tod gearbeitet und darum gebetet. Er wäre mit jeder Art von gewaltsamem Tod zufrieden gewesen. Und was geschah? Er verschied im Schlaf. Was für ein Tod ist das schon für einen Mann?«

»Es gibt immer ein paar Ausnahmen.«

»Ich könnte dir noch ein Dutzend anderer nennen.«

»Bitte, Vater, du sollst dich darum nicht grämen. Ich weiß, daß du einen schönen Tod haben wirst, wie Brog.«

»Ja, schon... Aber wenn man es sich richtig überlegt, hatte Brog doch ein sehr schlichtes Ende.« Sein Auge leuchtete auf. »Ich wünsche mir etwas ganz Großes, etwas Schmerzhaftes und Wunderbares, wie es dem Abgesandten zuteil werden wird.«

Mele wandte den Blick ab. »Das ist Hoffart. Du versündigst dich, Vater.«

»Stimmt, stimmt. Ach ja. Eines Tages...« Kataga lächelte in sich hinein. Ja – eines Tages! Ein kluger und mutiger Mann nimmt die Sache selbst in die Hand und bereitet seinen gewaltsamen Tod vor, anstatt demütig darauf zu warten, bis der Priester es sich vielleicht überlegt. Möge man es doch Unglaube oder sonstwie nennen. Eine innere Stimme sagte Kataga, daß jeder Mensch das Recht hat, so schmerzhaft und so gewaltsam zu sterben, wie es ihm beliebt – wenn er damit nur durchkommt.

Der Gedanke an die halb durchtrennte Liane erfüllte ihn mit Genugtuung. Welches Glück, daß er nie schwimmen gelernt hatte!

»Komm«, sagte Mele. »Wir wollen den Abgesandten willkommen heißen!«

Sie folgten den anderen Dorfbewohnern hinaus auf die Ebene, wo das Raumschiff inzwischen gelandet war.

Richard Hadwell lehnte sich in seinem gepolsterten Pilotensitz zurück und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die letzten der Eingeborenen hatten soeben sein Schiff verlassen. Er hörte sie draußen singen und lachen. Sie kehrten in der Abenddämmerung in ihr Dorf zurück. Die Pilotenkanzel duftete nach Blumen, nach Honig und Wein, und die grauen Metallwände schienen noch vom Wirbel der Trommeln zu vibrieren.

In der Erinnerung lächelte er und griff nach seinem Notizbuch. Er wählte einen passenden Schreiber aus und notierte:

›Ein wahrhaft schöner Anblick ist dieses Igathi, ein Land mit stattlichen Bergen und tosenden Gebirgsströmen, mit Stränden von schwarzem Sand, üppiger Dschungelvegetation und großen, blühenden Bäumen in den Wäldern.<

Gar nicht übel, sagte sich Hadwell. Er schürzte die Lippen und fuhr fort.

›Die Einwohner sind eine angenehme humanoide Rasse von hellbrauner Hautfarbe, hübsch anzusehen. Sie begrüßten mich mit Blumen und Tänzen und mit allen Anzeichen der Freude und Zuneigung. Es fiel mir nicht schwer, im Hypnoseverfahren ihre Sprache zu ergründen, und schon bald hatte ich das Gefühl, seit jeher hier zu Hause zu sein. Sie sind ein beschwingtes, lachfreudiges Völkchen, freundlich und höflich, und sie leben heiter in ihrem kaum verfremdeten Naturzustand dahin. Was könnte der zivilisierte Mensch hier nicht alles lernen!

Man muß ihnen von Herzen zugetan sein, ihnen und Thangookari, ihrer gütigen Gottheit. Man kann nur hoffen, daß der zivilisierte Mensch mit seinem Genius der Zerstörung und Gewalt niemals bis hierher gelangt, um dieses Volk von seinem Pfad froher Ausgeglichenheit abzubringen.<

Hadwell wählte einen Schreiber mit einer feineren Spitze und fuhr fort: ›Da ist ein Mädchen namens Mele, das...< Er strich die Zeile aus und schrieb: ›Ein schwarzhaariges Mädchen namens Mele, von unvergleichlicher Schönheit, trat dicht vor mich hin und sah mir tief in die Augen...< Aber das strich er auch aus.

Stirnrunzelnd versuchte er es mit verschiedenen anderen Zeilen:

›Ihre klaren braunen Augen versprachen Freuden jenseits aller...<

›Ihr kleiner roter Mund zitterte ein wenig, als ich...<

›Auch wenn ihre kleine Hand nur für einen kurzen Augenblick auf meinem Arm ruhte...‹

Er zerknitterte die Seite. Fünf Monate erzwungener Enthaltsamkeit im Raum machen sich jetzt bemerkbar, sagte er sich. Er beschloß, lieber auf die Hauptsache zurückzukommen und sich Mele für später aufzusparen.

Er schrieb:

›Ein freundlich gesinnter Beobachter könnte diesem Volk auf verschiedene Art und Weise helfen. Doch man ist versucht, überhaupt nichts zu unternehmen, damit ihre Kultur keinesfalls gestört wird.‹

Hadwell klappte sein Notizbuch zu und sah durch eine Luke hinaus auf das Dorf in der Ferne. Es war jetzt von Fackeln erleuchtet. Er öffnete sein Buch noch einmal.

›Ihre Kultur scheint jedoch stark ausgeprägt und flexibel zu sein. Gewisse Hilfen können diesen Leuten nur zum Vorteil gereichen. Und diese werde ich ihnen bereitwillig zuteil werden lassen.‹

Dann klappte er sein Buch energisch zu und legte die Schreiber beiseite.

Am nächsten Tag begann Hadwell mit seinen guten Taten. Er stellte fest, daß viele Igathianer unter Krankheiten litten, die durch Moskitos übertragen wurden. Durch wohlüberlegten Einsatz von Antibiotika gelang es ihm, die Erkrankungen – bis auf die am weitesten fortgeschrittenen Fälle – unter Kontrolle zu bringen. Dann richtete er sein Augenmerk auf die Trockenlegung jener Wassertümpel, die Brutstätten der Moskitos waren.

Auf seinen Samaritergängen begleitete ihn Mele. Die schöne junge Igathianerin lernte rasch die Grundregeln der Krankenpflege. Ihre Hilfe wurde für Hadwell unentbehrlich.

Bald war das Dorf frei von ernsthaften Krankheiten. Hadwell verbrachte seine Tage nun hauptsächlich in einem sonnigen Hain

nicht weit von Igathi entfernt. Er ruhte sich aus und arbeitete dazwischen an seinem Buch.

Sofort berief Lag eine Ältestenversammlung ein, um die neue Lage zu erörtern.

»Meine Freunde«, sagte der alte Priester, »unser guter Freund Hadwell hat für unser Dorf Großartiges geleistet. Er hat unsere Kranken geheilt, so daß nun auch sie am Leben bleiben und Thangookaris Gaben teilhaftig werden können. Nun ist Hadwell müde und ruht sich in der Sonne aus. Und nun erwartet Hadwell den Lohn, um den er hergekommen ist.«

»Das ist nur gerecht«, sagte der Kaufmann Vassi, »daß der Abgesandte seinen Lohn empfängt. Ich empfehle, daß der Priester seine heilige Keule nimmt und sich zu ihm begibt...«

»Warum so geizig?« fragte Juele, ein Priesterschüler, dazwischen. »Hat Thangookaris Botschafter nicht einen schöneren Tod verdient? Hadwell gebührt mehr als nur die Keule! Weitaus mehr!«

»Du hast recht«, gab Vassi zögernd zu. »In diesem Falle schlage ich vor, daß wir ihm giftige Legenbeerendornen unter die Fingernägel treiben.«

»Das mag vielleicht für einen Kaufmann gut genug sein«, sagte Tgara, der Steinmetz, »aber nicht für Hadwell. Ihm gebührt ein Häuptlingstod! Ich stelle den Antrag, ihn zu fesseln und unter seinen Zehen ein kleines Feuer zu entzünden, das ganz allmählich...«

»Warte!« rief Lag. »Der Abgesandte hat den Tod eines Meisters verdient. Wir wollen ihn daher ebenso liebevoll wie energisch zum nächsten Ameisenhaufen schaffen, ihn bis an den Hals eingraben und den Riesenameisen überlassen.«

Es erhoben sich zustimmende Rufe. Tgara sagte: »Und solange er schreit, werden die uralten heiligen Trommeln dröhnen.«

»Und es werden zu seiner Ehre Tänze aufgeführt«, sagte Vassi.

»Und ein herrliches Gelage wird es geben«, sagte Kataga.

Alle waren sich darin einig, daß dies ein wunderschöner Tod sei.

Dann wurden die letzten Einzelheiten beschlossen und ein Zeitpunkt festgelegt. Eine Welle religiöser Begeisterung ging durch das ganze Dorf. Alle Hütten wurden mit Blumen geschmückt, bis auf den Schrein des Werkzeugs, der kahl zu bleiben hatte. Die Frauen lachten und sangen bei der Vorbereitung des Totenmahls.

Nur Mele war aus unerfindlichen Gründen unglücklich. Gesenkten Hauptes wanderte sie durch das Dorf und stieg langsam den Hügel hinauf zu Hadwell.

Hadwell lag mit bloßem Oberkörper unter dem warmen Schein der beiden Sonnen. »Hallo, Mele!« rief er. »Ich habe die Trommeln gehört. Tut sich etwas?«

»Wir bereiten ein Fest vor«, antwortete Mele und setzte sich neben ihn.

»Wie hübsch. Darf ich mitmachen?«

Mele starrte ihn an und nickte langsam. Angesichts solchen Mutes wurde ihr das Herz weich. Der Abgesandte legte damit einen wahrhaftigen Beweis von Anstand ab – die uralten Regeln schrieben vor, daß ein Mann bei der Vorbereitung des eigenen Totenmahls so zu tun hatte, als gehe ihn das persönlich nichts an. Heutzutage brachten es die meisten Männer nicht mehr fertig, eine derartige Haltung aufzubringen. Aber ein Abgesandter Thangookaris mußte die Regeln natürlich genauer befolgen als jeder andere.

»Wann geht es los?«

»In einer Stunde«, antwortete Mele. Bisher hatte sie vor ihm nie Geheimnisse gehabt, aber nun war sie bedrückt, und das Herz wurde ihr schwer. Sie wußte selbst nicht, warum. Schüchtern betrachtete sie seine helle, fremdartige Kleidung, sein rotes Haar.

»Wird sicher sehr nett werden«, sagte Hadwell. »Ja, ich freue mich schon drauf...« Seine Stimme wurde immer leiser und verklang. Er senkte die Augenlider und sah verstohlen das hübsche Igathianermädchen an; er nahm die reine Linie von Nacken und Schultern in sich auf, ihr glattes schwarzes Haar, ihren Duft.

Nervös riß er einen Grashalm ab.

»Mele«, sagte er, »ich...«

Die Worte blieben ihm im Halse stecken. Zu seiner Überraschung hielt er sie plötzlich in seinen Armen.

»Ach, Mele!«

»Hadwell!« rief sie und drängte sich dicht an ihn. Dann riß sie sich auf einmal los und sah ihn bekümmert an.

»Was ist denn los, Liebling?« fragte Hadwell.

»Hadwell, gibt es wirklich nichts mehr, was du für das Dorf tun kannst? Gar nichts? Mein Volk wäre dir so dankbar.«

»Sicher gibt's noch manches«, antwortete er. »Aber ich wollte mich zuerst ausruhen und mir Zeit lassen.«

»Nein! Bitte!« flehte sie. »Die Bewässerungsgräben, von denen du gesprochen hast – könntest du nicht gleich damit beginnen?«

»Wenn du unbedingt willst«, sagte Hadwell. »Aber...«

»Ach, Liebling!« Sie sprang auf. Hadwell streckte die Arme nach ihr aus, aber sie wich zurück.

»Wir haben keine Zeit! Ich muß dem Dorf Bescheid sagen.«

Sie rannte davon. Hadwell blieb mit seinen Gedanken allein. Wie seltsam diese Fremden doch waren. Und ganz besonders die fremden Frauen.

Mele rannte ins Dorf zurück und fand den Priester im Tempel vor. Er betete um Weisheit und Einsicht. Rasch berichtete sie

ihm von den neuen Plänen des Abgesandten zur Unterstützung des Dorfes.

Der alte Priester nickte bedächtig. »Dann wird die Zeremonie verschoben. Aber sag mir, meine Tochter – was hast du eigentlich damit zu tun?«

Mele wurde rot und konnte nichts darauf antworten.

Der alte Priester lächelte. Doch dann wurde sein Gesicht streng. »Ich verstehe. Aber hör mir gut zu, mein Mädchen. Die Liebe darf dich niemals dazu verleiten, von der rechten Verehrung Thangookaris und der Wahrung der alten Bräuche unseres Dorfes abzuweichen.«

»Natürlich nicht!« sagte Mele. »Ich war nur der Meinung, daß der Tod eines Meisters für Hadwell einfach nicht gut genug war. Er hat noch mehr verdient! Er verdient – das Allerhöchste!«

»Seit sechshundert Jahren ist kein Mensch mehr des Allerhöchsten für würdig befunden worden«, sagte Lag. »Das hat es nicht mehr gegeben, seit der Held und Halbgott V'ktat die igathianische Rasse vor den gefürchteten Huelva-Biestern errettet hat.«

»Aber Hadwell hat das Zeug zu einem Helden«, rief Mele. »Laß ihm Zeit, er soll sich bewähren! Dann wird er sich würdig erweisen.«

»Schon möglich«, murmelte der Priester. »Für das Dorf wäre es eine große Sache... Aber vergiß nicht, Mele – es mag für Hadwell ein ganzes Leben dauern, ehe er sich würdig erwiesen hat.«

»Aber würde sich das Warten nicht lohnen?« fragte sie.

Der alte Priester streichelte seine Keule und legte die Stirn in tiefe, nachdenkliche Falten. »Du magst recht haben«, antwortete er schließlich. »Ja, du könntest recht haben.« Plötzlich richtete er sich auf und sah sie durchdringend an.

»Aber sag mir die Wahrheit, Mele. Willst du ihn wirklich für den allerhöchsten Tod aufgespart wissen? Oder willst du ihn lediglich für dich selbst haben?«

»Er muß den Tod sterben, den er verdient«, antwortete Mele freudig. Sie konnte dem Priester dabei nicht in die Augen sehen.

»Ich weiß nicht recht«, sagte der alte Mann. »Ich weiß nicht, was sich in deinem Herzen verbirgt. Ich glaube, Mele, du wandelst gefährlich nahe am Abgrund des Unglaubens. Ausgerechnet du, eine unserer Strenggläubigsten!«

Mele wollte ihm gerade antworten, da kam der Kaufmann Vassi in den Tempel gestürzt.

»Komm rasch!« rief er. »Es geht um den Bauern Iglai. Er hat sich dem Tabu entzogen!«

Der dicke, fröhliche Bauer war eines schrecklichen Todes gestorben. Er war gerade den gewohnten Weg von seiner Hütte zur Dorfmitte gegangen, vorbei an einem alten Dornenbaum. Da war der Baum unvermittelt auf ihn gestürzt. Die starken Dornen hatten ihn durchbohrt. Augenzeugen berichteten, der Bauer habe über eine Stunde lang stöhnend und zuckend dagelegen, ehe er verschied.

Aber er war mit einem Lächeln auf den Lippen gestorben.

Der Priester betrachtete die Menschenmenge, die sich um Iglais Leiche angesammelt hatte. Einige der Dorfbewohner grinsten verstohlen. Lag ging hinüber zu dem Dornenbaum und untersuchte ihn. Er entdeckte die Male von einem Sägeblatt mit Lehm überschmiert. Da wandte sich der Priester der Menge zu.

»Hat sich Iglai häufig in der Nähe dieses Baumes aufgehalten?« fragte er.

Die anderen grinsten nun offen. Sie waren auf Iglais Leistung stolz. Aufgeregte Bemerkungen wurden ausgetauscht.

»Ich hab' mich auch gefragt, warum er immer hier essen wollte.«

»Er wollte stets allein sein. Er sagte, allein schmeckt es ihm besser.«

»Haha!«

»Er muß dauernd daran herumgesägt haben.«

»Vermutlich monatelang. Das Holz ist sehr hart.«

»Wie schlau von Iglai!«

»Kann man wohl sagen! Er war nur ein Bauer und nicht besonders fromm. Aber er hat für einen verdammt schönen Tod gesorgt.«

»Hört mir zu, ihr guten Leute!« rief Lag. »Iglai hat ein Sakrileg begangen. Nur ein Priester kann einen gewaltsamen Tod gewähren!«

»Was ein Priester nicht weiß, das macht ihn nicht heiß«, sagte jemand halblaut.

»Und wenn es schon ein Sakrileg war«, sagte ein anderer. »Jedenfalls hat sich Iglai einen wunderschönen Tod bereitet, Darauf kommt's doch an.«

Der alte Priester wandte sich traurig ab. Er konnte nichts tun. Wenn er Iglai rechtzeitig erwischt hätte, wäre ihm eine strenge Bestrafung sicher gewesen. Iglai hätte es dann nie wieder gewagt, sich einen gewaltsamen Tod zu erswindeln. Vermutlich wäre er hochbetagt friedlich in seinem Bett gestorben. Aber nun war es zu spät. Der Bauer hatte seinen Tod durchgesetzt und war auf dessen Schwingen längst nach Rookechangi entschwabt. Es war nutzlos, den Gott um eine Bestrafung im Jenseits zu bitten, da der Bauer selbst an Ort und Stelle war und sich verteidigen konnte.

Lag fragte: »Hat denn einer von euch gesehen, wie er den Baum angesägt hat?«

Falls wirklich jemand etwas bemerkt hatte, so gab er es zumindest nicht zu. Lag wußte, daß sie zusammenhielten. Trotz des Religionsunterrichts, den er ihnen seit ihrer frühesten

Jugend angedeihen ließ, versuchten sie doch immer wieder, den Priester zu überlisten.

Wann würden sie endlich erkennen, daß ein unberechtigter Tod längst nicht so befriedigend war wie ein Tod, den man sich durch harte Arbeit verdiente und der dann mit allem feierlichen Zeremoniell verhängt wurde?

Er seufzte. Das Leben war manchmal schon eine rechte Last.

Eine Woche später schrieb Hadwell in sein Tagebuch: »Noch nie hat es eine Rasse gegeben wie diese Igathianer. Ich habe nun unter ihnen gelebt, mit ihnen gegessen und getrunken und ihre Bräuche beobachtet. Ich kenne sie und ich verstehe sie. Und die Wahrheit über sie ist, gelinde gesagt, verblüffend.

Es ist tatsächlich so, daß die Igathianer nicht wissen, was Krieg ist! Bedenke das, zivilisierter Mensch! Noch nie in ihrer ganzen schriftlich und mündlich überlieferten Geschichte hat es einen Krieg gegeben. Sie können ihn sich einfach nicht vorstellen. Dafür folgendes Beispiel.

Ich versuchte, Kataga, dem Vater der unvergleichlichen Mele, den Begriff Krieg zu erklären. Der Mann kratzte sich am Kopf und fragte: »Du sagst, dann werden viele Menschen von vielen Menschen getötet? Das ist der Krieg?«

»Das ist ein Teil davon«, sagte ich. »Ja, Tausende töten Tausende.«

Kataga fragte: »Das heißt also, daß viele gleichzeitig auf dieselbe Art und Weise umkommen?«

»Richtig«, sagte ich.

Er dachte lange Zeit darüber nach, dann wandte er sich mir zu und sagte: »Es ist nicht gut, wenn viele gleichzeitig auf dieselbe Weise sterben. Das ist unbefriedigend. Jeder Mensch sollte seinen eigenen, individuellen Tod sterben.«

Bedenke, zivilisierter Mensch, die unglaubliche Einfalt dieser Antwort. Und bedenke auch, wieviel Wahrheit sich hinter dieser Einfalt verbirgt. Eine Wahrheit, die jedermann beherzigen sollte.

Außerdem streiten sich diese Leute nicht untereinander, es gibt keine blutigen Fehden, keine aus Leidenschaft begangenen Verbrechen, keinen Mord.

Das bringt mich auf folgenden Schluß: Dieses Volk kennt den gewaltsamen Tod nicht – es sei denn bei einem Unfall.

Es ist ein Jammer, daß sich Unfälle hier so häufig ereignen und daß sie so oft tödlich verlaufen. Doch das liegt wohl an der wilden Natur ringsum und an der unbekümmerten, draufgängerischen Art dieses Volkes. Übrigens bleiben auch Unfälle nicht unbemerkt und ungeprüft. Der Priester, zu dem ich ein enges Freundschaftsverhältnis gewonnen habe, beklagt die hohe Unfallquote und erhebt beständig seine warnende Stimme. Er beschwört sein Volk immer wieder, mehr Vorsicht walten zu lassen.

Er ist ein guter Mensch.

Und nun komme ich zur letzten, hinreißendsten Neuigkeit<

An dieser Stelle hatte Hadwell mit heimlichem Lächeln innegehalten, einen Augenblick gezögert und dann wieder nach seinem Notizbuch gegriffen.

>Mele hat sich bereit erklärt, meine Frau zu werden! Sobald ich mit diesem Eintrag fertig bin, soll die Feier beginnen. Das Fest hat bereits angefangen, das Mahl ist bereitet. Ich betrachte mich als den glücklichsten aller Männer, denn Mele ist wirklich eine schöne Frau. Und noch dazu eine höchst ungewöhnliche Frau.

Ihr soziales Verantwortungsbewußtsein ist stark entwickelt. Vielleicht etwas zu stark. Sie hat mich unentwegt gedrängt, für das Dorf tätig zu sein. Und ich habe vieles vollbracht. Ich habe ihnen ein vollständiges Bewässerungssystem gebaut, mehrere rasch wachsende Nutzpflanzen eingeführt, sie die Kunst der Metallbearbeitung gelehrt – und vieles andere, das ich gar nicht

alles erwähnen kann. Und sie verlangt noch mehr, viel mehr von mir.

Doch da bin ich fest geblieben. Auch ich habe ein Recht auf Ruhe. Ich wünsche mir lange und schöne Flitterwochen, und danach werde ich wohl ein Jahr lang nur in der Sonne liegen und mein Buch vollenden.

Das kann Mele nur schwer begreifen. Sie versucht mir immer wieder klarzumachen, daß ich meine Arbeit einfach fortsetzen müsse. Und sie spricht von einer Zeremonie, bei der es um das »Allerhöchste« geht – falls meine Übersetzung in diesem Punkt richtig ist.

Aber ich habe nun genug gearbeitet. Ich habe mich geweigert, noch mehr zu tun, jedenfalls nicht für die nächsten ein bis zwei Jahre.

Diese Zeremonie des »Allerhöchsten« soll unmittelbar nach unserer Hochzeit stattfinden. Ich nehme an, daß es dabei um irgendeine hohe Ehrung geht, die mir dieses schlichte Volk zugedacht hat. Ich habe bereits erkennen lassen, daß ich bereit bin, sie entgegenzunehmen.

Das dürfte sehr interessant werden.<

Zur Feier der Hochzeit begab sich das ganze Dorf, angeführt von dem alten Priester, zu dem heiligen Gipfel, auf dem alle Ehen von Igathi geschlossen wurden. Die Männer trugen zeremoniellen Federschmuck, und die Frauen waren mit Muscheln und glitzernden Steinen herausgeputzt. Vier kräftige Dorfbewohner trugen inmitten der Prozession einen fremdartig wirkenden Apparat. Hadwell bekam ihn nur flüchtig zu Gesicht, aber er wußte, daß er in feierlicher Zeremonie aus einer schwarz gedeckten Hütte geholt worden war, die eine Art von Schrein oder Heiligtum darzustellen schien.

Hintereinander balancierten sie über die schwankende Lianenbrücke. Kataga, der den Abschluß bildete, fuhr wieder heimlich grinsend mit seinem Messer über die beschädigte Stelle.

Der Gipfel war ein schmaler, einzeln aufragender schwarzer Felsen dicht am Meer. Hadwell und Mele standen gegenüber dem Priester an seinem äußersten Ende. Die Leute verstummten, als Lag beide Arme hob.

»O großer Thangookari!« rief der Priester. »Segne diesen Hadwell, deinen Abgesandten, der in einem schimmernden Fahrzeug aus den Himmeln zu uns gekommen ist, um Igathi zu dienen wie noch kein Mann vor ihm. Und segne deine Tochter Mele. Lehre sie, das Andenken an ihren Ehemann zu lieben und unbeirrt ihrem Stammesglauben anzuhängen.«

Bei diesen Worten sah der Priester das Mädchen durchdringend an. Mele hob stolz den Kopf und wich seinem Blick nicht aus.

»So erkläre ich euch zu Mann und Weib«, sagte der Priester.

Hadwell nahm seine Braut in die Arme und küßte sie. Das Volk jubelte den beiden zu. Kataga grinste verstohlen vor sich hin.

»Und nun«, sagte der Priester voller Wärme, »nun habe ich eine gute Nachricht für dich, Hadwell. Eine großartige Neuigkeit!«

»So?« fragte Hadwell und ließ widerwillig seine Braut los.

»Wir haben unser Urteil über dich abgegeben«, erklärte der Priester. »Und wir haben dich für würdig befunden – würdig des Allerhöchsten!«

»Oh, vielen Dank«, sagte Hadwell.

Der Priester winkte. Vier Männer schleppten den seltsamen Apparat herbei, den Hadwell schon zuvor erblickt hatte. Jetzt erkannte er, daß es sich um eine Plattform von der Größe eines Doppelbettes handelte, hergestellt aus schwarzem Holz, das uralt wirkte. Am Rahmen waren verschiedenartige Stacheln, Haken, scharfe Muscheln und nadelscharfe Dornen befestigt. Es gab auch tassenförmige Mulden, die noch keine Flüssigkeit enthielten, weck anderer Dinge von eigentümlicher Form konnte Hadnur erraten.

Lag sagte: »Seit sechshundert Jahren wurde dieses Werkzeug nicht mehr dem Schrein des Werkzeugs entnommen, nie wieder seit den Tagen des göttlichen Helden V'ktat, der allein das igathianische Volk vor der Vernichtung errettete. Aber für dich haben wir es hervorgeholt, Hadwell.«

»Dessen bin ich eigentlich gar nicht würdig«, bemerkte Hadwell.

Angesichts solcher Bescheidenheit erhob sich aus der Menge anerkennendes Raunen.

»Glaub mir, du bist würdig«, erklärte Lag ernsthaft. »Nimmst du das Allerhöchste an, Hadwell?«

Hadwell sah Mele an. Den Ausdruck ihres schönen Gesichts wußte er nicht zu deuten. Er sah den Priester an. Lags Gesicht war beherrscht. Die Menge verharrte totenstill. Hadwell betrachtete das Werkzeug. Sein Aussehen behagte ihm nicht. Ein leiser Zweifel beschlich ihn.

Sollte er dieses Volk falsch eingeschätzt haben? In uralten Zeiten mußte das einmal irgendein Folterwerkzeug gewesen sein. Diese Stacheln und Haken... Aber wofür waren die anderen Dinge bestimmt? Nach angestrengtem Nachdenken erriet Hadwell einige der Anwendungsmöglichkeiten. Er erschauerte. Die Menge drängte sich vor ihm Kopf an Kopf. Hinter ihm war nur die schmale Felskante, die dreihundert Meter tief senkrecht zum Meer abfiel.

Hadwell sah wieder Mele an.

Der Ausdruck der Liebe und Hingabe auf ihrem Gesicht war unverkennbar.

Er betrachtete die Dorfbewohner und spürte ihre Besorgnis. Worüber machte er sich Sorgen? Diese Leute würden nie etwas tun, was ihm schaden konnte, nicht nach allem, was er für sie getan hatte.

Das Werkzeug wurde zweifellos symbolisch angewandt.

»Ich nehme das Allerhöchste an«, sagte Hadwell zum Priester.

Die Dorfbewohner schrien auf. Die Berge warfen den erlösenden Aufschrei aus vielen Kehlen als Echo zurück. Lächelnd umdrängten sie ihn und schüttelten ihm die Hände.

»Dann soll die Zeremonie sofort stattfinden«, sagte der Priester. »Im Dorf, vor der Statue Thangookaris.«

Sie machten sich gleich, angeführt vom Priester, auf den Rückweg. Hadwell und seine Braut nahmen sie nun in die Mitte. Mele hatte seit der Verehelichung noch kein einziges Wort gesprochen.

Schweigend überquerten sie die schwankende Lianenbrücke. Drüben auf der anderen Seite umdrängten ihn die Dorfbewohner noch dichter, bis er fast Platzangst bekam. Er sagte sich: Wenn sie mich nicht hinreichend von ihrem guten Wesenskern überzeugt hätten, würde ich mich jetzt unsicher fühlen.

Vor ihnen lagen das Dorf und der Altar Thangookaris. Der Priester eilte darauf zu.

Plötzlich gellte ein Schrei. Alle machten kehrt und rannten zur Brücke zurück.

Vom Flußufer aus sah Hadwell, was geschehen war. Kataga, Meles Vater, hatte den Abschluß des feierlichen Zuges gebildet. Als er die Mitte der Brücke erreicht hatte, war die angesägte Liane endlich gerissen. Es war Kataga gelungen, sich an eine dünnere Liane zu klammern, aber nur für einen Augenblick. Vor den Augen der anderen Dorfbewohner erlahmte seine Kraft, er glitt ab und stürzte in den Fluß.

Starr vor Entsetzen schaute Hadwell zu. Mit traumhafter Deutlichkeit sah er, wie sich alles abspielte: Kataga stürzte mit einem Lächeln großartigen Mutes auf den Lippen in das weißschäumende Wasser, das um die spitzen Felsen toste.

Er stürzte einem sicheren, schrecklichen Tod entgegen.

»Kann er schwimmen?« fragte Hadwell seine Braut.

»Nein«, antwortete das Mädchen. »Er wollte es nie lernen... Ach, Vater! Wie konntest du nur!«

Die weißen Wasserstrudel machten Hadwell mehr Angst als alles, was er zuvor je erlebt hatte, mehr noch als die einsame Leere des Raums. Aber der Vater seiner Frau schwebte in Lebensgefahr. Da muß ein Mann handeln.

Er warf sich mit einem Kopfsprung ins eisige Wasser.

Kataga war schon beinahe bewußtlos, als ihn Hadwell erreichte. Das war gut so, denn auf diese Weise wehrte sich der Igathianer nicht, als ihn Hadwell beim Schopf packte und mit kraftvollen Zügen auf das nächstgelegene Ufer zuschwamm. Doch er schaffte es nicht. Die Strömung riß die beiden Männer fort, saugte sie unter und warf sie wieder nach oben. Unter Anspannung aller Kräfte gelang es Hadwell, den ersten Felsen auszuweichen. Aber vor ihm lauerten noch weitere.

Die Dorfbewohner rannten am Ufer entlang und schrien ihm etwas zu.

Hadwells Kräfte ließen rasch nach. Er strebte dem Ufer zu. Ein Fels unterhalb der Wasserfläche stieß ihm gegen die Rippen, und seine Hand, die Katagas Haar festhielt, erlahmte beinahe. Der Igathianer kam allmählich zu sich und begann sich heftig zu wehren.

»Nicht aufgeben, alter Junge!« keuchte Hadwell. Das Ufer schoß vorüber. Hadwell kam bis auf drei Meter heran, dann riß ihn die Strömung erneut davon.

Mit dem letzten Aufgebot seiner Kraft klammerte er sich an einem herabhängenden Zweig fest und ließ nicht mehr los, so sehr die Gewalt des Wassers auch an seinem Körper zerrte. Einige Augenblicke später zogen die Dorfbewohner unter Anleitung des Priesters die beiden erschöpften Männer ans rettende Ufer.

Sie wurden zum Dorf zurückgetragen. Als Hadwell wieder einigermaßen zu Atem gekommen war, wandte er den Kopf und lächelte Kataga matt an.

»Das war knapp, alter Junge«, sagte er.

»Pfuscher!« sagte Kataga. Er spuckte Hadwell an und ging davon.

Hadwell starrte ihm nach und kratzte sich am Kopf. »Er muß einen Schlag auf den Kopf bekommen haben«, murmelte er. »So können wir nun nicht mit dem Allerhöchsten fortfahren?«

Die Dorfbewohner kamen mit drohenden Gebärden näher heran.

»Ha! Er verlangt das Allerhöchste!«

»Ein Kerl wie er!«

»Nachdem er den armen Kataga aus dem Fluß gezerzt hat, besitzt er noch die Frechheit...«

»Seinem eigenen Schwiegervater rettet er das Leben!«

»So ein Mann verdient nicht das Allerhöchste!«

Vassi, der Kaufmann, faßte zusammen, was sie alle dachten: »So ein Mann verdient es nicht einmal zu sterben!«

Hadwell fragte sich, ob sie wohl alle vorübergehend verrückt geworden waren. Leicht erschüttert erhob er sich und wandte sich hilfesuchend an den Priester.

»Was soll das alles eigentlich bedeuten?« fragte er.

Lag sah ihn voll Trauer an und antwortete nicht. Sein Gesicht war bleich, die Lippen eine schmale Linie.

»Bekomme ich also die Zeremonie des Allerhöchsten nicht?« fragte Hadwell gekränkt.

»Du verdienst sie wohl«, antwortete der Priester. »Wenn je ein Mann das Allerhöchste verdient hat, dann du, Hadwell. Ich bin auch der Ansicht, du solltest es schon aus Gründen der Gerechtigkeit bekommen. Aber es geht eben um mehr als nur um die Gerechtigkeit. Thangookari liegen auch die Grundsätze der Gnade und des Mitleids am Herzen. Und nach diesen Grundsätzen hast du, Hadwell, etwas Schreckliches getan, etwas

Unmenschliches, als du den armen Kataga aus dem Fluß rettetest. Ich fürchte, diese Missetat ist unverzeihlich.«

Hadwell wußte nicht, was er darauf sagen sollte. Offenbar verbot irgendein Tabu, ins Wasser gefallene Leute zu retten. Aber wie konnten sie von ihm erwarten, daß er darüber Bescheid wußte? Wie konnten sie diese Kleinigkeit höher bewerten als alles, was er für sie getan hatte?

»Gibt es denn nicht irgendeine Zeremonie, die ihr mir gewähren könntet?« bettelte er. »Ich mag euch, und ich möchte bei euch leben. Ihr könnt doch sicher etwas für mich tun.«

Die alten Augen des Priesters verschleierten sich vor Mitgefühl. Er packte seine heilige Keule, hob sie hoch und wollte sie schwingen.

Ein drohender Aufschrei der Menge ließ ihn innehalten.

»Ich kann nichts für dich tun«, sagte er. »Geh von uns, du falscher Abgesandter! Verlaß uns, o Hadwell – du verdienst es nicht zu sterben!«

»Na schön!« schrie Hadwell zurück. Allmählich riß ihm die Geduld. »Zum Teufel mit euch! Ihr seid nichts weiter als ein Haufen dreckiger Wilder. Ich würde nicht einmal mehr hierbleiben, wenn ihr mich darum bittet. Ich gehe. Kommst du mit mir, Mele?«

Das Mädchen blinzelte verzweifelt, sah Hadwell an und dann den Priester. Es entstand ein längeres Schweigen. Dann murmelte der Priester: »Denk an deinen Vater, Mele. Denk an den Glauben deines Volkes.«

Meles stolzes kleines Kinn hob sich. »Ich weiß, was meine Pflicht ist«, sagte sie. »Gehen wir, mein lieber Richard!«

»Gut«, sagte Hadwell. Damit marschierte er, gefolgt von seiner Mele, auf das Raumschiff zu.

Verzweifelt sah ihnen der alte Priester nach. »Mele!« schrie er einmal mit herzerreißender Stimme. Doch Mele kehrte nicht

um. Er sah, wie sie das Schiff bestieg und wie sich die Luke hinter ihr schloß.

Minuten später war die silbrig schimmernde Kugel in rote und blaue Flammen gebadet. Die Kugel hob ab, stieg immer schneller und schneller auf, schrumpfte zu einem Punkt zusammen und war schließlich ganz verschwunden.

Der alte Priester sah dem Raumschiff nach, und Tränen rollten ihm über die Backen.

Stunden später sagte Hadwell: »Liebling, ich nehme dich mit zur Erde, zu dem Planeten, von dem ich komme. Es wird dir dort gefallen.«

»Ich weiß, daß es mir gefallen wird«, murmelte Mele und sah durch das Bullauge hinaus auf die strahlenden Sterne.

Irgendwo da draußen zwischen all den Sternen lag ihre für immer verlorene Heimat. Schon jetzt überkam sie das Heimweh, Aber für sie konnte es keine andere Entscheidung geben. Für sie nicht. Eine Frau geht mit dem Mann, den sie liebt. Und eine Frau, die wahrhaft liebt, verliert auch niemals den Glauben an ihren Mann.

Mele hatte ihren Glauben an Hadwell nicht verloren.

Sie griff verstohlen nach einem winzigen Dolch in einer Scheide, den sie in ihrer Kleidung verborgen hielt. Die Dolchspitze war in ein Gift getaucht, daß unter ganz besonderen Qualen und ganz besonders langsam tötete. Es war ein Erbstück ihrer Familie, das nur benutzt werden sollte, wenn kein Priester erreichbar war, und nur gegenüber dem Menschen, den man am innigsten liebte.

»Ich habe keine Lust mehr, meine Zeit zu vergeuden«, sagte Hadwell. »Mit deiner Hilfe werde ich Großes vollbringen. Du wirst stolz auf mich sein, Liebling.«

Mele wußte, daß er es ernst meinte. Sie dachte: Irgendwann hast du die Sünde an meinem Vater gebüßt, Hadwell. Du wirst

etwas Großes tun, eine einmalige Tat – vielleicht heute, vielleicht morgen, vielleicht nächstes Jahr. Und dann konnte sie ihm das Kostbarste schenken, was eine Frau einem Mann zu geben vermag.

Einen qualvollen, gewaltsamen Tod.

ENDE